



Natascha Wodin

 rowohlt
e-BOOK

SIE KAM AUS
MARIUPOL

Natascha Wodin

Sie kam aus Mariupol

 rowohlt
e-BOOK

Über dieses Buch

«Wenn du gesehen hättest, was ich gesehen habe» – Natascha Wodins Mutter sagte diesen Satz immer wieder und nahm doch, was sie meinte, mit ins Grab. Da war die Tochter zehn und wusste nicht viel mehr, als dass sie zu einer Art

Menschenunrat gehörte, zu irgendeinem Kehrlicht, der vom Krieg übrig geblieben war.

Wieso lebten sie in einem der Lager für «Displaced Persons», woher kam die Mutter, und was hatte sie erlebt? Erst

Jahrzehnte später öffnet sich die Blackbox ihrer Herkunft, erst ein bisschen, dann immer mehr.

«Sie kam aus Mariupol» ist das außergewöhnliche Buch

einer Spurensuche. Natascha Wodin geht dem Leben ihrer ukrainischen Mutter nach, die aus der Hafenstadt Mariupol stammte und mit ihrem Mann 1943 als «Ostarbeiterin» nach Deutschland verschleppt wurde. Sie erzählt beklemmend, ja bestürzend intensiv vom Anhängsel des Holocaust, einer Fußnote der Geschichte: der Zwangsarbeit im Dritten Reich. Ihre Mutter,

die als junges Mädchen den
Untergang ihrer Adelsfamilie
im stalinistischen Terror
miterlebte, bevor sie mit
ungewissem Ziel ein deutsches
Schiff bestieg, tritt wie durch
ein spätes Wunder aus der
Anonymität heraus, bekommt
ein Gesicht, das unvergesslich
ist. «Meine arme, kleine,
verrückt gewordene Mutter»,
kann Natascha Wodin nun
zärtlich sagen, und auch für

uns Leser wird begreifbar, was verloren ging. Dass es dieses bewegende, dunkel-leuchtende Zeugnis eines Schicksals gibt, das für Millionen anderer steht, ist ein literarisches Ereignis.

«Das erinnert nicht von ungefähr an die Verfahrensweise, mit der W.G. Sebald, der große deutsche Gedächtniskünstler, verlorene Lebensläufe der

Vergessenheit entriss.» (Sigrid
Löffler in ihrer Laudatio auf
Natascha Wodin bei der
Verleihung des Alfred-Döblin-
Preises 2015)

Über Natascha Wodin

Natascha Wodin wurde 1945 als Kind verschleppter sowjetischer Zwangsarbeiter in Fürth/Bayern geboren und wuchs in deutschen DP-Lagern auf. Nach Jahren in einem katholischen Mädchenheim, in dem sie nach dem frühen Tod

der Mutter untergebracht wurde, arbeitete sie zunächst als Telefonistin und Stenotypistin. Anfang der siebziger Jahre absolvierte sie eine Sprachenschule und arbeitete als Dolmetscherin. Dann begann sie, Literatur aus dem Russischen zu übersetzen, und lebte zeitweise in Moskau. Seit 1981 ist sie freie Schriftstellerin und bekam für ihre Bücher zahlreiche Preise.

Sie war mit dem Schriftsteller Wolfgang Hilbig verheiratet, in ihrem fulminanten Roman «Nachtgeschwister» erzählt sie davon. Heute lebt sie in Berlin und Mecklenburg.

Für meine Schwester

Erster Teil



Dass ich den Namen meiner

Mutter in die Suchmaschine des russischen Internets eintippte, war nicht viel mehr als eine Spielerei. Im Lauf der Jahrzehnte hatte ich immer wieder versucht, eine Spur von ihr zu finden, ich hatte ans Rote Kreuz und andere Suchdienste geschrieben, an einschlägige Archive und Forschungseinrichtungen, an wildfremde Leute in der Ukraine und in Moskau, ich

hatte in verblichenen
Opferlisten und Karteien
gesucht, aber es war mir nie
gelungen, auch nur die Spur
einer Spur zu finden, einen
noch so vagen Beweis für ihr
Leben in der Ukraine, ihre
Existenz vor meiner Geburt.

Im Zweiten Weltkrieg hatte
man sie als
Dreiundzwanzigjährige
zusammen mit meinem Vater
aus Mariupol zur Zwangsarbeit

nach Deutschland deportiert,
ich wusste nur, dass beide in
einem Rüstungsbetrieb des
Flick-Konzerns in Leipzig
eingesetzt waren. Elf Jahre
nach Kriegsende hatte meine
Mutter sich in einer
westdeutschen Kleinstadt das
Leben genommen, unweit einer
Siedlung für Heimatlose
Ausländer, wie man die
ehemaligen Zwangsarbeiter
damals nannte. Außer meiner

Schwester und mir gab es wahrscheinlich auf der Welt keinen einzigen Menschen mehr, der sie noch gekannt hatte. Und auch wir, meine Schwester und ich, hatten sie eigentlich nicht gekannt. Wir waren Kinder, meine Schwester gerade erst vier, ich zehn Jahre alt, als sie an einem Oktobertag im Jahr 1956 wortlos die Wohnung verließ und nicht wiederkam. In meiner

Erinnerung war sie nur noch ein Schemen, mehr ein Gefühl als eine Erinnerung.

Inzwischen hatte ich meine Suche nach ihr längst aufgegeben. Sie war vor über neunzig Jahren geboren und hatte nur sechsunddreißig Jahre gelebt, nicht irgendwelche Jahre, sondern die Jahre des Bürgerkriegs, der Säuberungen und Hungerkatastrophen in der

Sowjetunion, die Jahre des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus. Sie war in den Reißwolf zweier Diktaturen geraten, zuerst unter Stalin in der Ukraine, dann unter Hitler in Deutschland. Es war eine Illusion, Jahrzehnte später in dem Ozean vergessener Opfer die Spur einer jungen Frau zu finden, von der ich nicht viel mehr wusste als den Namen.

Als ich diesen Namen in einer

Sommernacht des Jahres 2013
ins russische Internet
eingegeben hatte, lieferte mir
die Suchmaschine prompt ein
Resultat. Meine Verblüffung
dauerte nur wenige Sekunden.
Ein erschwerender Umstand
meiner Suche hatte immer
schon darin bestanden, dass
meine Mutter einen
ukrainischen Allerweltsnamen
hatte, es gab Hunderte,
wahrscheinlich Tausende von

Ukrainerinnen, die hießen wie sie. Zwar trug die mir auf dem Bildschirm angezeigte Person auch den Vatersnamen meiner Mutter, sie war ebenfalls eine Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko, doch auch Jakow, der Name des Vaters meiner Mutter, war so verbreitet, dass mein Fund nichts zu bedeuten hatte.

Ich öffnete den Link und las:
Iwaschtschenko, Jewgenia

Jakowlewna, Geburtsjahr 1920,
Geburtsort Mariupol. Ich
starrte auf den Eintrag, er
starrte zurück. So wenig ich
über meine Mutter auch
wusste, ich wusste, dass sie
1920 in Mariupol geboren war.
Sollte es möglich sein, dass in
einer kleinen Stadt wie dem
damaligen Mariupol in einem
Jahr zwei Mädchen mit
demselben Vor- und
Nachnamen zur Welt

gekommen waren, deren Väter beide Jakow hießen?

Obwohl das Russische meine Muttersprache war, die ich im Lauf meines Lebens nie ganz verloren hatte und die ich seit meinem Umzug ins Nachwende-Berlin wieder fast täglich sprach, war ich nicht sicher, ob ich wirklich den Namen meiner Mutter auf dem Bildschirm las oder ob mir dieser Name vielleicht nur wie

eine Fata Morgana in der Wüste erschien, die das russische Internet für mich war. Hier wurde ein Russisch gesprochen, das ich beinahe als Fremdsprache erlebte, ein Newspeak, das sich rasant veränderte, ständig neue Vokabeln hervorbrachte, sich täglich mit neuen Amerikanismen vermengte, deren Herkunft sich nach der Transkription ins Kyrillische oft

kaum noch erkennen ließ. Auch die Seite, die mich jetzt von meinem Bildschirm ansah, hatte einen englischen Namen, sie hieß «Azov's Greeks». Ich wusste, dass Mariupol am Asowschen Meer lag, aber woher kamen plötzlich die «Asowschen Griechen»? Noch nie hatte ich von irgendeinem Zusammenhang zwischen der Ukraine und Griechenland gehört. Wäre ich Engländerin

gewesen, hätte ich sehr treffend sagen können: *It's all Greek to me.*

Über Mariupol wusste ich zu dieser Zeit so gut wie nichts. Auf der Suche nach meiner Mutter war es mir nie in den Sinn gekommen, mich über die Stadt kundig zu machen, aus der sie stammte. Mariupol, das vierzig Jahre lang Shdanow hieß und erst nach dem Zerfall der Sowjetunion wieder seinen

alten Namen erhielt, blieb ein innerer Ort für mich, den ich niemals dem Licht der Wirklichkeit aussetzte. Seit jeher war ich im Ungefähren zu Hause, in meinen eigenen Bildern und Vorstellungen von der Welt. Die äußere Wirklichkeit bedrohte dieses innere Zuhause, und deshalb wich ich ihr nach Möglichkeit aus.

Mein ursprüngliches Bild von

Mariupol war davon geprägt,
dass in meiner Kindheit
niemand zwischen den
einzelnen Staaten der
Sowjetunion unterschied, alle
Bewohner ihrer fünfzehn
Republiken galten als Russen.
Obwohl Russland im Mittelalter
aus der Ukraine
hervorgegangen war, aus der
Kiewer Rus, die man die Wiege
Russlands nannte, die Mutter
aller russischen Städte,

sprachen auch meine Eltern so über die Ukraine, als wäre sie ein Teil von Russland – dem größten Land der Welt, sagte mein Vater, ein gewaltiges Reich, das von Alaska bis nach Polen reichte und ein Sechstel der gesamten Erdoberfläche einnahm. Deutschland war dagegen nur ein Klecks auf der Landkarte.

Das Ukrainische ging für mich im Russischen auf, und

wenn ich mir meine Mutter in
ihrem früheren Leben in
Mariupol vorstellte, sah ich sie
immer im russischen Schnee.
Sie ging in ihrem altmodischen
grauen Mantel mit dem
Samtkragen und den
Samtstulpen, dem einzigen
Mantel, den ich je an ihr
gesehen hatte, durch dunkle,
eisige Straßen in irgendeinem
unermesslichen Raum, durch
den seit Ewigkeiten der

Schneesturm fegte. Der sibirische Schnee, der ganz Russland und auch Mariupol bedeckte, das unheimliche Reich der ewigen Kälte, in dem die Kommunisten herrschten.

Meine kindliche Vorstellung vom Herkunftsort meiner Mutter überdauerte Jahrzehnte in meinen inneren Dunkelkammern. Auch als ich längst wusste, dass Russland und die Ukraine zwei

verschiedene Länder waren
und die Ukraine rein gar nichts
mit Sibirien zu tun hatte,
berührte das mein Mariupol
nicht – obwohl ich nicht einmal
Gewissheit darüber besaß, ob
meine Mutter wirklich aus
dieser Stadt kam oder ob ich
ihr Mariupol angedichtet hatte,
weil mir der Name so gut gefiel.
Manchmal war ich mir nicht
einmal mehr sicher, ob es eine
Stadt dieses Namens überhaupt

gab oder ob sie eine Erfindung von mir war wie so vieles andere auch, das meine Herkunft betraf.

Eines Tages, als ich beim Blättern in einer Zeitung auf den Sportteil stieß und schon weiterblättern wollte, fiel mein Blick auf das Wort Mariupol. Eine deutsche Fußballmannschaft, so las ich, war in die Ukraine gereist, um gegen Iljitschewez Mariupol zu

spielen. Allein die Tatsache, dass die Stadt eine Fußballmannschaft hatte, war so ernüchternd, dass mein inneres Mariupol sofort zerbröckelte wie ein modriger Pilz. Nichts auf der Welt interessierte mich weniger als Fußball, aber ausgerechnet der stieß mich zum ersten Mal auf das wirkliche Mariupol. Ich erfuhr, dass es sich um eine Stadt mit ausgesprochen

mildem Klima handelte, eine Hafenstadt am Asowschen Meer, dem flachsten und wärmsten Meer der Welt. Es war von langen und weiten Sandstränden die Rede, von Weinhügeln, endlosen Sonnenblumenfeldern. Die deutschen Fußballer stöhnten unter den Sommertemperaturen, die sich der Vierzig-Grad-Marke näherten.

Die Wirklichkeit erschien mir viel unwirklicher als meine Vorstellung von ihr. Zum ersten Mal seit ihrem Tod wurde meine Mutter zu einer Person außerhalb von mir. Statt im Schnee sah ich sie plötzlich in einem leichten, hellen Sommerkleid auf einer Straße von Mariupol gehen, mit nackten Armen und Beinen, die Füße in Sandalen. Ein junges Mädchen, das nicht am

kältesten und dunkelsten Ort der Welt aufgewachsen war, sondern in der Nähe der Krim, an einem warmen südlichen Meer, unter einem Himmel, der vielleicht dem über der italienischen Adria glich. Nichts erschien mir so unvereinbar wie meine Mutter und Süden, meine Mutter und Sonne und Meer. Ich musste alle meine Vorstellungen von ihrem Leben in eine andere Temperatur, in

ein anderes Klima übertragen.
Das alte Unbekannte, es hatte
sich in ein neues Unbekanntes
verwandelt.

Ein reales Winterbild von
Mariupol aus der Zeit, als
meine Mutter dort lebte, zeigte
mir Jahre später eine russische
Novelle, deren Titel ich
vergessen habe: *Hinter dem
Fenster des Hotel Palmyra fiel
nasser Schnee. Hundert
Schritte weiter das Meer, von*

dem ich nicht zu sagen wage,
dass es rauschte. Es gluckste,
röchelte, das flache,
unbedeutende, langweilige
Meer. Ans Wasser
angeschmiegt das
unscheinbare Städtchen
Mariupol mit seinem
polnischen Kos 'ciół und seiner
jüdischen Synagoge. Mit
seinem stinkenden Hafen,
seinen Lagerschuppen, mit
dem löchrigen Zelt eines

Wanderzirkus am Strand, mit seinen griechischen Tavernen und der einsamen, matten Laterne vor dem Eingang des erwähnten Hotels. Es kam mir vor wie eine intime Mitteilung über meine Mutter. Das alles hatte sie mit eigenen Augen gesehen. Bestimmt war sie irgendwann einmal am Hotel Palmyra vorbeigegangen, vielleicht in ihrem grauen Mantel, vielleicht in demselben

nassen Schnee, mit dem Gestank des Hafens in der Nase.

Auf der Internetseite, auf der ich nun gelandet war, erfuhr ich erneut Erstaunliches über Mariupol. Zu der Zeit, als meine Mutter dort geboren wurde, war die Stadt noch stark geprägt von der griechischen Kultur. Im 18. Jahrhundert hatte Katharina die Große es den christlichen Griechen aus

dem damaligen Krimkhanat
geschenkt. Erst nach der Mitte
des 19. Jahrhunderts durften
sich wieder andere Ethnien in
dem damaligen Marioypoli
ansiedeln. Bis zum heutigen
Tag lebt eine griechische
Minderheit in der Stadt, und
der Name meiner Mutter hatte
mich aus irgendwelchen
Gründen in ein Forum für
griechischstämmige Ukrainer
geführt. In mir regte sich ein

dumpfer Verdacht. Ich hatte nur eine sehr dünne, kaum noch lesbare Erinnerung an das, was meine Mutter über ihr Leben in der Ukraine erzählt hatte, aber in meinem Gedächtnis hatte sich festgesetzt, dass ihre Mutter eine Italienerin gewesen war. Natürlich konnte ich mir nach der langen Zeit nicht sicher sein, ob es sich wirklich um eine Erinnerung handelte oder

um irgendeine zufällige
Ablagerung in meinem Gehirn.
Vielleicht, das erschien mir am
wahrscheinlichsten, hatte ich
mir schon als Kind eine
italienische Großmutter
erdichtet und zum Gegenstand
meiner abenteuerlichen
Lügengeschichten gemacht,
vielleicht war die italienische
Großmutter dem einst heißen
Wunsch entsprungen, meiner
russisch-ukrainischen Haut zu

entkommen, etwas anderes zu sein, als ich war. Jetzt fragte ich mich, ob ich mich womöglich nur insofern falsch erinnerte, als die Mutter meiner Mutter keine Italienerin, sondern Griechin gewesen war. Lag das nicht nahe angesichts dessen, was ich jetzt, erst jetzt über Mariupol erfahren hatte? Hatte die Griechin sich in meinem Gedächtnis mit der Zeit unmerklich in eine Italienerin

verwandelt, vielleicht deshalb,
weil Italien schon in meiner
Jugend zu einem Sehnsuchtsort
für mich geworden war?

Mir schien, als wäre ich in ein
neues Dunkel meiner Herkunft
eingetreten, als wurzelte ich
plötzlich in einem noch
fremderen, endgültig nicht
mehr erkennbaren Grund. Ich
starrte auf den Namen meiner
Mutter auf dem Bildschirm und
hatte dabei das Gefühl, dass die

notdürftige Identität, die ich
mir im Lauf meines Lebens
zusammengebastelt hatte,
zerplatzte wie eine Seifenblase.
Für einen Moment löste sich
alles um mich herum auf. Meine
Sicherheit fand ich erst in dem
Gedanken wieder, dass die
griechischen Wurzeln der
entdeckten Jewgenia
Jakowlewna Iwaschtschenko für
mich nur insofern von
Bedeutung waren, als sie den

Beweis dafür erbrachten, dass es sich bei dieser Frau nicht um meine Mutter handeln konnte. Niemals, dessen war ich mir sicher, hatte ich von meiner Mutter das Wort *greki* gehört, es wäre damals, in unserer abgeriegelten, armseligen Barackenwelt, haften geblieben als etwas Außerordentliches und Exotisches – obwohl ich schwer glauben konnte, dass meine Mutter die griechische

Vergangenheit ihrer
Heimatstadt nie erwähnt haben
sollte, schließlich hatte ich den
historischen
Hintergrundinformationen des
Forums entnommen, dass das
Griechische in ihrer Lebenszeit
in Mariupol noch sehr
gegenwärtig gewesen war.

Ich versprach mir nichts
davon, zu oft waren meine
Nachforschungen ins Leere
gelaufen, aber da «Azov's

Greeks» auch eine Plattform für die Suche nach Angehörigen bot, beschloss ich, trotzdem eine Nachricht zu hinterlassen. Um etwas schreiben zu können, musste ich mich allerdings erst registrieren. Auf einer russischen Internetseite hatte ich das noch nie gemacht, es kam mir unwahrscheinlich vor, dass ich diese technische Hürde meistern würde, aber zu meiner Überraschung ging

alles sehr einfach, viel einfacher
als auf deutschen

Internetseiten. Bereits nach
einer Minute war der Zugang
freigeschaltet.

In die Suchanfrage konnte
ich nicht viel mehr
hineinschreiben als den Namen
meiner Mutter und ihren
Herkunftsort. Ihrem
Vatersnamen, Jakowlewna, ließ
sich entnehmen, dass ihr Vater
Jakow geheißen hatte, aber

schon den Mädchennamen ihrer Mutter kannte ich nicht mehr. Ich wusste, dass sie einen Bruder und eine Schwester gehabt hatte, aber auch deren Namen kannte ich nicht. Ich besaß eine ukrainische Heiratsurkunde, aus der hervorging, dass meine Mutter im Juli 1943 in dem von deutschen Truppen besetzten Mariupol meinen Vater geheiratet hatte. Auf einer vom

Arbeitsamt Leipzig
ausgestellten Arbeitskarte
stand, dass sie 1944 zusammen
mit meinem Vater nach
Deutschland deportiert worden
war. Das war alles, was ich über
sie wusste.

Und die Frage war, nach wem
ich eigentlich suchte. Es war so
gut wie ausgeschlossen, dass
ihre Geschwister noch lebten,
es sei denn, sie waren in einem
biblischen Alter. Selbst deren

Kinder, sofern sie welche hatten, meine potenziellen Cousinen und Cousins, mussten schon in fortgeschrittenem Alter sein, ähnlich wie ich selbst. Sie konnten meine Mutter kaum noch gekannt haben, und es war fraglich, ob sie überhaupt von ihrer Existenz wussten, ob ihnen jemand von ihr erzählt hatte. Damals und noch Jahrzehnte später war es gefährlich, mit

einem Menschen wie meiner Mutter verwandt zu sein, mit jemandem, der sich womöglich freiwillig hatte nach Deutschland deportieren lassen oder dem es zumindest nicht gelungen war, sich der Zwangsarbeit für den Kriegsfeind zu entziehen, notfalls durch Selbstmord, wie Stalin es von wahren Patrioten forderte. Von solchen Verwandten, die als

Vaterlandsverräter galten,
erzählte man damals seinen
Kindern nicht, man wollte sie
nicht gefährden.

Früher mussten meine Finger
sich beim Tippen russischer
Texte auf eine kyrillische
Tastatur umstellen und auf
mühsame Buchstabensuche
gehen, jetzt konnte ich die
Texte mit Hilfe eines
wundersamen
Computerprogramms auf der

gewohnten lateinischen
Tastatur tippen – das Programm
setzte die lateinischen
Buchstaben automatisch in
kyrillische um. Zwar zweifelte
ich daran, dass es mir gelingen
würde, meine ins
Translitprogramm getippte
Nachricht auf die russische
Internetseite zu transportieren,
der Weg erschien mir zu weit,
aber nach den paar üblichen
Mausklicks sprang sie

tatsächlich auf die Seite von «Azov's Greeks». Ich setzte meine E-Mail-Adresse unter den Text und schickte ihn ab, ohne zu wissen, wo er landen würde. Vielleicht an irgendeinem toten Ort, in einem elektronischen Nichts, wo nie jemand meine Flaschenpost entdecken würde.

Seit ein paar Wochen war ich in meinem Arbeitsquartier in Mecklenburg. Die kleine

Wohnung am Schaalsee teilte ich mir mit einer Freundin, wir benutzten sie abwechselnd. In diesem Jahr gehörte fast der ganze Sommer am See mir. Gilla war Schauspielerin, sie steckte bis zum Hals in einem Theaterprojekt irgendwo im Ausland und kam erst im September zurück. Ich hatte gerade ein Buch abgeschlossen und faulenzte. Ich konnte mich nicht daran erinnern, wann ich

das länger als einen halben Tag
getan hatte. Meine Stoffe
standen unerbittlich Schlange
und erlaubten keine Pausen,
erinnerten mich zunehmend an
meine begrenzte Lebenszeit.
Normalerweise begann ich
nach Abschluss eines Buchs
schon am nächsten Tag mit der
Arbeit an einem neuen, länger
hielt ich es nicht aus ohne das
Schreiben, ohne den Kampf mit
den Worten. So war der größte

Teil meines Lebens dahingegangen, ich hatte es kaum bemerkt. Jetzt wollte ich plötzlich nichts anderes mehr als draußen auf dem Balkon sitzen, die leise Bewegung der Luft an meiner Haut spüren und den sommerblauen See anschauen. Gegen Abend, wenn die Hitze nachgelassen hatte, machte ich mit meinen Nordic-Walking-Stöcken ausgiebige Gänge am Wasser, wo sich in

den einsamen Feuchtgebieten
riesige Wolken hungriger
Stechmücken auf mich
stürzten. Auf dem
Nachhauseweg kaufte ich mir
mein Abendessen beim Fischer,
bei dem es frische Maränen
und Saiblinge aus dem See gab.

Früher war durch den
Schaalsee die deutsch-deutsche
Grenze verlaufen. Ein Teil des
Sees hatte zu Mecklenburg
gehört, der andere zu

Schleswig-Holstein. Ein paar Kilometer weiter fuhr man jetzt an einem Schild vorbei, auf dem stand: *Hier waren Deutschland und Europa bis zum 18. November 1989 um 16 Uhr geteilt*. In dem einstigen Grenzsperrgebiet auf der Ostseite hatten Flora und Fauna über vierzig Jahre lang Zeit gehabt, ihr Eigenleben zu entfalten, beinahe ungestört von der Spezies Mensch, die hier

nur in Gestalt von Grenzsoldaten vorkam. Nach der Wende wurde die verwilderte Landschaft zum Naturschutzgebiet erklärt und in die Liste der internationalen Biosphärenreservate der UNESCO aufgenommen: verwaltete Wildnis, in der inzwischen die Hamburger Bio-Elite angekommen war. Für die ökologisch bewegten Städter, die sich hier niedergelassen

hatten oder am Wochenende in ihre Ferienwohnungen fahren, hatten Bioläden eröffnet, Biorestaurants, regelmäßig wurden Ökomärkte abgehalten, für fünfzig Euro konnte man eine Kranichschutzaktie erwerben, im Ort gab es ein sogenanntes Zukunftszentrum Mensch – Natur. Die alteingesessenen ostdeutschen Einwohner traf man zumeist nur bei Penny und Lidl, sie

waren hier zu Fremden
geworden, zu Zaungästen ihrer
eigenen Welt, in der sie jetzt in
ihren renovierten DDR-
Häuschen lebten.

Aus dem großen
Panoramafenster meiner
Wohnung sah ich nichts
anderes als den See. Den
ganzen Tag fühlte ich mich ein
wenig betrunken vom
ständigen Blick auf das blaue
Wasser, das mir bodenlos

erschien, von unendlicher
kühler Tiefe, in der man nie zu
sinken und zu trinken aufhören
würde. Von weit her das
Lachen und Schreien der
Kinder, die sich im Wasser
tummelten. Schulferien, die
Geräusche und Gerüche, die
ganze Herrlichkeit eines
Kindheitssommers, von dem
man glaubte, er würde nie zu
Ende gehen. Zum Glück waren
Motorboote verboten, der See

gehörte den vielen Wasservögeln, die hier lebten, nur ab und zu sah man einen einsamen Kahn oder ein Boot mit einem kleinen weißen Segel vorüberziehen. Schwalben segelten zu Hunderten durch die Luft, manchmal so tief, dass sie mich fast streiften mit den scharfen Spitzen ihrer Flügel, während ich mit einem Buch auf dem Balkon saß und las oder aufs Wasser schaute, auf

dessen Oberfläche zahllose Spiegel tanzten, sich gegenseitig silberne Reflexe zuwarfen. Wildgänse zogen in geometrischen Figuren über den Himmel, wie durch unsichtbare Fäden miteinander verbunden, Mauersegler jagten sich gegenseitig, führten wilde, bizarre Spiele in der Luft auf. In der Abenddämmerung setzte das Konzert der Wasservögel ein, das geschäftige Plappern

der Enten, das Schrillen der
Singschwäne, das aufgeregte
Trompeten der Kraniche, die,
von den Feldern kommend, wo
sie ihre Nahrung fanden, sich
für die Nacht am See
sammelten. Manchmal erschien
ein Seeadler, mit seinen
mächtigen, weitgespannten
Schwingen schwebte er reglos
über dem Wasser, die Majestät
des Sees, der Schrecken der
Fische und anderer

Seebewohner. Einmal, so hatte man mir erzählt, konnte man vom Seeufer aus beobachten, wie ein Seeadler einen Kranich riss. Es war Winter, einer der Kraniche, die stehend im flachen Wasser schliefen, weil sie hier geschützt waren vor ihren Feinden, war im Schlaf mit den Beinen im See festgefroren. Als sich ein Adler auf ihn niederstürzte, konnte er nicht fliehen und wurde

zerfleischt, gefangen im Eis.

Ich war so verliebt in diesen Sommer am See, dass ich nicht schlafen konnte. Manchmal saß ich die ganze Nacht draußen auf dem Balkon, badete in der abgekühlten Luft, sah auf die Lichtstraße, die der Mond auf das dunkle Wasser warf, und konnte mich nicht satt hören an der Stille, in der nur noch ab und zu einer der unsichtbaren, im dunklen Schilf versteckten

Wasservögel einen leisen,
schlaftrunkenen Laut von sich
gab.

Sonnenaufgänge wie an
diesem See hatte ich nie zuvor
gesehen. Sie kündigten sich
schon bald nach drei Uhr
morgens am Horizont an, erst
als kaum wahrnehmbare
Rosatönung des Himmels über
dem Wasser, die aber
zunehmend in eine Lichtorgie
von unwirklicher Schönheit

übergang. Mich wunderte, dass alle anderen schliefen, dass niemand außer mir diesen kosmischen Darbietungen beizuwohnen schien. Der Himmel brannte in allen Farben von Hellgrün bis Golden, Lila und flammend Rot, jeden Tag anders, jeden Tag neu: Lichtschauspiele, surreale Gemälde, die die Sonne an den Himmel zauberte und deren minütlicher Verwandlung ich

auf meinem Balkon wie von einem Logenplatz irgendwo im Universum folgte, betäubt vom panisch anmutenden Geschrei der Wasservögel, das sich anhörte, als erwarteten die Tiere eine Apokalypse, irgendein noch nie da gewesenes Ereignis, das jenseits der menschlichen Wahrnehmung lag. Die Farben verdichteten sich, explodierten, dann begannen sie zu

verblassen, leise zu verlöschen,
immer mehr aufzugehen in dem
weißen, gleißenden Licht, das
sich nach und nach über den
See ergoss. Die Tiere
verstummten, die Gefahr war
vorüber, ein langer, brütender
Sommertag brach an. Ich erhob
mich aus dem großen alten
Sessel, den ich auf den Balkon
hinausgeschoben hatte, putzte
mir die Zähne und ging in mein
nach Westen gelegenes

Schlafzimmer, dessen Fenster ich mit buntem Markisenstoff verhängt hatte, damit ich vor dem Tageslicht und der Hitze geschützt war. Selbst im Schlaf hörte ich noch die Stille und träumte irgendwelche luziden, epischen Träume. Wenn ich gegen Mittag aufwachte, sprang ich sofort aus dem Bett und lief im Nachthemd ans Fenster im anderen Zimmer, um endlich den See

wiederzusehen, sein blaues Leuchten.

Seit meiner Suchanfrage bei «Azov's Greeks» war fast eine Woche vergangen. Ich hatte die Sache schon vergessen, da erreichte mich eine E-Mail mit unleserlichen Schriftzeichen in der Absenderzeile. Ich bekam öfter E-Mails von russischen Absendern, aber diesmal hatte mein Mailprogramm die kyrillischen Buchstaben nicht

erkannt. Ein Konstantin mit einem griechischen Nachnamen bat mich, ihm nähere Angaben zu meiner Mutter zu machen. Man werde versuchen, mir weiterzuhelfen, aber dazu müsse man etwas mehr über die Person wissen.

So weit war ich auf meiner Suche noch nie gekommen. Ein Mann in Mariupol war bereit und besaß offenbar Möglichkeiten, mir

weiterzuhelfen, wenn ich ihm
nähere Angaben zu meiner
Mutter machte. Nur dass ich
ihm diese Angaben nicht
machen konnte, weil ich alles,
was ich wusste, bereits
mitgeteilt hatte. Aus
irgendeinem Grund schämte
ich mich dafür, als wäre es ein
Armutszeugnis, eine Schande,
so wenig über die eigene
Mutter zu wissen. Und
gleichzeitig war es, als hätte ich

soeben etwas Neues über sie erfahren. Es schien, als könnte ich mit den Augen des Fremden hineinsehen nach Mariupol, als wäre er ein ehemaliger Nachbar meiner Mutter, der jeden Tag an ihrem Haus vorbeiging, mich mitnahm in Straßen, durch die sie einst gegangen war, Häuser, Bäume, Plätze sah, die sie einst gesehen hatte, das Asowsche Meer und die griechischen

Tavernen, die es vielleicht immer noch gab. In Wirklichkeit war von dem Mariupol, in dem sie gelebt hatte, nicht mehr viel übrig. Die deutsche Wehrmacht hatte es im Krieg zum großen Teil in Schutt und Asche gelegt.

Ich dankte dem freundlichen Konstantin mit dem griechischen Nachnamen für seine Hilfsbereitschaft und schickte Grüße nach Mariupol,

während meine Mutter, so glaubte ich, nach diesem erneuten Fehlschlag endgültig und für immer in Dunkelheit versank.

In Wahrheit hatte ich die russische Suchmaschine nicht ganz zufällig gerade jetzt nach ihrem Namen befragt. Schon lange beschäftigte mich der Gedanke, über das Leben meiner Mutter zu schreiben, vor allem über die Frau, die sie

vor meiner Geburt in der Ukraine und in dem deutschen Arbeitslager gewesen war. Nur dass ich über diese Frau eben so gut wie nichts wusste. Von der Zeit ihrer Zwangsarbeit hatte sie nie gesprochen, weder sie noch mein Vater, jedenfalls erinnerte ich mich nicht daran. Was ich von ihren Erzählungen über ihr Leben in der Ukraine noch im Gedächtnis hatte, waren nicht mehr als ein paar

vage Irrlichter in meinem Kopf. Ich konnte nur versuchen, eine fiktionale Biografie zu schreiben, die sich auf die Geschichtsschreibung stützte, auf die bekannten Fakten der Orte und der Zeit, in der meine Mutter gelebt hatte. Seit vielen Jahren schon suchte ich nach irgendeinem Buch von einem ehemaligen Zwangsarbeiter, nach einer literarischen Stimme, an der ich mich hätte

orientieren können, vergeblich.
Die Überlebenden der
Konzentrationslager hatten
Weltliteratur hervorgebracht,
Bücher über den Holocaust
füllten Bibliotheken, aber die
nichtjüdischen Zwangsarbeiter,
die die Vernichtung durch
Arbeit überlebt hatten,
schwiegen. Man hatte sie zu
Millionen ins Deutsche Reich
verschleppt, Konzerne,
Unternehmen,

Handwerksbetriebe,
Bauernhöfe, Privathaushalte im
ganzen Land bedienten sich
nach Belieben am Kontingent
der importierten
Arbeitssklaven, deren maximale
Ausbeutung bei geringstem
Aufwand Programm war. Sie
mussten unter meist
unmenschlichen, oft KZ-
ähnlichen Bedingungen die
Arbeit der deutschen Männer
machen, die an der Front

waren, in den Heimatländern
der Deportierten deren Dörfer
und Städte verwüsteten, deren
Familien umbrachten. Die nach
Deutschland verschleppten
Männer und Frauen wurden in
bis heute unbekannter Zahl in
der deutschen Kriegswirtschaft
zu Tode geschunden, aber noch
Jahrzehnte nach Kriegsende
fand sich über die Verbrechen
an den sechs bis
siebenundzwanzig Millionen

Zwangsarbeitern – die
Zahlenangaben schwanken
dramatisch von Quelle zu
Quelle – nur gelegentlich ein
einzelner, dünner Bericht in
einem Kirchenblatt oder in
einer lokalen Sonntagszeitung.
Zumeist wurden sie beiläufig,
unter «ferner liefen»,
zusammen mit den Juden
erwähnt, eine Marginalie, ein
Anhängsel des Holocaust.

Die längste Zeit meines

Lebens hatte ich gar nicht gewusst, dass ich ein Kind von Zwangsarbeitern bin. Niemand hatte es mir gesagt, nicht meine Eltern, nicht die deutsche Umwelt, in deren Erinnerungskultur das Massenphänomen der Zwangsarbeit nicht vorkam. Jahrzehntlang wusste ich nichts von meinem eigenen Leben. Ich hatte keine Ahnung, wer all die Leute waren, mit

denen wir in verschiedenen
Nachkriegsghettos
zusammenwohnten, wie sie
nach Deutschland gekommen
waren: all die Rumänen,
Tschechen, Polen, Bulgaren,
Jugoslawen, Ungarn, Letten,
Litauer, Aserbaidchaner und
viele andere, die sich trotz
babylonischer
Sprachverwirrung irgendwie
untereinander verständigten.
Ich wusste nur, dass ich zu

einer Art Menschenunrat gehörte, zu irgendeinem Kehricht, der vom Krieg übriggeblieben war.

In der deutschen Schule hatte man uns beigebracht, dass die Russen Deutschland überfallen, alles zerstört und den Deutschen ihr halbes Land weggenommen hätten. Ich saß in der hintersten Reihe, neben Inge Krabbes, mit der auch niemand etwas zu tun haben

wollte, obwohl sie eine Deutsche war, aber sie trug schmutzige Kleider und roch schlecht, und die Lehrerin vorn am Pult erzählte, dass die Russen ihrem Verlobten die Augen mit glühenden Kohlen ausgebrannt und kleine Kinder mit ihren Stiefeln zertreten hätten. Alle Köpfe drehten sich nach mir um, selbst Inge Krabbes rückte ein Stück von mir ab, und ich wusste, nach

Schulschluss würde wieder die Jagd beginnen.

Meine Lügen konnten mir längst nicht mehr helfen, ich zählte nicht nur zu den russischen Barbaren, sondern war längst als Hochstaplerin enttarnt. Um mich in den Augen der deutschen Kinder aufzuwerten, hatte ich ihnen erzählt, meine Eltern, für die ich mich so schämte, seien gar nicht meine wirklichen Eltern,

sie hätten mich auf ihrer Flucht aus Russland im Straßengraben gefunden und mitgenommen, in Wirklichkeit würde ich aus einer reichen russischen Fürstenfamilie stammen, die Schlösser und Güter besaß, wobei ich zu erklären versäumte, wie ich als Fürstenkind in den Straßengraben geraten war, aber für einen Tag oder ein paar Stunden war ich ein

verkanntes, geheimnisvolles
Wesen, das die staunende
Bewunderung der deutschen
Kinder genoss. Irgendwann
durchschauten sie mich
natürlich, und dann jagten sie
mich erst recht, die kleinen
Rächer des untergegangenen
Dritten Reiches, die Kinder der
deutschen Kriegerwitwen und
Naziväter, sie jagten sämtliche
Russen in meiner Gestalt, ich
war die Verkörperung der

Kommunisten und
Bolschewiken, der slawischen
Untermenschen, ich war die
Verkörperung des Weltfeindes,
der sie im Krieg besiegt hatte,
und ich rannte, rannte um mein
Leben. Ich wollte nicht sterben
wie Dschemila, die kleine
Tochter der Jugoslawen, die die
deutschen Kinder auch gejagt
und eines Tages in die Regnitz
gestoßen hatten, in der sie
dann ertrunken war. Ich lief

und zog eine Woge von
Kriegsgeheul hinter mir her,
aber ich war eine geübte
Sprinterin, inzwischen hatte ich
beim Laufen nicht einmal mehr
Seitenstechen, sodass es mir
meistens gelang, meine
Verfolger abzuhängen. Nur bis
zu den Kiesgruben musste ich
kommen, wo die Grenze
zwischen der deutschen Welt
und der unseren verlief, hinter
den Kiesgruben begann unser

Hoheitsgebiet, unsere Terra incognita, auf die außer der Polizei und dem Briefträger noch nie ein Deutscher seinen Fuß gesetzt hatte, auch die deutschen Kinder trauten sich nicht dorthin. Vorn bei den Kiesgruben ging von der asphaltierten Straße ein Trampelpfad ab, der zu den «Häusern» führte. Ich wusste nicht, warum die Deutschen unsere steinernen Blocks so

nannten, «Häuser», vielleicht war es die Unterscheidung zwischen uns und den Zigeunern, die noch weiter draußen in Holzbaracken wohnten. Sie standen noch eine Stufe unter uns und lösten in mir ein ähnliches Grausen aus wie wir wahrscheinlich in den Deutschen.

Sobald ich die magische Grenze passiert hatte, war ich in Sicherheit. Hinter der Kurve,

wo meine Verfolger mich nicht mehr sehen konnten, ließ ich mich ins Gras fallen und wartete, bis mein rasendes Herz sich beruhigt hatte, bis ich wieder atmen konnte. Für diesen Tag hatte ich es geschafft, an den nächsten dachte ich jetzt noch nicht. Ich trödelte so lange wie möglich, trieb mich an den Flussauen herum, ließ flache Steine über das Wasser der Regnitz

springen, stopfte mir
Sauerampfer in den Mund,
nagte die rohen
Futtermaiskolben ab, die ich
von den Feldern stahl. Ich
wollte nie nach Hause. Ich
wollte weg, immer nur weg, seit
ich denken konnte, meine
ganze Kindheit wartete ich nur
aufs Erwachsenwerden, damit
ich endlich wegkonnte. Ich
wollte weg aus der deutschen
Schule, weg aus den

«Häusern», weg von meinen Eltern, weg von allem, das mich ausmachte und mir vorkam wie ein Versehen, in dem ich gefangen war. Selbst wenn ich hätte wissen können, wer meine Eltern und all die anderen waren, zu denen ich gehörte, ich hätte es nicht wissen wollen, es interessierte mich nicht, nichts weniger als das, ich hatte damit nichts zu tun. Ich wollte nur weg, nichts wie weg, alles

für immer hinter mir lassen,
mich endlich losreißen in mein
eigenes und eigentliches
Leben, das mich irgendwo
draußen in der Welt erwartete.

Ich erinnere mich an mein
erstes bewusstes Bild von
meiner Mutter: Ich bin etwa
vier Jahre alt, wir wohnen im
Lagerschuppen einer
Eisenwarenfabrik, wo meine
Eltern vorübergehendes Asyl in
Deutschland gefunden haben.

Das Verlassen des Fabrikhofs ist mir unter Strafe verboten, aber schon damals versuche ich ständig zu entkommen. Hinter dem Fabrikhof, auf der großen Leyher Straße, beginnt eine andere, unbekannte Welt. Dort gibt es Geschäfte, eine Straßenbahn, an Kriegsruinen erinnere ich mich nicht, nur an Häuser, die mir vorkommen wie Paläste, Häuser aus Stein, mit großen schweren Türen und

hohen Fenstern, an denen
Gardinen hängen. Und es gibt
eine Wiese mit wilden
Birnbäumen. Ich habe noch nie
Birnen gegessen, ich möchte
wissen, wie sie schmecken.
Aber ich bin zu klein, ich
erreiche die Äste nicht, an
denen die Früchte hängen. Ich
probiere es mit einem Stein,
den ich in den Baum werfe. Er
prallt an einem Ast ab und
schießt wieder auf mich zu, ein

Bumerang, der mir ein Loch ins Gesicht schlägt, um
Haaresbreite das linke Auge verfehlt. Ich weiß nicht mehr, wie ich nach Hause komme, weiß nur noch, dass ich auf dem Fabrikhof stehe und mich nicht hineintraue in unsere Behausung. Warmes Blut rinnt über mein Gesicht und tropft mir aufs Kleid. Hinter dem geöffneten Schuppenfenster meine Mutter. Sie hat den Kopf

über ein Waschbrett gebeugt
und schrubbst Wäsche, eine
dunkle Haarsträhne fällt ihr ins
Gesicht. Sie hebt den Kopf und
sieht mich. Und ich sehe sie,
das Bild, das in meiner
Erinnerung an sie das erste ist.
Sie beginnt mit einem Schrei,
der Rest besteht nur aus
Augen. Augen, in denen ein
Entsetzen steht, das für mich
zum Inbegriff von ihr werden
wird. Ein Entsetzen von weit

her, weit über mich hinaus,
unbegreiflich, bodenlos. Das
Entsetzen, das sie meint, wenn
sie sagt: Wenn du gesehen
hättest, was ich gesehen habe
... Immer wieder, der Kehrreim
meiner Kindheit: «Wenn du
gesehen hättest, was ich
gesehen habe ...»

Ich besitze zwei Fotos von
ihr, die sie aus der Ukraine
mitgebracht hat, Porträtfotos,
aufgenommen in einem Studio.

Auf einem ist sie ein junges Mädchen im Alter von etwa achtzehn Jahren, neben einer zarten weißhaarigen Frau, von der ich nicht weiß, wer sie ist. Meine sehr schmale, wahrscheinlich unterernährte Mutter trägt ein schlichtes Sommerkleid, ihr dichtes, tintenschwarzes Haar ist zu einem Pagenkopf geschnitten, der damals wahrscheinlich Mode war. Offenbar wollte der

Fotograf seine künstlerischen Fähigkeiten zur Geltung bringen und ihr etwas Geheimnisvolles verleihen, denn ihre linke Gesichtshälfte ist von einem Schatten verdunkelt. Sie sieht aus wie ein Kind, aber die Unschuld und Schutzlosigkeit in ihrem Gesicht sind mit einem erschreckenden Wissen gepaart. Schwer zu glauben, dass ein Mensch von solcher

Zerbrechlichkeit so ein Wissen
aushalten kann – als wäre ein
Tonnengewicht an einem
Zwirnsfaden aufgehängt. Die
weißhaarige Frau neben ihr hat
trotz ihrer Zartheit etwas
Maskulines an sich, ihrem Alter
nach könnte sie die Großmutter
meiner Mutter sein. Ein graues
Kleid mit weißem
Spitzenkragen, die Haltung
aufrecht, streng, im Gesicht der
Stolz der Erniedrigten und

Beleidigten. Es muss in etwa das Jahr 1938 sein, die Hochzeit des stalinistischen Terrors, des Hungers und der Angst.

Auf dem zweiten Foto ist meine Mutter wohl etwas älter, vielleicht ist diese Aufnahme im Krieg entstanden, kurz vor ihrer Deportation. Hier blicken ihre Augen ganz nach innen, in irgendeine ferne, unergründliche Landschaft, die

Schwermut in ihren Zügen
vermischt sich mit dem Anflug
eines Lächelns. Ihr Gesicht ist
engerahmt von einem Tuch im
ukrainischen Folklorestil, das
sie lose um den Kopf
geschlungen hat. Vielleicht ist
sie zum Fotografen gegangen,
um ein letztes Foto von sich in
der Ukraine machen zu lassen,
ein Erinnerungsfoto.

Was für eine schöne Frau,
sagt jeder, der diese alten

Schwarzweißaufnahmen sieht.
Schon in meiner Kindheit war
die Schönheit meiner Mutter
ein Mythos. Was für eine
schöne Frau, hörte ich andere
ständig sagen. Und: Was für
eine unglückliche Frau.
Schönheit und Unglück
schienen bei meiner Mutter
zusammenzugehören, sich auf
rätselhafte Weise zu bedingen.

Zu meinem Archiv gehört
noch ein drittes Foto aus der

Ukraine. Es zeigt einen gut gekleideten älteren Herrn mit klugen, melancholischen Augen, einer hohen Stirn und einem kurzen, halb ergrauten Vollbart. Er steht hinter zwei sitzenden Frauen, die eine in einem strengen, hochgeschlossenen Kleid, ihr Gesicht das einer Intellektuellen mit einem Zwicker auf der Nase. Die jüngere in einer weißen Bluse,

mädchenhaft scheu, im Blick
der Ausdruck von
Vergeblichkeit. Auf der
Rückseite dieses Fotos steht in
der Handschrift meiner Mutter
auf Deutsch: «Großvater und
zwei Bekannte». Ich weiß nicht,
wessen Großvater gemeint ist,
meiner oder der meiner
Mutter. Ich weiß nicht, warum
sie dieses Foto auf Deutsch
beschriftet hat, obwohl sie sich
meinem Deutsch immer

widersetzte und beharrlich
Russisch mit mir sprach.

Außer diesen drei Fotos
besitze ich noch die zwei
bereits erwähnten amtlichen
Dokumente. Um die
Heiratsurkunde meiner Eltern
lesen zu können, muss ich das
postkartengroße Stück Papier
vor einen Spiegel halten. Es
handelt sich um eine mysteriöse
Ablichtung mit
seitenverkehrter weißer

Handschrift auf schwarzem Grund. Im Spiegel kann ich lesen, dass meine Mutter, Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko, am 28. Juli 1943 in Mariupol die Ehe mit meinem Vater geschlossen hat. Die Urkunde ist auf Ukrainisch ausgestellt, der Stempel verblichen, aber deutlich erkennbar ist das deutsche Wort «Standesamt». Jedes Mal wieder stolpere ich über dieses

Wort. Was hatten die Deutschen auf dem Standesamt von Mariupol verloren? Ein Detail aus einem Okkupationsalltag, von dem ich mir wenig Vorstellungen mache. Immer kommt es mir vor wie ein Wunder, dass dieses unscheinbare Dokument nicht nur Krieg, Deportation, Arbeitslager und die anschließende Odyssee durch die Nachkriegslager in

Deutschland überlebt hat,
sondern auch meine späteren
Umzüge, von denen ich nicht
wenige hinter mir habe. Das
über siebenzig Jahre alte,
offenbar unverwüstliche
Beweisstück einer nicht allzu
langen, desaströsen Ehe.

Die deutsche Arbeitskarte
meiner Mutter ist verschollen,
vielleicht irgendwann in einem
dunklen, luftlosen Winkel
meines Schreibtisches zu Staub

zerfallen, aber ich weiß, dass sie bis auf den Namen identisch war mit der am 8. August 1944 in Leipzig ausgestellten Arbeitskarte meines Vaters, die noch erhalten ist. Ein seifenstückgroßes, zweifach gefaltetes Stück Papier, stark vergilbt und abgegriffen. Name, Geburtsdatum, Geburtsort meines Vaters, der Kamyschin heißt, sich aber auf dem Weg aus seinem Mund in

das Ohr der deutschen
Schreibkraft in Chanuchin
verwandelt hat. Es folgt:

Staatsangehörigkeit: ungeklärt,
Ostarbeiter.

Herkunftsland: Besetzte
Ostgebiete.

Kreis: Marienpol.

Wohnhaft: –

Beschäftigt als:

Metallhilfsarbeiter.

Arbeitsstelle: ATG

Maschinenbau GmbH, Leipzig

W 32, Schönauer Str. 101

Im Inl. seit 14.5.44

Zwei Stempel mit Reichsadler,
einer vom Polizeipräsidium,
einer vom Arbeitsamt Leipzig,
außerdem ein Foto meines
Vaters mit einer Nummer, die
am Revers seines Anzugs
befestigt ist. Auf der Rückseite

zwei Fingerabdrücke, linker
Zeigefinger, rechter
Zeigefinger. Darunter: *Diese
Arbeitskarte berechtigt nur zur
Arbeit bei dem genannten
Betriebsführer und wird beim
Verlassen dieser Arbeitsstelle
ungültig. Der Inhaber hat die
Arbeitskarte als Ausweis
ständig bei sich zu tragen.
Gültig bis auf weiteres.
Widerruf vorbehalten.*

Aus diesen zwei historischen

Dokumenten, der
Heiratsurkunde und der
Arbeitskarte, den drei
Schwarzweißfotos und einer
alten Ikone, die meine Mutter
in ihrem Bündel auf die weite
Reise mitgenommen hatte,
bestand mein gesamtes
Familienerbe. Die Ikone,
handgemalt auf Goldgrund,
zeigte die Schar der
wichtigsten russisch-
orthodoxen Heiligen. Jedes

Detail war so kunstvoll
ausgearbeitet, dass man sogar
die Fingernägel der Heiligen
sah.

Wenn ich mich an etwas
genau erinnere, dann daran,
wie meine Mutter von der
Armut ihrer Familie in der
Ukraine erzählt hat, vom
ständigen Hunger. Die Angst
vor Stalin und die Armut waren
in meiner Erinnerung das, was
ihr Leben in der Ukraine

bestimmt hatte. Aber wie war die Armut mit der kostbaren, von dort mitgebrachten Ikone zu vereinbaren? Auch sie hatte auf wundersame Weise Deportation und Arbeitslager überlebt, sie war unterwegs nicht verlorengegangen, war nicht beschädigt worden, niemand hatte sie meiner Mutter weggenommen oder gestohlen. In jeder unserer Baracken hatte sie in einer

Ecke gehangen, still und geheimnisvoll schimmernd, zu ihr hatte ich meine heißesten Kindergebete geschickt, die verzweifelten Bitten um das Leben meiner Mutter, wenn sie von meiner Schwester und mir wieder einmal Abschied nahm und sich zum Sterben hinlegte. Jetzt hing die Ikone in meiner Berliner Wohnung über einem alten katholischen Kirchenstuhl, den ich einmal

auf einem Dachboden gefunden hatte. Wahrscheinlich war sie das kostbarste Stück, das ich je besaß.

Diesem dürftigen Archiv konnte ich nur noch ein paar unscharfe, fragwürdige Erinnerungen hinzufügen, die Erinnerungen eines Kindes, die vielleicht gar keine Erinnerungen mehr waren, sondern bloßer Schaum, den die jahrzehntelangen

Gärungsprozesse der Zeit in
meinem Gedächtnis
zurückgelassen hatten:

Ich fand in mir das russische
Wort *advokat* – ein solcher soll
der Vater meiner Mutter
gewesen sein. Immer hatte sie
um ihn, den Herzkranken,
gebangt, und als sie eines
Tages in der Schule aus dem
Unterricht geholt wurde, hatte
sie sofort gewusst, dass er
gestorben war.

Ich fand den Namen «De Martino» – so soll die Mutter meiner Mutter geheißen haben, eine aus einer vermögenden italienischen Familie stammende Frau, von der ich nicht wusste, was sie im letzten oder vorletzten Jahrhundert in die Ukraine verschlagen haben mochte. Dem Vermögen der Familie widersprach das Wort «Kohlenhandlung», das in meinem Gedächtnis gleich

neben dem Namen «De Martino» angesiedelt war.

Ich fand den Namen «Medweshja Gora», zu Deutsch Bärenberg – so hieß in meiner Erinnerung der Ort, an den man die Schwester meiner Mutter verbannt hatte. Mehr wusste ich nicht über sie. Mein Gedächtnis hatte nur noch gespeichert, dass die Mutter meiner Mutter sich eines Tages auf den Weg nach Medweshja

Gora gemacht hatte, um ihre Tochter im Lager zu besuchen. In dieser Zeit brach der Zweite Weltkrieg aus, und sie kam nicht mehr zurück. Das schien die größte Katastrophe im Leben meiner Mutter gewesen zu sein: dass sie ihre Mutter verloren hatte, dass sie nicht wusste, was mit ihr geschehen war – ob sie noch lebte oder ob sie im deutschen Bombenhagel den Tod gefunden hatte. In

meiner kindlichen Vorstellung hatten die Bären in Medweshja Gora sie gefressen.

Ich fand noch einen Bruder, der ein bekannter Opernsänger gewesen sein soll und mit dem meine Mutter eine besonders innige Liebe verbunden hatte. Um ihn hatte sie fast so viele Tränen geweint wie um ihre Mutter.

Im Grunde glaubte ich fast nichts von alledem. Die

vermögende italienische Familie, ein Großvater, der Rechtsanwalt gewesen war, der bekannte Opernsänger, sogar die Kohlenhandlung ähnelten verdächtig meinen kindlichen Sehnsüchten nach einer respektablen Herkunft, die aus meiner damaligen Perspektive auch ein Kohlenhändler besaß. Der Opernsänger stammte wahrscheinlich aus späterer Zeit, als ich, ein Mädchen noch,

völlig überraschend die Oper entdeckte und mir offenbar einen Onkel erdichtete, der meine Lieblingsarien von Bellini und Händel sang. Und die Verbannung meiner Tante entstammte möglicherweise meinem kindlichen Verlangen nach tragischer Bedeutsamkeit oder auch nur dem Angstwort «Bärenberg», das ich in irgendeinem ganz anderen Zusammenhang von meiner

Mutter gehört haben mochte, vielleicht in einem der vielen Märchen, die sie mir einst erzählte.

Deutlich erinnerte ich mich eigentlich nur noch an eine Erzählung meiner Mutter, in der es um eine Freundin ging. Von ihr hat sie immer wieder gesprochen, mit jenem Entsetzen in den Augen, das ich an ihr so fürchtete. Auch in Mariupol jagten die Nazis die

Juden, allein an zwei Tagen im Oktober 1941 wurden in der Stadt achttausend von ihnen erschossen. Was in dem Massaker von Babij Jar gipfelte, gab es überall in der stark von Juden besiedelten Ukraine. Die Freundin meiner Mutter war ebenfalls Jüdin, und eines Tages fasste man auch sie. Sie musste zusammen mit anderen Juden einen langen Graben ausheben und sich dann mit

dem Rücken zu den deutschen Maschinengewehren vor den Graben stellen. Sie schaffte es, der Kugel, die sie treffen sollte, zuvorzukommen, indem sie sich eine Sekunde vorher in den Graben fallen ließ. Sie wartete die Dunkelheit ab, arbeitete sich aus dem Leichenberg heraus, unter dem sie begraben lag, und lief zu meiner Mutter. Blutüberströmt stand sie vor ihrer Tür.

Seit langer Zeit zerbrach ich mir den Kopf darüber, in welchem Verhältnis meine Mutter im Krieg zu den deutschen Besatzern gestanden hatte. Die gesamte Bevölkerung der besetzten Gebiete musste damals für die Deutschen arbeiten, es gab keine Alternative. Nur wer arbeitete, bekam Lebensmittelmärkte, und ohne Lebensmittelmärkte konnte

niemand überleben. Doch meine Mutter, die bei Ausbruch des Krieges erst einundzwanzig Jahre alt war, hatte einen besonderen Arbeitsplatz. Sie, die künftige Zwangsarbeiterin, war ausgerechnet beim deutschen Arbeitsamt angestellt, das die Zwangsarbeiter rekrutierte und auf den Transport nach Deutschland brachte. Es war, als hätte sie für ihre eigene

Deportation gearbeitet. Zudem waren die Arbeitsämter wesentliche Macht- und Kontrollorgane der deutschen Besatzer, jeder musste sich dort melden, niemand kam an den deutschen Arbeitsämtern vorbei. Was für Aufgaben mochte meine Mutter dort gehabt haben? Stand sie auf der Seite der Deutschen, weil sie in ihnen die Befreier sah, die das Stalin-Regime besiegen

würden? Arbeitete sie aus
Überzeugung beim Arbeitsamt,
oder war sie nur ein zufälliges
Rädchen in der deutschen
Kriegsmaschinerie? Hatte man
sie am Ende genauso
verschleppt wie alle andern
auch, oder hatte sie sich
freiwillig zum Transport
gemeldet? War sie ein Opfer
der allgegenwärtigen
Propaganda, die den
leichtgläubigen, in Armut

lebenden Sowjetbürgern ein Paradies in Deutschland versprach? Hatte sie dieser Propaganda auch noch 1944 geglaubt, im Jahr ihrer Deportation, als eigentlich schon jeder wusste, was diejenigen erwartete, die täglich zu Tausenden ergriffen und in Viehwaggons ins Deutsche Reich gebracht wurden? Nicht wenige waren zu dieser Zeit bereits wieder

zurückgekommen, krank,
körperlich und seelisch ruiniert
von den brutalen Arbeits- und
Lebensbedingungen in
Deutschland, leistungsunfähig
gewordene Arbeitssklaven, die
die Nazis nicht mehr
gebrauchen konnten. Vielleicht
hatte meine Mutter, wenn sie
wirklich freiwillig gegangen
sein sollte, das alles gewusst,
aber keine Wahl gehabt. Als
abzusehen war, dass die Rote

Armee Mariupol zurückerobern würde, blieb ihr nur noch die Flucht, denn eine Mitarbeiterin des deutschen Arbeitsamtes hätte man wahrscheinlich auf der Stelle als Kollaborateurin und Vaterlandsverräterin erschossen. Und womöglich hatte mein Vater noch schwerwiegendere Gründe gehabt als sie, die Sowjetunion zu verlassen. Vielleicht war sie ihm einfach gefolgt, einem

Mann, der damals ihr Beschützer, ihre einzige Zuflucht war. Sie selbst war wahrscheinlich viel zu jung, zu unbedarft und zu verstört, um Entscheidungen von solcher Tragweite zu treffen, sich den Gewalten ihrer Zeit und ihres Ortes entgegenzustemmen.

Jetzt, in diesem verzauberten Sommer am See, wurde mir mit zunehmendem Schrecken bewusst, was ich mir

vorgenommen hatte. Mein
erstes, vor Jahrzehnten
erschiedenes Buch war so
etwas wie der Versuch einer
Autobiographie gewesen, aber
damals hatte ich keine Ahnung
gehabt von meiner Biographie,
ich hatte mein Leben und seine
Zusammenhänge nicht gekannt.
Meine Mutter war immer eine
innere Figur für mich
geblieben, Teil einer vagen, im
Ungefähren angesiedelten

Privatvita, die ich mir jenseits politischer und historischer Zusammenhänge erfunden hatte, in einem Niemandsland, in dem ich ein herkunftsloses, wurzelloses Einzelwesen war. Erst sehr viel später begann ich zu begreifen, wer meine Eltern waren und was für einen «Stoff» sie mir hinterlassen hatten. Jetzt stand ich vor der Aufgabe, das Versäumte nachzuholen, in einem vielleicht

letzten Buch zu sagen, was ich
in meinem ersten hätte sagen
müssen. Nur dass ich eben
weiterhin so gut wie nichts vom
Leben meiner Mutter vor
meiner Geburt wusste, schon
gar nichts von ihrer Zeit im
deutschen Arbeitslager. Ich
stand mit leeren Händen da,
hatte nur die
Geschichtsschreibung und
meine Phantasie, die den
Abgründen des Themas nicht

gewachsen war.

Als diejenigen, die man nach einer Wortschöpfung von Hermann Göring «Ostarbeiter» nannte, in den 1990er Jahren mit großer Verspätung begannen, Entschädigungsansprüche zu stellen, rückte das Thema «Ostarbeiter» ins Licht oder zumindest Halblight der deutschen Öffentlichkeit. Inzwischen gab es Sachbücher,

Berichte und Dokumentationen über die Zwangsarbeit im Dritten Reich, ich konnte lesen und mich informieren.

Mittlerweile hatte ich sogar die so lange vergeblich gesuchte literarische Stimme gefunden, ein Buch von Vitalij Sjomin, das in der deutschen Übersetzung «Zum Unterschied ein Zeichen» hieß und schon in den siebziger Jahren erschienen war. Der russische Autor

erzählte darin die Geschichte eines Halbwüchsigen, den man aus Rostow am Don verschleppt hatte und der die Zwangsarbeit in Deutschland nur überlebte, weil er überzeugt davon war, dass das, was er sah und erfahren musste, nicht mit ihm zusammen untergehen durfte, dass er verpflichtet war, Zeugnis für die Nachwelt abzulegen. Im Arbeitslager, so schreibt er, war es besser als

im Vernichtungslager, aber nur
insofern, als man im
Arbeitslager nicht sofort
ermordet wurde, sondern nach
und nach – durch ein
unmenschliches
Arbeitspensum, Hunger,
Schläge, ständige Schikanen
und fehlende medizinische
Versorgung.

Zu meiner Überraschung
hatte ich festgestellt, dass der
Übersetzer des Buchs

Alexander Kaempfe war, mit dem mich in den siebziger Jahren eine Freundschaft verband. Er las mir oft aus seinen Übersetzungen vor, gut möglich, dass er mir auch aus dem Buch von Vitalij Sjomín vorgelesen hat und ich mich nur deshalb nicht daran erinnerte, weil ich damals ja nicht wusste, dass das Buch von meinen Eltern handelte, dass sie einst ebenfalls zum

Unterschied ein Zeichen trugen, den Abnäher «OST», der sie von den rassistisch höher stehenden westeuropäischen Zwangsarbeitern unterschied.

Je länger ich recherchierte, auf desto mehr Ungeheuerlichkeiten stieß ich, von denen bisher kaum jemand gehört zu haben schien. Nicht nur ich selbst war in vielem immer noch ahnungslos, auch von meinen deutschen

Freunden, die ich für
aufgeklärte,
geschichtsbewusste Menschen
halte, wusste niemand, wie viele
Nazi-Lager es früher auf
deutschem Reichsgebiet
gegeben hatte. Die einen
gingen von zwanzig aus, andere
von zweihundert, einige wenige
schätzten zweitausend. Nach
einer Studie des Holocaust
Memorial Museums in
Washington belief sich die Zahl

aber auf 42500, die kleinen und die Nebenlager nicht mitgerechnet. 30000 davon waren Zwangsarbeiterlager. In einem Interview mit der «ZEIT», das am 4. März 2013 erschien, sagte der amerikanische Historiker Geoffrey Megargee, der an der Studie mitgearbeitet hatte: Die horrende Zahl der Lager bestätige, dass nahezu allen Deutschen die Existenz dieser

Lager bekannt gewesen sei, selbst wenn sie das Ausmaß des Systems dahinter nicht begriffen oder nicht in jedem Fall über die Umstände in den Lagern Bescheid gewusst hätten. Es war die alte Geschichte: Niemand hatte etwas gewusst. Obwohl das mit 42500 und mehr Lagern überzogene Land ein einziger Gulag gewesen sein muss.

Ich verirrte mich immer tiefer

in der Weltgeschichte, in den
gespenstischen Tragödien des
20. Jahrhunderts. Die Berichte
über die Zwangsarbeit im
Dritten Reich waren voller
blinder Flecken,
Ungereimtheiten und
Widersprüche. Mein Thema
entglitt mir zusehends, wuchs
mir über den Kopf. War es
nicht ohnehin schon zu spät, so
fragte ich mich, würde mein
Atem überhaupt noch reichen,

um diesem gewaltigen Stoff gerecht zu werden? Und gab es überhaupt Worte für alles das, Worte für das Leben meiner in der Anonymität verschollenen Mutter, deren Schicksal für das von Millionen anderer stand?

«Azov's Greeks» hatte ich längst vergessen, da erreichte mich erneut eine E-Mail mit den seltsamen Hieroglyphen in der Absenderzeile, hinter denen sich Konstantin mit dem

griechischen Nachnamen
verbarg. Ich las:

Sehr geehrte Natalia
Nikolajewna!

Ich habe noch einmal
nachgesehen und bin zu dem
Schluss gekommen, dass es
sich bei der in unserem Archiv
verzeichneten Jewgenia
Jakowlewna Iwaschtschenko mit
großer Wahrscheinlichkeit doch

um Ihre Mutter handelt. Lassen Sie mich von fernher beginnen. Im 19. Jahrhundert lebte in Mariupol ein ukrainischer Großgrundbesitzer aus der Tschernigowschtschina, ein Adeliger namens Epifan Jakowlewitsch Iwaschtschenko. Das war Ihr Urgroßvater. Wahrscheinlich gehörte er zu den ersten Nichtgriechen, die sich zu dieser Zeit in Mariupol ansiedelten, damals noch ein

kleines Kaufmannsstädtchen
von kaum fünftausend
Einwohnern am Asowschen
Meer. Er kaufte für sich und
seine Familie ein Haus in der
Mitropolitskaja-Straße, wurde
Hofrat, Schiffseigner und
Direktor der Hafenzollbehörde.
Im Lauf der Zeit erwarb er
mehrere Immobilien in der
Stadt, eröffnete einige
Geschäfte und kam zu hohem
Ansehen. Er war mit einer Anna

von Ehrenstreit verheiratet, von der wir nur wissen, dass sie aus dem baltendeutschen Landadel stammte und laut

Kirchenbucheintrag von 1845 bis 1908 gelebt hat.

Ihre Urgroßeltern hatten sechs Kinder, zwei Jungen und vier Mädchen. Der älteste Sohn war Jakow, Ihr Großvater, der Vater Ihrer Mutter. Sein jüngerer Bruder Leonid ist laut Kirchenbucheintrag bereits im

Alter von sechsundzwanzig Jahren an Epilepsie gestorben. Über die Schwestern Jelena und Natalia ist uns nichts bekannt, aber wir wissen, dass Olga, die dritte Schwester, mit dem bekannten Psychologen und Philosophen Georgi Tschelpanow verheiratet war, der griechische Wurzeln hatte. So ist es auch zu erklären, dass nicht nur der Name Ihrer Mutter, sondern auch Angaben

zu Tschelpanows gesamter
angeheirateter Familie in unser
Archiv gelangt sind.

Die vierte Schwester Ihres
Großvaters, Ihre Großtante
Valentina, gehörte zur Crème
de la Crème der Mariupoler
Intelligenza, sie ist noch heute
bekannt in der Stadt. Im
beiliegenden Artikel können
Sie mehr über sie lesen.

Über Ihre Großmutter wissen
wir leider gar nichts, nur dass

sie Matilda Iosifowna hieß. Die Schwester Ihrer Mutter hieß Lidia und wurde laut Kirchenregister 1911 geboren. Der Bruder hieß Sergej und kam 1915 zur Welt. Er war Opernsänger, im Krieg sang er an der Front und wurde mit einem Orden ausgezeichnet. Die digitalisierte Ehrenurkunde finden Sie ebenfalls in der Anlage.

Vor kurzem ist ein Buch über

Georgi Tschelpanow
erschieden, in dem mehrfach
auch von der Familie seiner
Frau die Rede ist. Ihre
Großtante Olga litt offenbar an
einer Geisteskrankheit und hat
sich mit dreiundvierzig Jahren
in Moskau aus dem Fenster
gestürzt. Wir werden den Autor
um ein Exemplar des Buches
für Sie bitten.

Die Geschwister Ihrer Mutter
sind vermutlich nicht mehr am

Leben. Aber auch deren
Nachkommen werden nicht
leicht zu finden sein, zumal der
Name Iwaschtschenko weit
verbreitet ist und wir von Ihrer
Tante Lidia nicht mehr wissen
als den Vornamen. Die Suche
nach weiblichen Personen ist
immer sehr erschwert, wenn
man den Ehenamen nicht
kennt. Deshalb schlage ich vor,
dass wir unsere Suche erst
einmal auf Ihren Onkel Sergej

bzw. auf dessen Nachkommen konzentrieren. Für den Anfang könnten wir uns an die Redaktion der Fernsehsendung «Wart auf mich» wenden. Das ist ein sehr bekanntes Format für die Suche nach Angehörigen, das sowohl in Russland als auch in der Ukraine ausgestrahlt wird.

Ich verstand nicht, was ich las.

Wer war dieser Konstantin?
Irgendein Internetspuk, ein
Spinner, ein Hasardeur? Wollte
er mich in einer Zeit, in der es
in Russland wieder in Mode
gekommen war, wenigstens
einen Tropfen blaues Blut in
den eigenen Adern
nachzuweisen, mit adeligen
Vorfahren ködern, um mir dann
weitere Lieferungen seines
«Wissens» gegen Vorauskasse
zukommen zu lassen? Mir

schien es völlig ausgeschlossen,
dass meine Mutter aus den von
ihm beschriebenen

Verhältnissen stammte, aus den
höheren Ständen. Die Frau, die
ich gekannt hatte, gehörte
nicht einmal dem niedersten
Stand an, geschweige denn
einem höheren. Sie war
außerhalb aller Stände
gewesen, ein slawischer
Untermensch, eine armselige,
desolate Gestalt, nach der man

auf der Straße mit Steinen warf. Hätte sie jemals auch nur die Andeutung einer adeligen Herkunft gemacht, hätte ich das in meinem verzweifelten kindlichen Verlangen nach gesellschaftlicher Aufwertung gierig in mich aufgenommen. Es war, als hätte der Schreiber der E-Mail in den Hirngespinnsten meiner Kindheit gelesen, als erzählte er mir meine Lügengeschichten

von damals. Offenbar hatte ich es mit einer besonders obskuren Blüte des digitalen Dschungels zu tun.

Ich öffnete die erste Anlage und las die fett gedruckte Überschrift eines Artikels: «Valentina Epifanowna Ostoslawskaja – eine unvergessene Tochter unserer Stadt». Darunter das ovale, medaillonförmige Porträtfoto einer Frau. Mir stockte der

Atem. Ich kannte diese Frau, ich kannte sie schon, seit ich denken konnte. Sie war auf dem Papierfoto abgebildet, das zu Hause in meiner Schreibtischschublade lag und auf dessen Rückseite meine Mutter «Großvater und zwei Bekannte» geschrieben hatte. Die Frau, die mich jetzt von meinem Bildschirm ansah, war noch etwas jünger, etwas schmaler, aber es handelte sich

unverkennbar um dasselbe Gesicht: das der Intellektuellen mit den hohen Wangenknochen, den strengen Gesichtszügen, dem etwas hochmütigen Mund. Auch auf diesem Foto trug sie ein dunkles, hochgeschlossenes Kleid und einen Zwicker auf der Nase.

Mir war, als schwankte draußen vor dem Fenster der See. Alles um mich herum war

plötzlich neu und fremd. Ich starrte auf das Gesicht der Frau auf meinem Bildschirm, und langsam, wie in Zeitlupe, dämmerte mir, was das bedeutete. Dieses Foto war der unglaubliche, phantasmagorische Beweis dafür, dass die Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko, auf die ich im Forum von «Azov's Greeks» gestoßen war, tatsächlich meine Mutter war.

Und die mir so vertraute Frau auf dem Foto, die meine Mutter eine Bekannte genannt hatte, war in Wirklichkeit ihre Tante, eine Schwester ihres Vaters.

Atemlos überflog ich den Artikel. Ich erfuhr, dass die 1870 geborene Valentina Epifanowna ein privates Gymnasium für Mädchen aus mittellosen Familien gegründet hatte. Zeitlebens war sie eine Kämpferin für soziale

Gerechtigkeit gewesen, hieß es, ihrem Engagement war zu verdanken, dass zahllose Mariupoler Mädchen den Zugang zu höherer Bildung fanden und dem Leben in Unwissenheit und Armut entkommen konnten. Ideell war sie eng mit ihrem Bruder Jakow, dem Vater meiner Mutter, verbunden, der Jura und Geschichte studiert und schon als Student im

Untergrund mit den
Bolschewiki
zusammengearbeitet hatte. Mit
dreiundzwanzig Jahren wurde
er von der Geheimpolizei des
Zaren verhaftet und für
zwanzig Jahre nach Sibirien
verbannt.

Valentina Epifanowna, die
Tante meiner Mutter, so hieß
es, war mit Wassilij Ostoslawskij
verheiratet gewesen, einem
Mann aus einer

außerordentlich vermögenden russischen Adelsfamilie, die bekannt war für ihre Bildung, Weltoffenheit und Liberalität. Nach der Revolution, so las ich, starb dieser Mann an Hunger, zusammen mit den Millionen anderer, die während der großen Hungerkatastrophe in der Ukraine ihr Leben ließen. Valentinas Gymnasium brannte während des Bürgerkriegs ab, kurz darauf starb sie

achtundvierzigjährig an der damals grassierenden Spanischen Grippe. Ihr Sohn Iwan Ostoslawskij wurde ein bedeutender Aerodynamiker, dessen Bücher Pflichtlektüre für die Studenten der Luft- und Raumfahrttechnik in der gesamten Sowjetunion waren. Ein Foto zeigte einen älteren Mann, der aussah wie ein Bernhardiner, mit derben Gesichtszügen und klugen,

blitzenden Augen. Valentinas Tochter Irina Ostoslawskaja brachte es bis zur stellvertretenden Ministerin für öffentliche Bildung, wurde aber unter Stalin als Volksfeindin verhaftet und nach Sibirien verbannt.

Und noch etwas erfuhr ich. Mein Urgroßvater Epifan, der aus der Tschernigowschtschina stammende Großgrundbesitzer, soll in Mariupol nach und nach

dem Alkohol verfallen sein und sein ganzes Vermögen verloren haben. Irgendwann, so hieß es, sei er spurlos verschwunden und habe seine Frau, Anna von Ehrenstreit, mit ihren sechs Kindern allein und mittellos zurückgelassen. Ein Gerücht besagte, dass er auf einem seiner einstigen Frachtschiffe nach Indien geflohen war.

Mir war, als bräuchte ich einen zweiten Kopf, um all das

zu fassen, in mich
aufzunehmen, zu verstehen.
Bisher hatte ich immer erlebt,
dass die Wahrheit sich als Lüge
herausstellte, nun, es war zum
Lachen, hatten meine
Kinderlügen sich in ihrem Kern
als Wahrheit erwiesen.

Am meisten erschütterte
mich die nie geahnte Fallhöhe
meiner Mutter. Warum hatte
sie nie von ihrer Herkunft
gesprochen, sie nie auch nur

mit einem einzigen Wort erwähnt? Warum hatte sie sogar ihre Verwandtschaft mit ihrer Tante Valentina geleugnet und sie eine Bekannte genannt? In meinen Augen war meine Mutter immer eine aus armseligen Verhältnissen stammende Frau aus dem Volk gewesen, ihre wahre Herkunft, die mir immer noch vorkam wie eine abstruse Erfindung, verlieh ihrem Schicksal eine

ganz neue, mir unfassbare
Dimension von Brutalität.

Mit tauben Fingern öffnete
ich die zweite Anlage, die mit
der E-Mail von «Azov's Greeks»
eingegangen war. Auf meinem
Monitor erschien die digitale
Kopie eines verwitterten,
bräunlich verfärbten
Dokuments, auf der ich die
stark verblichene russische
Maschinenschrift erst nach
mehrfacher Vergrößerung

entziffern konnte. Ich las:

Der Staatsorden des Roten Sterns wird verliehen an Iwaschtschenko, Sergej Jakowlewitsch, geboren 1915 in Mariupol, Parteimitglied, in der Roten Armee seit 1939, Sergeant, seit den ersten Kriegstagen an der Front, einberufen von Kiew aus, keine Verwundungen.

Als Solist des
Gesangsensembles «Rotes
Banner» hat der Genosse
Iwaschtschenko sich um die
klassische russische Musik
verdient gemacht, indem er
Soldaten und Offizieren an der
Front Arien aus russischen
Opern vortrug. Das «Indische
Lied» aus der Oper «Sadko»
von Rimskij-Korsakow und
Galizkijs Arie aus der Oper
«Fürst Konstantin» von

Alexander Borodin wurden zu Lieblingsmelodien in den Einheiten und Truppenverbänden, vor denen der Genosse Iwaschtschenko auftrat. Er schreckte vor keinen Gefahren und Unbilden zurück, auch unter widrigsten Umständen setzte er seine Auftritte fort, zuweilen unter Lebensgefahr. Sein Vortrag blieb stets von höchster künstlerischer Qualität, wofür

die Frontsoldaten ihn liebten und verehrten. Der Genosse zeichnet sich durch eine vorbildliche Arbeitsmoral und Disziplin aus, er ist der Partei Lenins und Stalins treu ergeben und dient selbstlos seiner sozialistischen Heimat. Er wurde bereits mit der Medaille für Verdienste um die Verteidigung von Stalingrad ausgezeichnet. Hiermit verleiht die sowjetische Regierung ihm

den Staatsorden des Roten
Sterns.

Leiter der Abteilung Presse,
Propaganda und Agitation
Oberst B.F. Prokofjew

Mehrere Tage verbrachte ich in
einer Art Schockstarre. Ich tat,
was ich immer tat, ich saß
draußen auf dem Balkon, ich
ging am See spazieren, ich
kochte mir etwas zu essen, aber

das war nicht ich, ich sah einer
Fremden bei ihren
Verrichtungen zu. Ich sah ihr
dabei zu, wie sie stundenlang
vernonnen an eine Wand
starrte oder auf einmal in
grundloses Gelächter ausbrach.
Es ging so weit, dass ich in
inneren, mir selbst nicht
verständlichen Gesprächen mit
unsichtbaren Personen
plötzlich zu gestikulieren,
heftig zu widersprechen oder

zustimmend zu nicken begann.
Ein Außenstehender hätte mich
für eine Geistesgestörte
gehalten.

Immer wieder las ich
Konstantins E-Mail und die
Anlagen, immer wieder musste
ich mir selbst versichern, dass
ich nicht träumte. Mit
Verwunderung verweilten
meine Augen auf dem Namen
meiner Großmutter. So also
hatte sie geheißen, die Mutter

meiner Mutter: Matilda Iosifowna. Eine Matilda, deren Vater Iosif hieß. Es war ein weiblicher Vorname, den ich im Russischen noch nie gehört hatte. Konstantin hatte Zugang zu einem digitalisierten Kirchenregister von Mariupol und teilte mir mit, dass die Religionszugehörigkeit von Matilda Iosifowna mit römisch-katholisch angegeben war. In Verbindung mit dem Namen

Matilda war das bereits ein deutlicher Hinweis auf die italienische Herkunft meiner Großmutter, zumal einiges dafür sprach, dass ihr von Iosif abgeleiteter Vatersname die russifizierte Form von Giuseppe war. Aber diese Dinge fanden in meinem Bewusstsein noch keinen Platz, zu viel auf einmal stürmte auf mich ein.

Mir kam es vor, als hätte ich

mit dem Namen der Mutter
meiner Mutter sie selbst
gefunden. Matilda Iosifowna,
die Frau, um die meine Mutter
so viele Tränen geweint hatte,
die sich auf die weite Reise zu
ihrer verbannten Tochter Lidia
gemacht hatte und nicht
wiedergekommen war. Es
schien, als hätte mein Fund
jenen Teil des Unglücks meiner
Mutter rückgängig gemacht,
der im Schmerz um ihre

verschollene Mutter bestanden und dazu beigetragen hatte, dass sie nicht mehr leben konnte. Immer wieder stellte ich mir vor, zu meiner Mutter zu laufen und ihr die Botschaft zu überbringen: Matilda Iosifowna, deine Mutter, ich habe sie wiedergefunden, Matilda, erkennst du sie wieder? Ich habe sie wirklich gefunden, hier ist sie, schau ...

Die Magie der Namen. Auch

die Geschwister meiner Mutter waren plötzlich leibhaftige Menschen geworden. Lidia und Sergej. Ich fand es ganz selbstverständlich, dass sie nur so und nicht anders geheißen haben konnten, es wunderte mich, dass ich nicht von selbst darauf gekommen war. Lidia und Sergej, zwei Namen, die wie eine natürliche Ergänzung des Namens meiner Mutter klangen. Meine Tante Lidia und

mein Onkel Sergej. Immer
wieder las ich Sergejs
Ehrenurkunde, das
Beweisstück seiner
Auszeichnung mit dem
Staatsorden des Roten Sterns,
suchte darin nach
Anhaltspunkten für sein Leben,
die auch Anhaltspunkte für das
Leben meiner Mutter gewesen
wären.

Jedes Mal, wenn ich mir
meinen Phantasieonkel

vorgestellt hatte, den
Opernsänger, hatte ich einen
Tenor gehört, der so strahlende
Arien wie «Lunge da lei» oder
«Care selve» sang, aber die in
der Urkunde genannten
Partien verrieten, dass er eine
Bassstimme gehabt hatte.
Sofort erschien vor meinem
inneren Auge ein ganz anderer
Mann, einer mit einer
wuchtigen, bauchigen Statur,
mit einer voluminösen, dunklen

Sprechstimme. Ein
Frontsänger, ein Parteimitglied,
Solist in einem
Gesangsensemble namens
«Rotes Banner». Die Urkunde
nahm meinem Onkel den Glanz,
den ein Opernsänger für mich
hatte. Mehr als für seine
gesanglichen Leistungen hatte
man ihm den Staatsorden
offenbar für seine Linientreue,
für seine Vorbildlichkeit als
Sowjetbürger verliehen.

Konstantin hielt es für sehr ungewöhnlich, dass jemand, der aus einer adeligen Familie stammte, in der damaligen Zeit in die KPDSU aufgenommen und mit einem Staatsorden ausgezeichnet wurde, nach seiner Meinung ging eher ein Kamel durchs Nadelöhr. Wer also war der Bruder meiner Mutter? Was hatte er getan, um durchs Nadelöhr zu gehen? Da seine Schwester Lidia in ein

Straflager verbannt worden war und somit zweifellos als Volksfeindin gegolten hatte, muss das Nadelöhr für Sergej ein doppelt enges gewesen sein. Und wie war es möglich, dass meine Mutter ihren Bruder mit einer so innigen Liebe geliebt hatte, obwohl die KPDSU, wie ich mit Sicherheit weiß, der Inbegriff des Bösen für sie war? Wenn ich mich an etwas genau erinnere, dann an

den Hass meiner Eltern gegen die Sowjetmacht, gegen Stalin, dieser Hass war vielleicht ihre stärkste Gemeinsamkeit. Nie verlor meine Mutter die Angst vor dem langen Arm des Regimes, vor dem man in ihren Augen nirgends auf der Welt sicher war. Die Sowjets waren schuld am Fiasko ihres Lebens, sie hatten zahllose Menschen ermordet, sie hatten ihre Heimat zerstört und zwangen

sie zum Leben in einem fremden Land.

Nun also hatte sich herausgestellt, dass auch ihr Vater ein Sozialist gewesen war, ein Bolschewik der ersten Stunde, der für seine Überzeugungen vom Zarenregime für zwanzig Jahre in die Verbannung geschickt worden war. Meine Verwirrung wuchs. Was für eine Familie war das? Der Vater meiner

Mutter ein bolschewistischer
Revolutionär mit einer langen
Verbannungsgeschichte, ihr
Bruder ein dekoriertes
Parteimitglied, ihre Schwester
und sie selbst Renegatinnen,
die eine verbannt in ein
sowjetisches Arbeitslager, die
andere Zwangsarbeiterin beim
deutschen Kriegsfeind, eine
potenzielle Kollaborateurin.
Musste nicht ein Abgrund
durch diese Familie gegangen

sein? Wie konnte meine Mutter die Sowjetmacht gehasst und gleichzeitig einen Vater und einen Bruder geliebt haben, die sich beide in den Dienst dieser Macht gestellt hatten?

Meine Vorstellung von der Familie meiner Mutter, so diffus sie auch gewesen war, hatte sich als völlig unreal und abwegig erwiesen. Jetzt wusste ich weniger denn je. Ich wusste nur, dass meine Mutter eine

ganz und gar andere gewesen war, als ich immer angenommen hatte, und dass ich selbst nicht die war, für die ich mich gehalten hatte.

Dass ihr Vater Geschichte und Jura studiert hatte, passte zu dem Wort *advokat* in meinem Gedächtnis, aber dieses Wort hatte sich in mir immer mit dem Bild eines gediegenen bürgerlichen Herrn verbunden, der den

ganzen Tag in seinem Kabinett
saß, Tee aus einem Samowar
trank, Klienten empfing und
durch eine Lorgnette
Gerichtsakten studierte.
Zwanzig Jahre Verbannung
veränderten das Bild dieses
«Herrn» gewaltig. Er war nicht
etwa ein solider Student
gewesen, der Paragraphen
büffelte und sich auf seine
berufliche Karriere
vorbereitete, sondern ein

junger, im bolschewistischen
Untergrund agierender Rebell,
der Bruder einer Frau, die ein
Gymnasium für Mädchen aus
mittellosen Familien gegründet
hatte – ein Geschwisterpaar,
das für den Kampf um soziale
Gerechtigkeit stand, für die
Verbundenheit mit dem vom
Zarenregime geknechteten
Volk, für die Abschaffung der
eigenen adeligen Klasse. Dafür
hatte mein Großvater teuer

bezahlt, mit zwanzig Jahren irgendwo in der sibirischen Wildnis, wahrscheinlich mit einem beträchtlichen Teil seiner Lebenssubstanz. Ein Mensch mit einem grausamen Schicksal, der nichts gemeinsam haben konnte mit dem Phantasieadvokaten meiner Kindheit.

Laut Kirchenregister war er 1864 geboren. Wenn man ihn mit dreiundzwanzig Jahren

verbannt hatte, war er erst 1907 wieder freigekommen, mit dreiundvierzig. Und erst dreizehn Jahre später wurde meine Mutter geboren, als er schon sechsfünfzig war. Es war eine auffällige Parallele zwischen ihr und mir: Auch ich hatte einen alten Vater gehabt, einen, der zwanzig Jahre älter war als meine Mutter. Und auch ihr Vater musste, wie der meine, mit einer deutlich

jüngeren Frau verheiratet
gewesen sein, sonst hätte
meine Mutter nicht zur Welt
kommen können.

Wahrscheinlich hatte er nach
seiner Rückkehr aus Sibirien
die damals noch junge Matilda
Iosifowna geheiratet, vier Jahre
später wurde Lidia geboren, die
Schwester meiner Mutter, und
vier weitere Jahre danach
Sergej, ihr Bruder. Meine
Mutter war das jüngste der drei

Geschwister, eine
Nachzüglerin, vielleicht das
Nesthäkchen. Obwohl es
damals, im Jahr 1920, kein Nest
mehr gegeben haben konnte,
die Familie musste längst
enteignet gewesen sein und
war wahrscheinlich schweren
Repressalien ausgesetzt. Die
Geschwister meiner Mutter
hatten wenigstens noch die
letzten Jahre vor der
Revolution erlebt, sie hatten

noch für kurze Zeit die Privilegien ihrer Herkunft genossen. Meine Mutter hingegen kannte nur die Zerstörung dessen, was ihr selbst nie zugutegekommen war. Sie war mitten hineingeboren in den Bürgerkrieg, den Terror, den Hunger, die Verfolgung. Das stand für sie am Anfang und auch am Ende ihrer Zeit in der Ukraine, etwas anderes hatte

sie dort nie kennengelernt.

Nach und nach begriff ich, warum sie ihre Herkunft nie erwähnt hatte. Zu ihrer Zeit in der Sowjetunion hatte es nichts Schlimmeres gegeben, als adelig zu sein. Es war ein Verbrechen, eine angeborene Schuld, die größte Schmach, ein Grund, sie umzubringen. Und wahrscheinlich vermischte sich in ihr die Angst mit Selbstverachtung und Scham,

weil sie nach und nach selbst geglaubt hatte, dass Menschen wie sie ein minderwertiger Auswuchs der Gesellschaft waren, dass sie keine Lebensberechtigung besaßen, sondern auf den Müll der Geschichte gehörten. Sie war nicht erst in Deutschland zum Untermenschen erklärt worden, sie war bereits in der Ukraine einer gewesen, meine arme, kleine, verrückt

gewordene Mutter, die aus dem dichtesten Dunkel des blutrünstigen 20. Jahrhunderts kam.

Auch eine andere Version hielt ich für möglich. Man hatte ihr nicht gesagt, wer sie war, man hatte es ihr verschwiegen, um sie zu schützen. Vielleicht hatte sie, ähnlich wie auch ich, ihr Leben lang nicht gewusst, was ihre Wurzeln waren. Vielleicht hatte sie die Welt

ihrer Vorfahren nicht einmal mehr vom Hörensagen gekannt, weil man das Sagen und das Hören in der sowjetischen Ukraine abgeschafft hatte und weil ihre soziale Klasse schon in ihrer Kindheit so gründlich ausgerottet war, dass sie gar nicht mehr vorkam in der gesellschaftlichen Realität.

Vielleicht hatte sie ja auf das Foto aus der Ukraine «Großvater und zwei

Bekannte» geschrieben, weil sie tatsächlich nicht gewusst hatte, wer die beiden Frauen darauf waren, die zweite, die jüngere mit dem zaghaften Lächeln im Gesicht, womöglich ebenfalls eine ihrer Tanten, eine weitere Schwester ihres Vaters. Vielleicht hatten die gewaltigen Zerstörungen ihrer Zeit die Menschen in ein solches Chaos geworfen, sie derart entwurzelt und

versprengt, dass alle
Zusammenhänge gerissen
waren, dass keiner mehr den
anderen kannte. Oder sie hatte
beim Beschriften des Fotos
einfach nur gedacht, dass die
beiden Frauen für uns, meine
Schwester und mich, ohne
Bedeutung seien, weil wir sie ja
sowieso nicht kannten und nie
kennenlernen würden, weil
nichts aus der Welt, in der sie
gelebt hatte, in die deutsche

Fremde hinüberzuretten war.

Aber nach allem, was ich jetzt wusste, war eines klar: Der Mann auf dem Foto war nicht der Großvater meiner Mutter. Er war ihr Vater und *mein* Großvater. Meine Mutter hatte das Foto mit Blick auf meine Schwester und mich beschriftet. Allerdings glich der Vater meiner Mutter viel eher meiner alten Vorstellung von ihm als der neuen. Ich konnte

in ihm nichts von einem einstigen Revolutionär und sibirischen Sträfling erkennen, er erinnerte in der Tat sehr viel eher an jenen bürgerlichen, respektablen Rechtsanwalt, dessen Bild ich als Kind vor mir gesehen hatte. Er strahlte Ruhe und Wärme aus, hatte kluge, weiche Gesichtszüge und die traurigen Augen meiner Mutter. Wahrscheinlich waren es nicht nur sein Alter

und seine Herzkrankheit, die meine Mutter um ihn bangen ließen. Es gab noch eine dritte Gefahr, die vielleicht unberechenbarer war als alle biologischen Faktoren: Ein politischer Mensch konnte jederzeit in Stalins Todesmühlen geraten. Davor war niemand gefeit, erst recht nicht ein Mensch wie er, der nicht nur die Erblast des Adels trug, sondern in der Zarenzeit

auch einen rebellischen,
ungehorsamen Geist bewiesen
hatte. Jedes Aufbegehren
gegen die Macht war Stalin
suspekt, egal, um welche es
sich handelte. Als ich erneut in
das digitalisierte
Kirchenregister sah, das
Konstantin mir zugänglich
gemacht hatte, bemerkte ich
ein vielsagendes Detail. Bei den
anderen Familienmitgliedern,
deren Todesdaten eingetragen

waren, war auch die jeweilige Todesursache angegeben. Nur beim Vater meiner Mutter nicht. Von ihm erfuhr man bloß das Todesjahr: 1937. Es war das vielleicht schrecklichste Jahr der sowjetischen Geschichte, der Zenit der Säuberungen, die zu den größten politischen Massakern der Menschheitsgeschichte gehörten. Meine Mutter war zu dieser Zeit siebzehn Jahre alt

gewesen.

Später, als ich mich im
Dickicht der mir mein Leben
lang völlig fremden
Verwandtschaftsbeziehungen
zu orientieren versuchte und
die Jahreszahlen miteinander
verglich, begriff ich, dass meine
Mutter als spätes Kind ihres
Vaters nicht nur in eine Fülle
von Gewalt und Vernichtung
hineingeboren war, sondern
auch in eine große Leere. Nicht

nur die Welt ihrer Vorfahren
war zu dieser Zeit
verschwunden, sondern auch
der Großteil ihrer Vorfahren
selbst. Von dem verzweigten
ukrainisch-italienischen
Familienverband war so gut wie
nichts mehr übrig. Ihre Tante
Valentina, die Gründerin des
Mädchengymnasiums, war zwei
Jahre vor ihrer Geburt an der
Spanischen Grippe gestorben,
ihre Tante Olga hatte sich

schon vierzehn Jahre vorher
aus dem Fenster gestürzt. Ihre
baltendeutsche Großmutter
Anna von Ehrenstreit war seit
zwölf Jahren unter der Erde,
ihr Großvater Epifan, der
einstige Großgrundbesitzer aus
der Tschernigowschtschina,
musste schon vor längerer Zeit
das Weite gesucht haben, ihr
Onkel Leonid war fast zwanzig
Jahre vor ihrer Geburt an
Epilepsie gestorben. Nur die

Todesdaten ihrer Tanten Natalia und Jelena waren nicht überliefert, das Kirchenbuch gab lediglich Auskunft über die Daten ihrer Geburt. Demnach waren sie beide schon so lange vor meiner Mutter geboren, dass sie die, wenn überhaupt, nur noch als ältere Frauen gekannt haben konnte.

Mir war ein seltsames Wunder geschehen. Die Blackbox meines Lebens hatte

sich in der Neige meiner Jahre geöffnet, und wenn ich darin bis jetzt auch nichts anderes als eine neue Blackbox sah, in der vielleicht eine weitere und noch eine weitere versteckt war, wie bei den Matrjoschkas, den russischen Puppen in der Puppe, wenn ich auch nicht am Ende meiner Fragen angelangt war, sondern erst an ihrem Anfang, so hielt ich es jetzt zum ersten Mal in meinem Leben für

möglich, dass ich nicht außerhalb der Menschheitsgeschichte stand, sondern zu ihr gehörte wie jeder andere auch. Allerdings bezog sich alles, was ich bisher erfahren hatte, nur auf die Familie des Vaters meiner Mutter. Eine Spur zu ihrer Mutter suchten wir, Konstantin und ich, bis jetzt vergeblich. Im Kirchenbuch waren weder ihr Mädchenname noch ihr

Geburtsjahr eingetragen, nur ihr Vorname, ihr Vatersname und die Religionszugehörigkeit. Eine römisch-katholische Matilda Iosifowna, vermutlich eine Italienerin, war die große Unbekannte in meiner Gleichung.



Am See kündigte sich der
Herbst an – mit einem
überraschenden gelben Blatt
auf meinem Balkon, mit dem
plötzlichen Verschwinden der
Ameisenstraße in der Küche,

die ich wochenlang erfolglos
bekämpft hatte. Abends, wenn
das weiche, schläfrige Licht auf
dem spiegelglatten See lag,
wenn die Luft so still wurde,
dass sich kein einziges Blatt
mehr regte und selbst die
schwatzhaften Wasservögel
keinen Laut mehr von sich
gaben, herrschte ein Frieden,
der so bestürzend und
unwirklich war, dass mir schien,
ich befände mich gar nicht

mehr in der bewohnten Welt.

Während ich mein Gepäck ins Auto trug, war in mir eine unerklärliche Angst. Mir kam es vor, als ließe ich mit meiner Abreise alles zurück, was ich an diesem Ort gefunden hatte. Ich konnte mir nicht vorstellen, es in dem flachen, unscheinbaren Kästchen namens Laptop, in irgendwelchen Chips und Elektroden, mit nach Hause nehmen zu können. Auch

Konstantin schien mir
abhandenzukommen, indem ich
den Ort unserer
Korrespondenz verließ, der
ukrainische Konstantin mit den
griechischen Wurzeln, der gar
nicht in Mariupol wohnte, wie
ich inzwischen wusste. Er war
zwar in der Ukraine geboren,
lebte aber seit langem im
nordrussischen Tscherepowez,
wo er als Ingenieur in einem
Stahlwerk arbeitete und

nebenbei ein Forum für griechischstämmige Ukrainer betrieb. Er war verheiratet, hatte vier Kinder und zahlreiche Enkel. Einer seiner Söhne lebte als Historiker in den USA.

Warum er die Suche nach meiner Mutter in die Hand genommen hatte, wusste ich nicht. Ich hatte mit ihm das größtmögliche Glück, das man haben konnte. Er kannte sich

nicht nur hervorragend in der russischen Geschichte aus, war nicht nur das, was man einen Computerfreak nennt, sondern auch ein leidenschaftlicher Genealoge. Schon als Kind war es seine Lieblingsbeschäftigung gewesen, Stammbäume mit möglichst vielen Zweigen zu malen. Seinen eigenen Stammbaum hatte er bis ins 16. Jahrhundert, wenn nicht noch weiter zurück verfolgt, die

Anzahl der von ihm gefundenen
Vorfahren füllte etliche
laufende Meter Papier.

Sein detektivisches
Meisterstück bestand darin,
dass er über sechzig Jahre nach
Kriegsende irgendwo in der
Landschaft eine abgebrochene,
von Einschüssen durchlöchernte
Tragfläche fand, auf der noch
die Nummer des
Kampfflugzeuges zu lesen war,
das sein verschollener Onkel

geflogen hatte. Wie alle im Krieg Vermissten hatte dieser Onkel in der Sowjetunion unter dem Verdacht der Desertion gestanden. Mit seinem späten, spektakulären Fund hatte Konstantin die Wahrheit zutage gebracht. Der Onkel wurde post mortem rehabilitiert, dessen Sohn, der in einem ukrainischen Dorf von einer armseligen Landwirtschaft lebte, weil Nachfahren

potenzieller Deserteure keine Arbeit bekamen, erhielt auf seine alten Tage eine bescheidene

Wiedergutmachung, von der er sich eine Zahnprothese leisten konnte. Konstantin hatte sogar herausgefunden, dass ein deutscher Kampfpilot und Ritterkreuzträger namens Hubertus von Bonin die Iljuschin seines Onkels abgeschossen hatte, einer der

erfolgreichsten deutschen Jagdflieger des Zweiten Weltkriegs, der bei einem späteren Luftkampf selbst ums Leben kam. Ich fand im Handumdrehen einen Neffen von ihm im Internet und fungierte als Übersetzerin einer kleinen Mailkorrespondenz zwischen Konstantin und ihm. Der deutsche Nachkomme des Ritterkreuzträgers schien nicht

so recht zu verstehen, was der Russe von ihm wollte, vielleicht hegte er den Verdacht, dass der aus dem Nichts aufgetauchte Fremde ihm eine Schuld dafür zuweisen wollte, dass sein Onkel vor siebzig Jahren einen Verwandten im Luftkampf getötet hatte, womöglich glaubte er sogar, Konstantin hätte irgendwelche privaten Entschädigungsforderungen im

Sinn. Jedenfalls prallten alle Gesprächsangebote, die Konstantin ihm machte, an seinen preußischen Höflichkeiten ab. Mir tat das leid für Konstantin, der einfach nur ein bisschen hatte plaudern wollen, er hätte gern erfahren, was für ein Mensch es war, der die tödlichen Schüsse auf das Flugzeug seines Onkels abgegeben hatte, und sicher hätte er sich auch über eine

Frage nach seinem Onkel
gefreut. Aber diese Frage
wurde ihm nicht gestellt. Der
Detektiv in Konstantin
triumphierte trotzdem. Nach
mehr als siebzig Jahren hatte er
in Deutschland einen
Nachkommen des Mannes
gefunden, von dem die
Einschusslöcher in der Iljuschin
seines Onkels stammten, und er
hatte sogar ein paar E-Mails mit
ihm ausgetauscht. Nun fehlte

ihm, der nie ruhte, bis er auch das letzte Teil eines Puzzles gefunden hatte, nur noch die sogenannte Abschussmeldung. Er hatte bereits vor Jahren beim deutschen Militärarchiv angefragt und keine Antwort bekommen. Nun wandte ich mich an das Archiv. Nachdem ich mit Konstantins Hilfe ein kompliziertes Formular ausgefüllt und dreißig Euro überwiesen hatte, erhielt ich

nach etwa zwei Monaten ein kleines Päckchen, in dem sich eine verplombte Filmspule befand. Man hatte das alte Filmmaterial nach dem Krieg von einem amerikanischen Militärarchiv zurückgekauft, nun kehrte der Film an den Ort seiner Entstehung zurück. Die Qualität der Aufnahmen war schlecht, aber Konstantin sah darauf alles, was er hatte sehen wollen, der letzte Beweis war

erbracht.

Ich glaube, dass Konstantin nicht nur mir bei der Suche half. Sobald er von der Arbeit nach Hause kam, setzte er sich an sein digitales Schaltpult und fügte zerrissene Fäden zusammen – das war seine Leidenschaft, seine Obsession, seine innere Notwendigkeit. Er holte das Verschwundene in die Welt zurück, erstellte große, komplizierte Stammbäume, wie

schon als Kind, nur dass er jetzt den Computer dafür benutzte. Ich nehme an, dass das Internet ihm, der sein Leben lang nicht hatte reisen dürfen und dann, als es ihm erlaubt wurde, zu arm dafür war, auch die Welt ersetzte. Virtuell konnte er ungehindert an alle Orte seiner Suche reisen. Am Ende hatte er auch für mich einen Stammbaum erstellt, der kein Baum, sondern ein Wald war, in

dem ich mich ständig verliebte.
Ich, die ich nie Vorfahren
gehabt hatte, besaß plötzlich so
viele davon, dass ich sie alle
durcheinanderbrachte und oft
nicht wusste, was es mit all den
Querverbindungen und
Verwandtschaftsgraden auf sich
hatte. Ich hatte mir diesen
Stammbaum vergrößert an die
Wand über meinem
Schreibtisch gepinnt, und
zuweilen saß ich davor und

studierte ihn wie eine
Weltkarte.

Inzwischen wusste ich, dass
ich mitnichten die Einzige war,
die suchte. Nach der
Revolution hatte man die
Adeligen und Besitzenden
umgebracht oder aus dem Land
vertrieben, man hatte die
Bauern enteignet und in Lager
gebracht, zahllose
Intellektuelle verschwanden im
Gulag oder in der Emigration,

im Krieg kamen weitere zwanzig Millionen um, manche Schätzungen lagen deutlich höher. All das hatte im 20. Jahrhundert die natürlichen Verbindungen zwischen den Generationen gekappt. Jetzt, nach fast hundert Jahren Angst und Schweigen, machten sich in der ehemaligen Sowjetunion ganze Völker auf die Suche nach Angehörigen, nach Vermissten, Verhafteten und

nie Zurückgekehrten, sie waren auf der Suche nach ihrer Herkunft, nach ihrer Identität, ihren Wurzeln. In der Familienchronik der Iwaschtschenkos war meine im Jahr 1920 geborene Mutter die letzte verzeichnete Person. Mit ihr riss die Familiengeschichte ab. Sie war das Schlusslicht der Familie vor dem Beginn des großen Verschwindens, schon die Kinder ihrer Geschwister

wurden nicht mehr erwähnt,
geschweige deren Kinder.

Nach niemandem konnte jetzt
mehr Nachfrage bestehen als
nach einem so besessenen
Spurensucher wie Konstantin.
Er schlug Schneisen ins
Dickicht, ich folgte ihm. Und er
folgte mir, das war das
Unbegreiflichste für mich. Er
folgte mir in alle Höhen und
Tiefen der Suche, er teilte mein
Fieber, meine Enttäuschung,

wenn eine gefundene Spur sich wieder einmal im Nichts verlor. Manchmal dachte ich, dass er mein größter Fund war. Ohne ihn hätte ich mich sehr schnell im Dschungel des russischen Internets verirrt, ohne seine Beharrlichkeit hätte ich die Suche an einem ihrer toten Punkte aufgegeben. Aber Konstantin ließ nicht locker, er machte immer weiter, war die treibende Kraft der Suche und

zog mich mit. Er war der Zauberer, ich seine Assistentin, die Gehilfin eines Meisterdetektivs. Er war mir ein Rätsel, das einzige auf meiner Suche, das zu lösen er mir niemals half.

Zu Hause erwartete mich das Buch, das er mir zu schicken versprochen hatte: das Buch über Georgi Tschelpanow, den ukrainischen Philosophen und Psychologen, der Olga, eine

Tante meiner Mutter,
geheiratet hatte und dem ich
den Interneteintrag über meine
Mutter verdankte. Aus dem
deutschen Wikipedia-Artikel
über ihn wusste ich bereits,
dass er von 1863 bis 1936
gelebt hatte, ein Neokantianer,
der die erste russische
Forschungseinrichtung für
experimentelle Psychologie
gegründet hatte. Aus seiner
Feder stammte eine ganze

Reihe von Büchern, «Gehirn und Seele», «Lehrbuch der Logik», «Einführung in die experimentelle Psychologie» und andere mehr. Es war möglich, dass meine Mutter ihn noch gekannt hatte, denn nach dem Freitod seiner Frau Olga soll er noch oft in seine Heimatstadt Mariupol gereist sein, und vielleicht hatte er bei dieser Gelegenheit auch seinen Schwager besucht, den Vater

meiner Mutter.

Das Päckchen mit dem Buch war nur von einer Schnur zusammengehalten und auf einer Seite von oben bis unten mit Briefmarken niedrigen Wertes beklebt, offenbar hatte es auf der Post von Tscherepowez gerade keine anderen gegeben. Auf dem kleinen weißen Papierquadrat erkannte ich die Schrift, die ich beim Schreiben von E-Mails

benutze. Konstantin hatte, um Fehler zu vermeiden, die Adresse nicht von Hand abgeschrieben, sondern meine E-Mail ausgedruckt, die Adresse ausgeschnitten und auf das graue Packpapier geklebt. Umständlich knotete ich die Schnur auf. Es wäre mir vorgekommen wie ein Sakrileg, wenn ich sie zerschnitten hätte, eine ausgefranste, schon mehrfach benutzte Juteschnur,

wie ich sie nur noch aus meiner Kindheit kannte. Zum Vorschein kam ein Buch mittlerer Dicke mit einem Hochglanzcover in den ukrainischen Nationalfarben Himmelblau und Weizengelb. Über hingewürfelten kleinen Fotos von Mariupol und Moskau stand der Titel: «Georgi Tschelpanow, Leben und Werk».

Von Konstantin hatte ich

schon erfahren, dass meine Mutter in dem Buch nicht erwähnt wurde, aber ich war ihrer Lebenswelt auf einmal so nah, dass mir schwindelte. Als ich den Buchdeckel aufschlug, fiel mein Blick gleich auf der Frontispizseite auf ein Foto, das nicht etwa Tschelpanows Herkunftsfamilie zeigte, sondern die seiner Frau Olga Iwaschtschenko. Ich sah mitten hinein in ein Zimmer der

Großeltern meiner Mutter, an deren Existenz ich in meinem Leben keinen einzigen Gedanken verschwendet hatte. Auf den ersten Blick erkannte ich Valentina wieder, die Gründerin des Mädchengymnasiums, bei näherem Hinsehen entdeckte ich noch ein weiteres mir bekanntes Gesicht. Es war das der Frau, die auf dem Papierfoto aus der Ukraine

neben Valentina sitzt. Die Bildunterschrift im Buch sagte mir, dass es sich, wie ich schon vermutet hatte, ebenfalls um eine Tante meiner Mutter handelte, ihre Tante Natalia. Es war nicht angegeben, aus welcher Zeit das Familienfoto stammte, aber ich konnte es mir in etwa ausrechnen. Da Leonid, der einzige Onkel meiner Mutter, darauf zu sehen war, musste es vor 1901 entstanden

sein. In diesem Jahr war Leonid
sechszwanzigjährig an
einem epileptischen Anfall
gestorben. Hier stand er in
einem dunklen Anzug mit
Schlips hinter seinen
Schwestern, mit etwas in der
Hand, das eine Zigarettenspitze
sein konnte, und ahnte wohl
nichts von seinem so nah
bevorstehenden Tod.

Es wunderte mich, wie viel
ich schon über die Familie

wusste. Mir war klar, dass drei Personen auf dem Foto fehlten. Epifan, der Großvater meiner Mutter, hatte seine Frau zu dieser Zeit höchstwahrscheinlich schon verlassen und war auf einem seiner Schiffe davongefahren. Olga, die älteste Tante meiner Mutter, hatte Mariupol ebenfalls den Rücken gekehrt und lebte mit ihrem Mann Georgi Tschelpanow in Moskau.

Und der Vater meiner Mutter,
den ich so gern noch einmal in
einem anderen Augenblick
seines Lebens gesehen hätte,
befand sich um die
Jahrhundertwende in einem
entfernten sibirischen Lager.
Auf dem Foto war offenbar der
Teil der Familie versammelt,
der zu dieser Zeit noch in
Mariupol ansässig war. Die
kostbaren alten Möbel und
Teppiche stammten wohl aus

besseren Zeiten der Familie, als Epifan noch nicht verarmt und auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Die mit Bedacht auf den Sitzmöbeln angeordneten Personen wurden überragt von einer Zimmerpalme, die auf einer Konsole im Hintergrund stand.

Natalia, die ich von dem Papierfoto aus der Ukraine kannte, hatte hier noch nichts von dem vergeblichen Lächeln

im Gesicht, sie war noch deutlich jünger und wirkte mädchenhaft unbekümmert. Ihr Haar war lose aufgesteckt zu einem Vogelnest, sie trug ein langes Kleid mit Gigotärmeln und hielt einen Fächer in der Hand. Valentina war nach dem mir von ihr inzwischen schon gut bekannten Dresscode der Schulleiterin gekleidet, hager und mit korrekt geradem Rücken saß sie neben ihrer

Mutter auf einer Chaiselongue.
Auf einem Sessel neben ihr
Wassilij Ostoslawskij, ihr Mann.
Er war jung, gut aussehend und
edel gekleidet, der
wohlhabende russische
Aristokrat, dem man nichts
weniger ansah als seinen
späteren Hungertod. Jelena,
die dritte Tante meiner Mutter,
die ich auf diesem Foto zum
ersten Mal sah, war die
Eleganteste von allen. Sie trug

ein eng geschnittenes
Brokatkleid mit Stuartkragen,
auf ihren Knien lag ein
aufgeschlagenes Buch. Im
Zentrum des Bildes saß Anna
von Ehrenstreit, die
baltendeutsche Großmutter
meiner Mutter, inmitten der
Kinder, die sie in Mariupol noch
um sich hatte. Eine kleine,
etwas bäuerlich aussehende
Frau in einem schlichten
dunklen Kleid. Das streng aus

dem Gesicht gekämmte Haar war wahrscheinlich am Hinterkopf verknotet.

Eines der Hauptgespenster meiner Kindheit war eine Verwandte meiner Mutter gewesen, die, wie mein Vater behauptete, an einer unheilbaren Geisteskrankheit gelitten hatte. Auch die Behandlung durch einen berühmten Psychiater hatte ihr nicht helfen können. Mein

Vater war davon überzeugt, dass meine Mutter und ich diese Geisteskrankheit geerbt hatten. Während meiner ganzen Kindheit und Jugend hatte ich auf den Ausbruch meiner ererbten Geisteskrankheit gewartet. Später, als ich die sinistre Vererbungstheorie meines Vaters längst abgetan hatte und mich fragte, ob sich hinter dieser Theorie nicht vielmehr

seine Angst vor dem eigenen Wahnsinn verbarg, die so weit verbreitete russische Maniaphobie, die schon Puschkin in einem seiner berühmtesten Gedichte beschworen hatte, später, als ich schon erwachsen war und die Traumata meiner Kindheit mich mit sinnlosen, absurden Ängsten zu überfluten begannen, gegen die kein Kraut gewachsen schien, da

dachte ich zuweilen, dass mein Vater wahrscheinlich doch recht gehabt hatte und mein psychisches Fiasko im Boden meiner Vorfahren wurzelte wie eine Kriech-Quecke, an der man reißen konnte, wie man wollte, ohne sie je ausreißen zu können, sodass ich keine Chancen haben würde, mich aus den destruktiven Prägungen meiner Kindheit zu befreien.

Die angeblich geisteskranke Verwandte meiner Mutter konnte, wie mir jetzt klar wurde, nur ihre Tante Olga gewesen sein. Sie wurde in dem Buch als psychisch krank beschrieben und hatte sich, wie ich bereits von Konstantin wusste, im Alter von dreiundvierzig Jahren aus dem Fenster gestürzt. Und mit dem berühmten Psychiater, der sie nicht zu heilen vermochte, konnte mein Vater keinen

anderen als Tschelpanow
gemeint haben, Olgas
Ehemann.

Neben zahlreichen Fotos von
ihm und anderen russischen
Philosophen seiner Zeit waren
in dem Buch auch etliche
Aufnahmen seiner Frau zu
sehen. Ich blickte auf den Bild
gewordenen Spuk meiner
Kindheit. Es hatte diese
Verwandte einst tatsächlich
außerhalb von mir gegeben, sie

gehörte nicht zum fiktiven
Personal meiner Kindheit,
sondern war ein Mensch aus
Fleisch und Blut gewesen, eine
meiner Großanten, eine
dunkelhaarige Frau mit einem
sanften, kindlichen Gesicht,
klein und ausgesprochen
zierlich, mit großen ernsten
Augen. Eines der Fotos zeigte
sie in einem
verschwenderischen Ballkleid,
mit Blüten im schweren Haar,

ein anderes in einem eleganten Reisekostüm neben ihrem Mann, ein drittes im Kreis ihrer Familie auf der Terrasse einer Datscha, die halb in grünem Dickicht versank. Der Autor des Buchs beschrieb sie als außergewöhnlich intelligent, gebildet und seelenvoll. Er zitierte aus ihren Briefen, die sie zuerst aus Mariupol an ihren Bräutigam in Moskau geschrieben hatte, später aus

Moskau an ihre Eltern in Mariupol. Eine Stimme, die mit Kosenamen, mit russischen Diminutiven um sich warf, eine Art zärtlicher Singsang, voller Sehnsucht nach der Mutter und den Geschwistern, voller Sorge um ihren Bruder Jakow im fernen Sibirien. Die früheren Briefe an ihren Bräutigam zeugten von einem schwachen Selbstbewusstsein: Dringend riet sie ihm, es sich

noch einmal zu überlegen mit der Heirat, er, gerade er, der so wunderbare, geliebte Mann, dem zu dieser Zeit bereits die Türen zu den höchsten wissenschaftlichen Instanzen und zu den besten Moskauer Salons offen stünden, habe eine andere, bessere Frau verdient. Sie sei weder schön noch liebenswert, habe seit jeher eine schwache Gesundheit, sei früh gealtert und könne sich oft

nicht lösen von aufsässigen,
düsteren Gedanken.

Die Heirat findet trotzdem
statt. Olga bringt drei Kinder
zur Welt, managt mit Hilfe
eines Kindermädchens und
einer Haushälterin einen
großen Hausstand mit häufigen
Gästen aus der geistigen und
kulturellen Elite Moskaus. Sie
soll eine zärtliche Mutter
gewesen sein, ihren Mann
hingebungsvoll geliebt haben,

und schon früh ahnt sie die politischen Ereignisse voraus, die ihm zum Verhängnis werden sollten. Oft begleitet sie ihn auf seinen Reisen ins Ausland, nach New York, in die Schweiz, nach Leipzig zu dem berühmten deutschen Experimentalpsychologen Wilhelm Wundt, mit dem ihr Mann eng zusammenarbeitet, und mehrfach auch nach Berlin, an die Charité. In den letzten

Jahren ihres Lebens soll sie an fixen Ideen gelitten haben, an ständiger Angst um ihre Kinder und ihren Mann, unentwegt, so hieß es, kreisten ihre Gedanken um Dinge und Ereignisse, die sie nicht deuten konnte, sie reagierte hochempfindlich auf jede kleinste Ungerechtigkeit und brach aus nichtigem Anlass in Tränen aus. Ihr Fenstersturz im Jahr 1906 wurde nicht näher beschrieben und durch nichts

belegt, er blieb eine
Behauptung des Autors.

Konstantin kannte ihn, er
lebte in einem entlegenen Dorf
in der Südukraine und pflegte
keine Kontakte zur Außenwelt.
Alle Versuche, mit ihm in
Verbindung zu treten, ihn zu
Olga und den Quellen seiner
Aussagen über sie zu befragen,
liefen ins Leere. Er antwortete
weder auf Konstantins noch auf
meine E-Mails.

Je länger ich über die
Geschichte nachdachte, desto
unheimlicher wurde sie mir.
Hatte Tschelpanow, der die
These der «Angeborenheit»
vertrat, in den psychischen
Labilitäten seiner Frau eine
angeborene Geisteskrankheit
erblickt? War Olga womöglich
ein Opfer seiner
Experimentalpsychologie
geworden? Litten wir alle, Olga,
meine Mutter und ich, an der

Tschelpanow-Krankheit? Hatte ich jetzt den Urheber jenes Gedankens gefunden, der womöglich nicht nur Olgas Selbstmord befördert hatte, sondern auch den meiner Mutter? War es Georgi Tschelpanows Gedanke, der sich, aufgegriffen von meinem Vater, über mehr als ein ganzes Jahrhundert fortgesetzt hatte bis in meinen Kopf? Immer wieder sah ich Olgas kleine,

zierliche Füße vor mir, die vor
über hundert Jahren in
geschnürten Reiestiefeletten
über eine Straße in Berlin
getrippelt waren, an der Seite
ihres Mannes, der die Charité
besuchte. So nah war sie mir
einst gewesen, in meiner
Vorzeit, nur zwanzig
Gehminuten entfernt von
meiner heutigen Wohnung in
Berlin.

Zehn Jahre nach ihrem Tod,

schon bald nach Ausbruch der Revolution, verglühte der Stern ihres Mannes am Himmel der Wissenschaften, wie sie es vorausgeahnt hatte. Man warf ihm Mystizismus, Idealismus und Antimarxismus vor, er verlor seinen Lehrstuhl an der Moskauer Universität, er durfte das von ihm selbst gegründete Institut nicht mehr betreten, seine Bücher verschwanden aus den Bibliotheken. Eine

seiner Töchter wurde eine linientreue Künstlerin, die sich mit monumentalen heroischen Skulpturen hervortat, die zweite Tochter heiratete den französischen Philosophen Brice Parain und ging mit ihm nach Paris, ins kapitalistische Ausland, was Tschelpanow zusätzlich in Misskredit brachte. Sein Sohn, ein Germanist und Altphilologe, war an der Herausgabe eines

großen deutsch-russischen Wörterbuchs beteiligt, das nach seinem Erscheinen als konterrevolutionär und faschistisch gebrandmarkt wurde. Die drei Herausgeber, unter ihnen Tschelpanows Sohn, wurden zum Tode verurteilt und erschossen. Tschelpanow selbst entging wie durch ein Wunder der physischen Auslöschung. In seinen letzten Lebensjahren

soll er sich, vereinsamt und verarmt, am Eingang zu seinem einstigen Institut herumgedrückt und die Vorübergehenden gefragt haben, ob sie sich noch an ihn erinnerten. Heute war er rehabilitiert, seine Bücher erschienen wieder, es wurde über ihn geschrieben und geforscht.

Immer wieder betrachtete ich das Familienfoto der

Iwaschtschenkos mit der Zimmerpalme. Hatte meine Mutter das Original gekannt, hatte sie es in der Hand gehalten, befanden sich ihre unsichtbaren Fingerabdrücke auf der Reproduktion? Je länger ich die Aufnahme ansah, desto unwirklicher wurde mir, dass sie aus der Welt stammte, die ich sah. Nichts, aber auch gar nichts von dieser Welt war ihr anzumerken gewesen. Hätte

es nicht wenigstens hin und
wieder aufblitzen,
hindurchschimmern müssen,
trotz aller angstvollen
Verleugnungen ihrer Herkunft?
Wie konnte ein Mensch so
völlig verschwinden aus seiner
Haut? Oder hatte ich als Kind
ihre Zeichen nur nicht deuten
können, nicht gesehen, was ich
heute vielleicht gleich erkannt
hätte?

Ich fahndete nach ihrer

baltendeutschen Großmutter,
aber im Internet stieß ich
lediglich auf einen wenig
aufschlussreichen Eintrag aus
einem österreichischen
Adelslexikon des Jahres 1826:
Geadelt wurde Zwillach, Jacob,
Hauptmann bei dem ersten
Wallachischen Infanterie-
Regimente im Jahre 1798 mit
Edler von Ehrenstreit. Sofern
mit «Wallachisch» nicht der aus
der Walachei stammende

Wallach, sondern die Walachei gemeint war, erschien es naheliegend, dass es sich bei dem geadelten Jacob Zwillach um einen Verwandten meiner Urgroßmutter handelte, vielleicht um ihren Vater oder Großvater. Möglicherweise hatte sie sogar ihren ältesten Sohn Jakow, den Vater meiner Mutter, nach ihm benannt. Da die rumänische Walachei zur damaligen Zeit ein Protektorat

des Russischen Reiches war, zu dem auch das Baltikum und die Ukraine gehörten, bewegten sich die Ehrenstreits und die Iwaschtschenkos jedenfalls innerhalb eines Landes. Anna von Ehrenstreit musste Epifan schon in sehr jungen Jahren nach Mariupol gefolgt sein, denn laut Kirchenregister brachte sie dort bereits mit neunzehn Jahren ihr erstes Kind zur Welt, ihre Tochter

Olga. In kurzen Abständen folgten zwei weitere Kinder, Jakow, der Vater meiner Mutter, und seine Schwester Jelena. Nach einer Pause von fünf Jahren kamen hintereinander Valentina, Natalia und Leonid zur Welt. Wenn es stimmt, dass es keinen größeren Schmerz gibt als den einer Mutter beim Verlust eines Kindes, so hat meine Urgroßmutter Anna diesen

größten Schmerz gleich
zweimal in ihrem Leben
erfahren. Als sie
sechsfundfünfzig Jahre alt ist,
stirbt ihr Sohn Leonid an einem
epileptischen Anfall, fünf Jahre
später stürzt ihre Tochter Olga
sich aus dem Fenster. Vielleicht
war sie da schon allein,
verlassen von ihrem Mann
Epifan. Zwei Jahre nach Olga
stirbt auch sie, an Krebs.
Vielleicht ist es ihr ein Trost,

dass sie vor ihrem Tod, so ist zu vermuten, noch einmal ihren Sohn Jakow wiedersieht, der zu dieser Zeit nach zwanzig Jahren Verbannung nach Mariupol zurückgekehrt sein muss.

Ich wusste nicht, warum ich meine Urgroßmutter immer wieder anschauen musste, was an ihr mir so bekannt vorkam. Schließlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Auf einem über hundert Jahre alten

Foto aus Mariupol erkannte ich mich selbst. Ich war meiner Urgroßmutter wie aus dem Gesicht geschnitten, sogar die Art, wie sie sich mit dem Ellenbogen auf der Sofalehne abstützte und die andere im Schoß hielt, kannte ich von mir. Die Gene meiner Urgroßmutter, die genau ein Jahrhundert vor mir geboren war, hatten zwei Generationen übersprungen und sich in mir

wieder durchgesetzt. Darin also bestand der Grund dafür, dass ich meinen Eltern äußerlich so unähnlich war. Vielleicht war es dieser augenfällige physiologische Unterschied, der meine Mutter zu der Behauptung veranlasst hatte, ich sei nicht ihr leibliches Kind, in Wirklichkeit hätte ich eine andere Mutter. Sie hatte mir das so oft gesagt, dass ich selbst als Erwachsene den

Verdacht nie ganz loswerden konnte, dass es sich tatsächlich so verhielt. Nun, so viele Jahrzehnte später, räumte das Familienfoto, das mir meine Urgroßmutter zeigte, alle Zweifel aus. Ich war die Großenkelin dieser Frau und damit auch das Kind meiner Mutter. Ich wusste nicht, was mir dieser Beweis bedeutete, aber während ich meine Urgroßmutter ansah, regte sich

in mir zum ersten Mal im Leben
jenes mir bisher ganz
unbekannte Gefühl, das man
vielleicht Blutsbande nennt. Es
war so etwas wie ein zutiefst
körperliches
Zugehörigkeitsgefühl zur
Spezies Mensch schlechthin.

Während ich das Buch über
Tschelpanow gelesen hatte,
hatte Konstantin eines meiner
Papierfotos aus der Ukraine in
sein Forum eingestellt – jenes,

das meine junge Mutter neben der unbekannten weißhaarigen Frau zeigte. Eine Irina aus Charkow, die sich schon lange auf der Suche nach ihren italienischen Vorfahren befand, war ebenfalls auf Konstantins Forum gestoßen, und sie hatte ihren Augen nicht getraut. Das Foto, das sie dort erblickte, klebte in ihrem eigenen Familienalbum. Auch sie kannte die alte Schwarzweißaufnahme

schon seit ihrer Kindheit, die beiden Frauen waren ihr, wie sie schrieb, «schmerzlich vertraut».

Etwas ging auf dieser Suche nicht mit rechten Dingen zu. Kaum war das uralte Foto aus der Dunkelheit meiner Schreibtischschublade ans Licht der Welt gelangt, war eine entfernte Verwandte von mir aufgetaucht, die wahrscheinlich einzige Frau

der Welt, die dasselbe Familienfoto besaß und es ebenfalls seit ihrer Kindheit betrachtete.

Im Gegensatz zu mir wusste sie allerdings, wer auf dem Foto zu sehen war. Sie schrieb, die weißhaarige Frau neben meiner Mutter sei Matilda Iosifowna, die Mutter meiner Mutter. Ich konnte das nicht glauben. Die Frau mit dem schneeweißen Haar war doch viel zu alt, um

die Mutter meiner damals etwa achtzehnjährigen Mutter zu sein, ich schätzte sie auf mindestens siebzig Jahre, aber Irinas Großmutter, die noch lebte, ließ keinen Zweifel daran, dass es Matilda Iosifowna war, die Schwester ihrer italienischen Großmutter Angelina De Martino.

Irina, mit der mich ein mir nicht mehr nachvollziehbares Verwandtschaftsverhältnis

verband, erzählte mir eine unglaubliche Geschichte: Der Vater dieser Matilda, mein Urgroßvater Giuseppe De Martino, entstammte einer armen neapolitanischen Steinmetzfamilie. Mit zwölf Jahren wurde er Schiffsjunge und arbeitete sich mit den Jahren hoch bis zum Kapitän. Er überlebte die Pocken, an denen er sich in Hongkong infiziert hatte, und soll als

erster Italiener Afrika umsegelt haben. Eines Tages kam er auf einem Handelsschiff nach Mariupol. Hier lernte er die Tochter eines wohlhabenden italienischen Kaufmanns kennen, die vierzehnjährige Teresa Pacelli, die sich in den schönen Kapitän verliebte. Ein Jahr später fand die Hochzeit statt. Die inzwischen fünfzehnjährige Teresa erschien mit ihren Puppen an

Bord des Schiffs und begleitete ihren Mann von da an auf seinen Reisen. Insgesamt soll sie sechzehn Kinder zur Welt gebracht haben, von denen aber nur sieben am Leben blieben. Eines dieser Kinder war Matilda, die Mutter meiner Mutter. Sie und ihre sechs Geschwister wuchsen bei Verwandten in Mariupol auf, während die in ihre Puppen und in den italienischen

Kapitän verliebte Teresa weiterhin die Weltmeere durchkreuzte. Als mein italienischer Urgroßvater schließlich die Seefahrt aufgab und sich mit seiner Frau in Mariupol niederließ, wurde er sehr schnell reich. Die in die Ukraine ausgewanderten Italiener handelten damals mit dem berühmten ukrainischen Weizen, mit Wein oder mit den unerschöpflichen

Kohlevorräten des Donezkbeckens. Giuseppe De Martino wählte die Kohle, er exportierte sie in die ganze Welt und machte Millionen damit. Der Reeder, dessen Schiffe die Kohle an ihre Zielorte brachten, war der Vater seines zukünftigen Schwiegersohnes, mein ukrainischer Urgroßvater Epifan, der mit Anna von Ehrenstreit verheiratet war.

Die beiden Familien freundeten sich an, und so lernten die Eltern meiner Mutter sich kennen: Matilda, die Tochter des italienischen Kohlenexporteurs, und Jakow, der Sohn des ukrainischen Reeders.

Irina schickte mir ein Dutzend Fotos unserer gemeinsamen italienischen Vorfahren auf meinen Monitor. Eines zeigte mir meine noch

jungen italienischen
Urgroßeltern, die sich
offensichtlich gerade auf einem
Landurlaub befanden. Der
Kapitän und seine Meeresbraut
wirkten unscheinbar und
zugleich verwegen, beide
schwarz gekleidet, wie für
einen feierlichen Kirchgang.
Teresa in ihren schwarzen
Tafröcken, deren Geraschel
man förmlich hören konnte,
erinnerte mich an eine junge

sizilianische Witwe aus einem Visconti-Film. Von ihren sieben Kindern, die überlebt hatten, waren nur noch Fotos von Matilda und deren Schwester Angelina erhalten, einer Frau von der androgynen Schönheit eines Erzengels, die mit einem Griechen verheiratet war, dem reichsten Mann Mariupols. Sie bewohnten ein Haus, das in der Stadt «Weiße Datscha» genannt wurde, obwohl es keine

Ähnlichkeit mit einer Datscha hatte, sondern ein Schloss war. Die Aufnahme stammte bereits aus der Sowjetära, auf der prachtvollen Balustrade über den griechischen Säulen wehte die sowjetische Flagge, draußen im Park standen zwei Krankenschwestern mit weißen Hauben. Nach der Revolution wurde das Haus in ein Lungenanatorium für Werktätige umfunktioniert und

nach Nadeshda Krupskaja,
Lenins Frau, benannt.

Auf weiteren,
goldumrandeten, mit Vignetten
verzierten Fotos konnte ich die
drei kleinen Töchter meiner
Großtante Angelina bestaunen,
Cousinen meiner Mutter. Sie
trugen die großen russischen
Schleifen im wallenden Haar
und waren auf kostbaren
Sitzmöbeln platziert wie
Puppen. Man sah sie auf den

Armen ihrer polnischen
Kinderfrau, in Pelze und Muffs
gehüllt, auf winterlichen
Schlittenfahrten, in Tutus beim
Ballettunterricht. Ein weiteres
Foto zeigte einen eleganten
Mann in Hut und Mantel, einen
griechischen Onkel meiner
Mutter, der ebenfalls
Opernsänger war, ein
gefeierter Tenor am
St. Petersburger Mariinskij-
Theater, wie Irina wusste.

Mit Verwunderung
betrachtete ich die Fotos dieser
fremden Menschen und brach
in inneres Gelächter aus. Ich
hatte als Kind gar nicht so
falsch gelogen, ich hatte sogar
noch untertrieben. In
Wirklichkeit war ich die
Urenkelin eines
Großkapitalisten, dessen
Kohlengeschäfte damals
vielleicht eine ähnliche
Goldgrube gewesen waren, wie

es heute das Erdöl ist.

Menschen, die in Saus und Braus gelebt haben mussten, während das Gros der Bevölkerung in der Ukraine in Armut und Elend vegetierte.

Aber wie war es möglich, dass Jakow, der ukrainische Vater meiner Mutter, der für seine revolutionären Ideen mit zwanzig Jahren Verbannung bezahlen musste, die Ehe mit der Tochter eines

ausländischen Millionärs
eingegangen war? Hatte er sich
nur in jugendlichem
Überschwang den Bolschewiki
angeschlossen, deren
politisches Programm die
Abschaffung seiner eigenen
Klasse war? Hatte das Lager ihn
bekehrt? War seine Rückkehr
nach Mariupol die Rückkehr in
die alte, wohlhabende Welt, zu
seiner Jugendfreundin Matilda,
die er vielleicht schon vor

seiner Verbannung geliebt hatte? War es ein Glücksfall für ihn, in eine vermögende Familie einheiraten zu können, nachdem seine eigene in den Jahren seiner Verbannung verarmt war?

Immer wieder musterte ich das Foto meiner jungen Mutter mit der alten Frau, der angeblichen Matilda Iosifowna De Martino. Obwohl mir die im Kirchenregister angegebenen

Jahreszahlen sagten, dass Matilda meine Mutter spät geboren hatte, erst mit dreiundvierzig Jahren, und es nahelag, dass meine Mutter, als sie deportiert wurde, nicht irgendwelche Fotos mitgenommen hatte, sondern solche, auf denen ihre Eltern zu sehen waren, fiel es mir schwer zu glauben, dass diese weißhaarige, schon fast greise Frau die Mutter einer

Achtzehnjährigen sein sollte.
War es nicht vielmehr die
italienische Großmutter meiner
Mutter, Teresa Pacelli, die
einstige Meeresbraut in
fortgeschrittenem Alter?

Irina hatte alle meine
Vorstellungen von meiner
Mutter noch einmal verwirrt.
War sie, das Kind einer Frau,
die auf See geboren wurde, das
Kind einer Kapitänstochter, die
nicht nur ohne Vater, sondern

auch ohne Mutter
aufgewachsen war, bei
Verwandten an Land, eher
geduldet als geliebt, ein
weggegebenes, einsames Kind,
das kein wirkliches Zuhause
gehabt hatte? Hatte diese Frau
ihren eigenen Kindern später
so etwas wie Geborgenheit
geben können? Plötzlich schien
es mir, als habe die
Heimatlosigkeit meiner Mutter
nicht erst in Deutschland

begonnen, sondern schon in der Ukraine, als sei sie nicht irgendwann aus dem Nest gefallen, sondern habe nie eines gehabt, weil schon ihre Eltern Unbehauste gewesen waren. Matilda weggegeben von ihren Eltern, Jakow verlassen von seinem Vater, dem verarmten Reeder, der eines Tages auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Und musste

Jakow in den zwanzig Jahren sibirischer Verbannung nicht ohnehin ein Heimatloser, ein Fremder in der Welt geworden sein? Waren das die Eltern meiner Mutter – schon sie zwei Entwurzelte, zwei Verstoßene, die einander gefunden hatten? Hatte es sie nie gegeben, die Ukraine als Wiege meiner Mutter, musste ich mir jetzt ihre ganze Geschichte neu erzählen?

Mich erstaunte die
Verlässlichkeit meines
Kindergedächtnisses. Erneut
war etwas, das ich seit langem
für ein Hirngespinnst, für eine
wie auch immer entstandene
innere Wirklichkeit gehalten
hatte, zu einer Tatsache
geworden. Den Namen De
Martino gab es wirklich in
meiner Vorgeschichte, meine
Mutter war wirklich die Tochter
einer Italienerin, und selbst

den «Kohlenhändler» hatte ich mir nicht ausgedacht, auch er gehörte zum Personal meiner Herkunft – auch wenn es sich um einen ganz anderen Kohlenhändler handelte, als man gemeinhin mit diesem Wort verband.

Unter den Fotos, die Irina von der Familie ihrer Urgroßmutter Angelina besaß, befand sich auch eines, auf dem Sergej zu sehen war, der

Bruder meiner Mutter. Die
braun getönte, stark
verblichene Aufnahme stammte
aus dem Jahr 1927, damals war
er zwölf Jahre alt. Jemand hatte
sie am Ufer des Dnjepr
gemacht, in Cherson, wo ein
italienischer Onkel meiner
Mutter zu jener Zeit ein
Weingut besaß. Ich blickte
mitten hinein in einen
Sommertag des Jahres 1927, in
die Kindheit meiner Mutter, als

sie sieben gewesen war. Eine verzauberte, schlafende Natur, ein Boot am Flussufer, ein großer alter Baum. Man sah, dass die abgebildeten Personen ihre Plätze nicht zufällig eingenommen hatten, sondern dass alle sowohl in einer kunstvollen Beziehung zum Baum als auch zueinander standen. In der Mitte, graziös in einer Astgabel sitzend, eine junge Frau, deren Identität

Irina nicht bekannt war. Unten, am Fuß des Baumes, drei stehende Mädchen, die Töchter von Angelina, somit Cousinen meiner Mutter – drei Schönheiten, die hier schon deutlich älter waren als auf den Fotos mit den Vignetten, alle drei mit dicken langen Zöpfen und in hellen Tolstoiblusen. Auf einem ausladenden Ast des Baumes ein lachender Junge mit abstehenden Ohren. Er

trug kurze Hosen und eine Matrosenmütze, seine nackten Beine baumelten in der Luft.

Das, so wusste Irina, war Sergej, der Bruder meiner Mutter, nach dessen Spuren Konstantin und ich bisher erfolglos gefahndet hatten. Offenbar war das Fotolächeln zu jener Zeit noch nicht erfunden, jedenfalls nicht in der Ukraine, auf allen mir bisher bekannten Aufnahmen

war mir der Ernst der
abgelichteten Personen
aufgefallen, auch bei den
Kindern, aber ausgerechnet
der Bruder meiner Mutter
lachte. Aus irgendeinem Grund
enttäuschte mich das. Gerade
ihn, der ihr einst so nahestand,
hatte ich für besonders
tiefsinnig, empfindsam und
melancholisch gehalten, ich
hatte ihn wohl als männliches
Pendant meiner Mutter vor mir

gesehen. Stattdessen saß er auf dem Ast eines Baums, ließ die Beine in der Luft baumeln und lachte vergnügt in die Kamera. Ein lebensfroher, etwas derber, robust wirkender Junge. Auch äußerlich konnte ich keinerlei Ähnlichkeit zwischen ihm und meiner Mutter entdecken. Sah ich wirklich ihren Bruder, oder war Irina falsch informiert, handelte es sich um einen ganz anderen Jungen?

Auf dem Wasser, ganz nah am Ufer, war ein Boot zu sehen, darin die Umrisse zweier Personen, eine von beiden hielt ein Ruder. War das, so fragte ich mich, meine Mutter mit ihrer Schwester Lidia? Musste es nicht geradezu so sein? Warum sollte Sergej allein mit seinen Cousins aufs Land hinausgefahren sein? Stammte die Aufnahme nicht am ehesten aus den Sommerferien, die die

Kinder gemeinsam bei ihrem italienischen Onkel am Dnjepr verbrachten?

Immer wieder, bis mir die Augen tränen, starre ich auf die Schemen der beiden Personen in dem Boot. Immer wieder vergrößere ich das Bild auf meinem Monitor, verkleinere es wieder, da es ab einer bestimmten Größe erst recht verschwimmt. Ich betrachte es durch die Lupe, drucke es in

verschiedenen Varianten aus,
aber die zwei Gestalten im Boot
sind zu klein, zu fern, zu
verblichen, sie trotzen der
modernen Technik und
behalten ihr Geheimnis für sich,
verweigern mir den
potenziellen ersten Blick auf
meine Mutter als Kind.

Lidia, die ältere Schwester
meiner Mutter, so schrieb mir
Irina aus Charkow, war eng mit
ihrer Cousine Marusja

befreundet, dem schönsten der drei Mädchen am Fuß des Baums. Eines Tages, Lidia und Marusja waren beide etwa achtzehn Jahre alt, beschlossen sie, gemeinsam Selbstmord zu begehen. Der Grund dafür lag im Dunkeln, aber Irina meinte, er mochte darin bestanden haben, dass das neue System den beiden aufgrund ihrer Herkunft keine Zukunftsperspektiven bot.

Marusja wurde nicht zum Studium zugelassen, so viel war bekannt, worauf sie sich die langen schwarzen Haare raufte, ihr Leben verfluchte und schließlich in eine schwere Depression verfiel.

Möglicherweise war es Lidia ähnlich ergangen, jedenfalls soll sie die treibende Kraft des Vorhabens gewesen sein. Von irgendwoher besorgten die beiden sich Gift und

verabredeten den Tag und die genaue Stunde, zu der sie beide gleichzeitig die tödliche Substanz einnehmen würden. Marusja hielt sich an die Verabredung und starb, wahrscheinlich unter schrecklichen Qualen, aber Lidia schreckte im letzten Moment vor der Einnahme des Gifts zurück und blieb am Leben.

Es klang nach einem

Schauermärchen, das der russischen Begabung zum Drama entsprang, in mir regte sich dennoch ein leises Grauen. Standen sie alle in einer Reihe, Olga, die Tante meiner Mutter, die sich aus dem Fenster gestürzt hatte, Marusja, ihre Cousine, die ebenfalls durch eigene Hand gestorben war, Lidia, ihre Schwester, die nur im letzten Moment der Mut verlassen hatte, und schließlich

meine Mutter? Hatten sie womöglich alle an der Tschelpanow-Krankheit gelitten, war der Suizid eine Art Familientradition? Hatte meine zu jener Zeit etwa neunjährige Mutter etwas von der Tragödie mitbekommen, und wie hatte Lidia damit gelebt, dass sie den tödlichen Pakt gebrochen hatte und ihre Cousine im Glauben an einen gemeinsamen Tod sterben ließ?

Wer war sie, die Schwester meiner Mutter, hatte über ihr vielleicht schon damals das Damoklesschwert des Straflagers geschwebt?

Ich hätte im Internet nachsehen können, aber irgendwie erschien mir das Wort zu intim, um es in die anonyme Suchmaschine einzutippen. Ich fragte Konstantin, ob er einen Ort namens Medweshja Gora

kenne. Er antwortete:

Medweshja Gora ist eine
Bahnhof in Karelien. Vor
langer Zeit hat man mir nach
dem Physikum eine
Arbeitsstelle in Petrosawodsk
zugewiesen. Ich habe dort
einige Jahre gelebt und bin
einmal die hundertsechzig
Kilometer mit dem Fahrrad
nach Medweshja Gora

gefahren, immerzu durch den Wald. Wenn man Ihre Tante tatsächlich in dieses Lager verbannt hat, dann ist die Wahrscheinlichkeit gering, dass sie eines natürlichen Todes gestorben ist. Die Häftlinge dieses Lagers mussten den Weißmeer-Ostsee-Kanal bauen, eine etwa zweihundertdreißig Kilometer lange Wasserstraße, die das Weiße Meer mit der Ostsee verbinden und

Leningrad den Seeweg zur Barentssee eröffnen sollte. Die Häftlinge mussten Tausende von Bäumen fällen, sie hatten so gut wie keine modernen technischen Hilfsmittel, sondern mussten den Kanal praktisch mit den Händen graben. Das administrative Zentrum dieser gigantischen Baustelle (Arbeitserziehungslager) befand sich in Medweshja Gora.

Es handelte sich um eine Außenstelle des berüchtigten Lagers von Solowki, das auf einem Archipel im Weißmeer lag. Früher war Solowki ein berühmtes Kloster, im 18. Jahrhundert wurde es zu dem am meisten gefürchteten Staatsgefängnis der Zarenzeit. Unter der Sowjetmacht entstand dort der Prototyp des Archipels Gulag. Niemand weiß, wie viele Menschen beim Bau

des Weißmeer-Ostsee-Kanals
umgekommen sind,
Schätzungen reichen von
fünfzig- bis
zweihundertfünfzigtausend.
Viele starben direkt bei der
Arbeit, sie versanken im Matsch
und Schlamm, dort liegen sie
bis heute begraben.

Das verzauberte russische
Karelien mit seinen endlosen

Wäldern und Seen, mit seinen
stillen, verstecken
Holzkirchen – dort also lag
Medweshja Gora, der
Bärenberg. Es war ein Ort, den
es wirklich gab, auch diesen
Namen hatte ich mir als Kind
richtig gemerkt. Der Gedanke
war mir nicht neu, dass die
Schwester meiner Mutter das
Lager nicht überlebt haben
könnte, aber jetzt sah ich sie,
zu Tode geschunden, ins Bett

des Kanals eingestampft, mit all den anderen, die auf dieser Baustelle umgekommen waren. Ein zweihundertdreißig Kilometer langes Kanalbett aus Leichen, darunter die meiner Tante ...

Ich sah im Atlas nach. Medweshja Gora war zweitausenddreihundert Kilometer von Mariupol entfernt. Mit seinen fünfzehntausend Einwohnern

lag der Ort in einem schier unermesslichen Waldgebiet, das sich vom Weißen Meer, einem Nebenmeer des Arktischen Ozeans, bis nach Finnland erstreckte. Endlose russische Taiga, Sümpfe, Wölfe, Bären, über die Hälfte des Jahres Schnee, Polarnacht, Legionen von Stechmücken in den kurzen wärmeren Perioden. Das totalitäre Regime nutzte nicht nur Entfernungen,

sondern auch eine menschenfeindliche Natur für ihr Bestrafungssystem. Ich versuchte, mir vorzustellen, wie lange man in der damaligen Zeit brauchte, um eine Strecke von zweitausenddreihundert Kilometern zurückzulegen. Wie viele Tage, wie viele Nächte war Lidia unterwegs gewesen ins Lager? Zum ersten Mal wurde mir die ganze Dimension der Entfernungen in diesem

riesigen Imperium bewusst, das ganze Potenzial der Verlorenheit, das dieser gewaltige Raum besaß. Gemessen an der Entfernung vom Heimatort, war Lidias Strafe relativ milde ausgefallen, schließlich gab es sowjetische Lager, die sehr viel weiter von Mariupol entfernt waren, zehntausend Kilometer und mehr.

Heute war Medweshja Gora

ein Kurort mit bekannten
Heilquellen. Die Touristen
bestaunten hier die
Schauspiele der Polarlichter
und der weißen Nächte, sie
besuchten das historische, von
gespenstischen
Ewigkeitsmauern umschlossene
Kloster auf dem Archipel im
Weißen Meer und eine weitere
Sehenswürdigkeit, von der ein
russischer Internetartikel
berichtete:

Im Waldgebiet von Medweshja Gora sind einst zahllose Häftlinge umgekommen, die den Weißmeer-Ostsee-Kanal erbaut hatten und im Geist der damaligen Zeit Kanalsoldaten genannt wurden. Der Besuch des dortigen Gedenkfriedhofs hinterlässt ein seltsames Gefühl, eine Mischung aus Trauer, Entsetzen und Ohnmacht. Hier gibt es keine Gräber im üblichen Sinn, nur

Bäume, an denen Tafeln mit den Fotos und Lebensdaten der Toten befestigt sind. Es sind sehr, sehr viele Bäume, ein ganzer Wald. Und der Wald rauscht im Wind, er rauscht, als würde er mit den Stimmen der Tausenden Ermordeten zu uns sprechen ...

War die Schwester meiner Mutter eine «Kanalsoldatin»

gewesen? Hätte ich, um sie zu finden, auf die Suche nach einem Baum in Karelien gehen müssen? Hätte ich dort, am Stamm dieses Baumes, sehen können, was ich so dringend zu sehen wünschte: ein Foto der Schwester meiner Mutter?

Erst später, als ich nachrechnete, wurde mir klar, dass ich Lidias Foto wohl an keinem der dortigen Bäume gefunden hätte. Der Kanal

wurde in der Zeit von 1931 bis 1933 gebaut. Da der deutsche Angriffskrieg auf die Sowjetunion im Juni 1941 begann, musste Matilda, die Mutter meiner Mutter, kurz vorher zu ihrer Tochter nach Medweshja Gora aufgebrochen sein, also bereits acht Jahre nach Fertigstellung des Kanals. Das alles bedeutete, dass Lidia überlebt hatte oder erst nach 1933 ins Lager gekommen war,

als die karelischen Bäume schon für andere Zwecke gefällt wurden. Vielleicht hatte sie sich auch am Ort ihrer Verbannung angesiedelt, wie es nicht wenige Häftlinge nach Ablauf ihrer Haftfrist taten. Die einen waren für immer der Wildnis verfallen, andere blieben lieber auch weiterhin abseits der Machtzentren oder hatten nach der langen Verbannungszeit den Kontakt

nach Hause verloren.

Inzwischen hatte ich mit Konstantin einige hundert E-Mails gewechselt, manchmal waren es pro Tag ein Dutzend und mehr. Schon seit Monaten tat ich nichts anderes, als seine E-Mails zu lesen und ihm zu schreiben, während wir gemeinsam unsere Nachforschungen fortsetzten. Trotzdem fehlte nach wie vor jede Spur zu den Geschwistern

meiner Mutter. Lidia schien für immer in den Wirren der Weltgeschichte verschwunden, und auch mit unserer Suche nach Sergej kamen wir nicht weiter. Konstantins grandiose Idee, ihn über die populäre, nach einem berühmten russischen Kriegsgedicht von Konstantin Simonow benannte Fernsehendung «Wart auf mich» zu suchen, scheiterte an dem Ansturm auf die

Redaktion. Täglich meldeten sich Hunderte, die Angehörige suchten, die Wartezeit betrug mehr als ein Jahr, und die jeweilige Geschichte dazu musste wohl auch spektakulärer sein als die, die wir zu bieten hatten. Auf unsere Anfrage beim zentralen Parteiarchiv, wo Sergej als ehemaliges Parteimitglied mit allen Lebensdaten verzeichnet sein musste, erhielten wir keine

Antwort. Konstantin fand die Adressen aller Iwaschtschenkos heraus, die jetzt in Mariupol lebten, ich schrieb achtundvierzig Briefe, bekam aber nur zwei Rückmeldungen, in denen eine Verwandtschaft mit der gesuchten Person verneint wurde. Auch das Einwohnermeldeamt von Mariupol, das wir anschrieben, antwortete uns mit Schweigen. Wir verfolgten eine Spur, die in

ein ukrainisches Dorf am
Asowschen Meer führte, ich
korrespondierte mit einem
Jugendlichen, der behauptete,
seine noch lebenden
Urgroßeltern hätten Sergej
gekannt, aber nach dieser
vielversprechenden Mitteilung
und seiner Klage über die
desolaten Zustände in der
Ukraine verstummte er wieder.
Wir forschten nach den
Bewohnern einer bestimmten

Straße in Kiew, weil es einen vagen Hinweis darauf gab, dass Sergej einst in dieser Straße gewohnt hatte, Konstantin schickte sogar einen Freund, der in Kiew lebte, auf die Suche, aber er kam unverrichteter Dinge zurück. Schließlich schrieb er die wichtigsten Opernhäuser der einstigen Sowjetrepubliken an, und es war ein Treffer. Das bjelorussische Bolschoi-Theater

in Minsk teilte ihm mit, dass
Sergej Jakowlewitsch
Iwaschtschenko in den
fünfziger Jahren als «Solist
erster Kategorie» zum
Opernensemble gehört hatte.
Man wusste, dass er mit einer
Ärztin verheiratet gewesen war
und eine Tochter namens
Jewgenia hatte. 1958 war er
von Minsk ans Staatstheater
von Kasachstan in Alma-Ata
gegangen. Aus Alma-Ata

erreichte uns nur die karge Nachricht, dass er 1962 ans Staatstheater von Rostow am Don gewechselt hatte. Von dort kam nichts mehr.

Da Sergej 1915 geboren war, mussten wir davon ausgehen, dass er nicht mehr lebte, aber immerhin verfügten wir jetzt über eine wesentliche Information. Er hatte eine Tochter gehabt, eine Jewgenia Sergejewna, die durchaus noch

am Leben sein konnte. Doch wo sollten wir ansetzen mit unserer Suche? Sehr viel günstiger wäre es gewesen, wenn Sergej einen Sohn gehabt hätte. Die Tochter hatte wahrscheinlich geheiratet und lebte unter dem Namen eines Mannes, den wir nicht kannten. Erneut waren wir in einer Sackgasse.

Wegen seines Fronteinsatzes mit dem Gesangsensemble

«Rotes Banner» hatte ich den Sänger Sergej für ein kleines Licht gehalten, aber die Häuser, an denen er als «Solist erster Kategorie» engagiert war, widerlegten das. Ich und die Oper hatten eine lange Geschichte. In meinen jungen Jahren, als ich von der Welt noch nicht viel mehr kannte als die deutschen Nachkriegslager für ehemalige Zwangsarbeiter, geriet ich einmal zufällig ins

gerade neu eröffnete
Nationaltheater in München. Es
wurde «Don Carlos» gegeben,
ich verstand nicht so recht,
worum es ging, aber als der
gealterte König Philipp im
nächtlichen Escorial bei
niedergebrannten Kerzen «Sie
hat mich nie geliebt» zu singen
begann, erlebte ich meine
Initiation. Ich war einsam und
krank vor Hunger, und ich
hatte nicht geahnt, dass es

diese Nahrung gab. Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich gemeint, zum ersten Mal erreichte mich die Kunde von mir selbst aus der Außenwelt. Die Oper, die Welt der Stimmen, wurde mein erstes Zuhause. Wahrscheinlich war ich die bei weitem unermüdlichste Besucherin auf den Stehplätzen des Münchner Nationaltheaters. Nichts wünschte ich mir sehnlicher, als

ein Stein des Gebäudes zu sein, um es nie mehr verlassen zu müssen, keinen einzigen Ton der Musik zu verpassen, die darin gespielt und gesungen wurde. Ich hörte alle großen Sänger der damaligen Zeit, von Birgit Nilsson bis Teresa Stratas, von Fritz Wunderlich bis Nicolai Gjaurov. Nach jeder Vorstellung wartete ich zitternd am Künstlerausgang, um mir ein Autogramm auf die

Rückseite meiner Eintrittskarte schreiben zu lassen und meine Götter für Sekunden aus der Nähe zu sehen. War womöglich mein eigener Onkel einer dieser Götter? Hätte er es sein können, der damals auf der abgedunkelten Bühne mit seinem Bass die Arie des spanischen Königs anstimmte, die große Klage des machtmüden Monarchen und ungeliebten Mannes, hätte

auch seine Stimme mich damals
in einem einzigen Augenblick
aus der Einsamkeit gerissen
und für immer verwandelt?

Da die Namensgebung im
russischsprachigen Raum in
der Regel nicht die Vorliebe für
einen Namen ausdrückte,
sondern die Vorliebe für einen
bestimmten Menschen, zumeist
für einen nahen Angehörigen,
bestand kaum ein Zweifel
daran, dass Sergej seine

Tochter Jewgenia nach meiner Mutter benannt hatte. Am liebsten wäre ich erneut zu ihr gelaufen, um ihr die Neuigkeit zu überbringen: Dein Bruder Sergej hat dich nicht vergessen, nein, er hat nie aufgehört, dich zu lieben, ich habe den Beweis, hör doch nur – er hat seiner Tochter deinen Namen gegeben ...

Während Konstantin und ich unsere Recherche im blauen

Nichts fortsetzten, besuchte mich meine Freundin Olga aus Kiew. Kurz nach der Wende war sie zum ersten Mal nach Berlin gekommen und hatte ihren Augen nicht getraut, als sie, die aus dem damaligen Elend in der Ukraine kam, auf dem Ku'damm die riesigen Grillfleischportionen sah, die den Gästen eines Straßenrestaurants serviert wurden. Viele Jahre hatte die

ausgebildete

Tiefbauingenieurin dann in Berlin als Putzfrau gearbeitet und Geld in die Ukraine geschickt, damit ihr Enkel nicht verhungerte. Bald nach der Orangefarbenen Revolution war sie zurückgekehrt nach Kiew, wo sie mit ihrem geschiedenen Mann, einem Karäer von der Krim, und ihrem Enkel wieder in ihrer alten Wohnung wohnte, auf sechsunddreißig

Quadratmetern Plattenbau mit
Blick auf die
Sonnenuntergänge über dem
Dnjepr. Ihre Tochter hatte
schon vor langer Zeit das Exil
in den Niederlanden gewählt.

Wie bei jedem ihrer Besuche
hatte mir Olga auch diesmal
eine Kiewer Torte mitgebracht,
eine unvergleichliche
Köstlichkeit aus Baiser,
Haselnüssen und Buttercreme,
die wir seit dem Machtwechsel

in der Ukraine Poroschenko-Torte nannten, weil sie aus einer der Fabriken stammte, die dem neuen Präsidenten gehörten. Danach hatte ich immer mein Poroschenko-Bauchweh, weil ich mich nicht zurückhalten konnte und zu viel von der Torte aß. Diesmal machte Olga keinen reinen Freundschaftsbesuch, sie war gekommen, weil ihre ältere Schwester Tamara in einem

jüdischen Altenheim in Berlin gestorben war. Die Beerdigung hatte schon stattgefunden, Olga wollte die Urne mit der Asche abholen, um sie auf dem Friedhof des ukrainischen Dorfes zu beerdigen, wo sie mit der Schwester ihre Kindheit verbracht hatte. Jetzt kam sie aus dem gerade ausgebrochenen Bürgerkrieg in der Ukraine – auf dem Majdan, wo alles friedlich

begonnen hatte, wurde bereits geschossen.

Es war ein seltsamer Spuk:
Der Anfang meiner Suche nach meiner Mutter fiel mit den ersten seismographischen Ausschlägen einer erneuten militärischen Auseinandersetzung in der Ukraine zusammen. Mir war, als zeigten mir die Fernsehbilder jenen Bürgerkrieg, in dem sie

geboren war, als würde mir
vorgeführt, was sie damals
erlebt hatte. Bald sollte die
Gewalt auch Mariupol
erreichen, und als erstes Haus
sollte dort ausgerechnet
dasjenige brennen, an dessen
Stelle einst das von meiner
Großtante Valentina
gegründete
Mädchengymnasium gestanden
hatte. Die ukrainischen Medien
berichteten vom «Haus, das

dreimal brannte». Zum ersten Mal war es während des Bürgerkriegs in Flammen aufgegangen, als es noch Valentinas Gymnasium war. Später hatten an genau dieser Stelle, in der Georgijewskaja-Straße 69, die deutschen Besatzer ihr Arbeitsamt eingerichtet und bei ihrem Rückzug aus Mariupol angezündet, um die Spuren ihrer Deportationsbehörde zu

verwischen.

Das schien eine meiner wichtigsten Fragen zu beantworten. Wahrscheinlich, so war meine Hypothese, hatte man Valentinas Gymnasium nach dem Brand wieder aufgebaut, und später hatte meine junge Mutter an diesem Gymnasium unterrichtet, die Nichte der inzwischen verstorbenen Gründerin. Als die deutschen Besatzer kamen,

schlossen sie die Schule,
richteten in dem zentral
gelegenen Gebäude ihr
Arbeitsamt ein und
übernahmen das
Schulpersonal. So war meine
Mutter Mitarbeiterin des
deutschen Arbeitsamtes
geworden. Sie hatte sich diese
Arbeitsstelle weder selbst
ausgesucht, noch war sie
ausgesucht worden, es war ein
automatischer bürokratischer

Vorgang gewesen. Sehr viel weniger wahrscheinlich war es jedenfalls, dass sie von den deutschen Besatzern rein zufällig an einem Arbeitsplatz eingesetzt wurde, der sich am selben Ort befand wie das einstige Gymnasium ihrer Tante.

Bis vor kurzem hatte in Deutschland kaum jemand von Mariupol gehört, über Nacht hatte der Bürgerkrieg sein

Schlaglicht auf die Stadt
geworfen. Während ich in
Gedanken bei meiner Mutter
war, zeigte mir das Fernsehen
zum ersten Mal Bilder der
Stadt, in der sie gelebt hatte.
Straßen, auf denen sie
gegangen war, Häuser, die sie
gekannt hatte, eine kleine
Parkanlage, die es vielleicht
auch schon damals gab. Und
vor allem immer wieder das
brennende, qualmende Haus in

der Georgijewskaja-Straße 69,
in dem sich zur Zeit des
Anschlags das Hauptquartier
der Mariupoler Polizei
befunden hatte – ein zentraler
Ort meiner Familiengeschichte,
der plötzlich im Mittelpunkt der
deutschen Fernsehnachrichten
stand. Auf einer an dem
Gebäude angebrachten
Gedenktafel, die den Flammen
getrotzt hatte, konnte man
lesen:

Während der Okkupation von 1941 bis 1943 befand sich an dieser Stelle das deutsche Arbeitsamt. Von hier aus wurden mehr als sechzigtausend Mariupoler in die Sklaverei nach Deutschland verschleppt. Jeder Zehnte von ihnen ist in der Unfreiheit umgekommen.

Auch Olgas Schwester Tamara,

die nun in hohem Alter in Berlin gestorben war, hatte zu den Verschleppten aus der Ukraine gehört. Man hatte sie als Zwanzigjährige aus Kiew nach Wien deportiert, zum Arbeitseinsatz in einer Konservenfabrik. Nach ihrer Rückkehr in die Ukraine entging sie zwar dem Schicksal derer, die als Vaterlandsverräter und Kollaborateure erschossen oder

aus einem Zwangsarbeiterlager ins nächste gebracht wurden, aber sie zählte zum Gros derer, für die die Zwangsarbeit in Deutschland lebenslange Folgen hatte. Die Zurückgekehrten, denen es nicht gelungen war, sich der Verschleppung durch den Kriegsfeind zu widersetzen, wurden nicht mehr in die Gesellschaft aufgenommen, die meisten fristeten ein elendes

Hungerleben bis zu ihrem Tod. Tamara durfte nicht studieren und fand keine Arbeit, nicht einmal die primitivste. Viele Jahre war sie gezwungen, sich von ihren Eltern durchbringen zu lassen, die selbst am Hungertuch nagten. Schließlich verliebte sich ein Bekannter ihrer Eltern in sie, ein schon in die Jahre gekommener Professor für Biochemie, der um ihre Hand anhielt. Sie

erwiderte seine Gefühle nicht,
aber die Heirat rettete sie, von
da an war wenigstens ihr
physisches Überleben
gesichert. Ganz ohne Strafe
ließ man ihren mutigen
Ehemann, der als Jude ohnehin
schon stigmatisiert war,
allerdings nicht davonkommen.
Lange Zeit blieb er der einzige
Professor in ganz Kiew, der
keine eigene Wohnung
zugeteilt bekam, sondern mit

seiner Frau und zwei Kindern
in einer
Gemeinschaftswohnung leben
musste.

Ich kannte Olgas Schwester
nur als völlig gleichmütige,
unerschütterliche Frau. Nichts
auf der Welt schien sie zu
bewegen, in ihrem Gesicht
drückte sich so etwas wie ewige
Windstille aus. Als ihr Mann in
den achtziger Jahren starb und
ihre Söhne nach Deutschland

auswanderten, folgte sie ihnen – als Mutter jüdischer Söhne erhielt sie eine Aufenthaltserlaubnis. Ihre letzte, noch lange Lebensstrecke verbrachte sie, freiwillig zurückgekehrt in die Welt ihrer einstigen Sklaverei, als Hartz-IV-Empfängerin in einem Hochhaus im Berliner Wedding. Sie saß in ihrem Einzimmerapartment vor dem Programm eines russischen

Fernsehsenders oder beschäftigte sich mit dem Lösen russischer Kreuzworträtsel. Die deutsche Sprache schien sie nicht zu hören, das fremde Land hinter dem Fenster nahm sie nicht zur Kenntnis. Ihre Zeit in Wien dagegen nannte sie die glücklichste ihres Lebens. Wenn sie von Wien sprach, begannen ihre trüben Augen plötzlich zu leuchten, ihre blassen, stearinartigen Wangen

nahmen einen rosigen
Schimmer an. Olga war sich
sicher, dass ihre Schwester in
Wien ihre erste und letzte
Liebe erlebt hatte und dass ihr
Auserwählter ein Deutscher
gewesen war. Wenn das
stimmte, dann war sie ein
großes Risiko eingegangen.
Slawische
Zwangsarbeiterinnen, die sich
mit einem Deutschen einließen,
wurden mit dem Tod oder mit

Einweisung in ein KZ bestraft.
Auch in der Ukraine hätte
Tamara ihre Liebschaft mit
einem Deutschen, wäre sie
ruchbar geworden, teuer
bezahlt, vielleicht mit ihrem
Leben. Darüber hinaus hätte
ihre gesamte Familie mit
Repressalien rechnen müssen.
Das wusste Tamara und hielt
sich ihr Leben lang an die
Schweigepflicht, alle Schrecken
der Zwangsarbeit hatte sie

offenbar aus ihrem Bewusstsein
getilgt und lebte in
schwärmerischen
Erinnerungen. Sie starb mit
fast neunzig Jahren auf der
Seite der Welt, auf der sie vor
langer Zeit vermutlich ihre
Seele zurückgelassen hatte,
und nahm ihr Geheimnis mit ins
Grab.

Olga musste noch einige
Formalitäten für die
Aushändigung der Urne

erledigen und blieb ein paar Wochen. Halbe Nächte hörten wir Opernmusik auf YouTube, wie immer, wenn Olga zu Besuch war. Schon zu Beginn unserer Freundschaft vor fast fünfundzwanzig Jahren hatte ich sie mit meiner Leidenschaft für die Oper angesteckt.

Wieder und wieder hörten wir den russischen Bariton Dmitri Hvorostovsky, der aus dem sibirischen Krasnojarsk kam

und, inzwischen ein Weltstar geworden, einmal gesagt hatte: «Ich singe nicht, um zu unterhalten und euch angenehme Gefühle zu bereiten, ich singe, um euch aufzurütteln, euch weh zu tun, damit ihr mit mir weint.» Er sang «Ah, per sempre io ti perdei», er sang «Kak molody my byli», es fiel ihm nicht schwer, uns mit seiner Stimme weh zu tun, wir saßen vor dem

Bildschirm und heulten.

Viele Stunden am Tag war ich weiterhin mit der Suche nach meinem Onkel Sergej und dessen Tochter Jewgenia, meiner Cousine, beschäftigt. Als ich es eines Tages wieder einmal mit meiner simplen Trial-and-Error-Methode probierte und die russische Googlemaschine nach einer Jewgenia Sergejewna Iwaschtschenko befragte,

zeigte mir irgendeine
undefinierbare Seite eine
Adresse in Kiew an: Krutoj
Spusk, Haus Nr. 26,
Wohnung 5. Olga kannte die
Straße, die, ins Deutsche
übersetzt, «Steiler Abhang»
hieß. Sie lag in einer
repräsentativen Gegend der
Kiewer Altstadt, gleich hinter
dem Majdan. Hinter der
Adresse stand eine
Telefonnummer. Als ich mir

endlich ein Herz gefasst und die Nummer gewählt hatte, erklärte eine Automatenstimme auf Ukrainisch und Englisch, dass der Anschluss nicht mehr existiere.

Die Angst um Angehörige war auf dem Territorium der ehemaligen Sowjetunion schon immer ein verbreitetes Phänomen. In dem wilden, ungeregelten Alltag lauerten stets Gefahren, die Kriminalität

war hoch. Jetzt, da in Kiew
kriegsähnliche Zustände
herrschten, starb Olga tausend
Tode, wenn ihr
dreiundzwanzigjähriger Enkel
das Haus verließ. Nie hätte sie
ihm erlaubt, auf den Majdan zu
gehen, wo er die Freiheit der
Ukraine verteidigen wollte,
aber jetzt war sie so angesteckt
von meinem Suchfieber, dass
sie ihn per Skype auf meinen
Bildschirm holte und ihn mit

strengen Maßregeln
losschickte, zu der Adresse aus
dem Internet.

Es dauerte zweieinhalb
Stunden, für Olga
wahrscheinlich eine Ewigkeit,
bis ihr Enkel von seiner
Exkursion zurück war. Er hatte
in der angegebenen Wohnung
niemanden angetroffen, und
auch in der Nachbarwohnung
hatte man nicht auf sein
Klingeln reagiert. Der

Hauswart hatte ihm gesagt, dass vor Jahren eine alte Frau in der Wohnung Nr. 5 gewohnt habe, aber die sei gestorben, an ihren Namen erinnere er sich nicht. Inzwischen habe die Wohnung schon zweimal den Besitzer gewechselt, im Moment werde sie wieder renoviert.

Vor der Abfahrt wickelte Olga die Urne mit der Asche ihrer Schwester in zwei Handtücher

und verstaute sie in ihrem Koffer. Ich brachte sie zum Busbahnhof am anderen Ende der Stadt. Ihre Schwester Tamara, die einst ihre glücklichsten Tage als Zwangsarbeiterin in einer Wiener Konservenfabrik verbracht hatte, kehrte zum zweiten Mal zurück in die Ukraine – diesmal nicht in einem Viehwaggon, sondern in einem komfortablen,

klimatisierten Fernbus, und diesmal für immer.

In Kiew angekommen, nahm Olga sich nach der langen Busfahrt nicht einmal die Zeit, um richtig auszuschlafen. Sie trank zwei Tassen schwarzen Kaffee, den sie, unbeeindruckt von der modernen Technik, in einer Cezva, einem langstieligen Kupferkännchen, auf der Herdplatte zubereitete, dann zündete sie sich eine

Zigarette an und lief zur Metro. Jeder, der sie nur von hinten oder aus größerer Entfernung sah, hielt sie für eine junge Frau. Sie war schlank wie ein Reh und kletterte mit ihren zweiundsiebzig Jahren auf ihrem Datschengrundstück noch auf Bäume, um Obst zu ernten.

In der Wohnung 5 im Haus Nr. 26 am Krutoj Spusk öffnete auch diesmal niemand, aber die

Nachbarin war zu Hause. Von ihr erfuhr Olga, dass die alte Frau, Jewgenia Sergejewna Iwaschtschenko, die frühere Bezirksärztin, mitnichten gestorben, sondern vor ein paar Jahren umgezogen war. Damit war im Grunde bereits klar, dass es sich um Sergejs Tochter handelte. Es mochte viele Frauen geben, die Jewgenia Sergejewna Iwaschtschenko hießen, aber

eine Frau dieses Namens, die als Tochter einer Ärztin selbst Ärztin geworden war, existierte wahrscheinlich nur einmal.

Olga fragte trotzdem nach. Ob die Nachbarin zufällig wisse, wer der Vater von Jewgenia Sergejewna sei.

«Natürlich weiß ich es», erwiderte die Frau. «Er stammte aus Mariupol und war ein bekannter Opernsänger.» Sie gab Olga die neue

Telefonnummer ihrer
ehemaligen Nachbarin.

Zu Sowjetzeiten hatten die
Menschen sich in ihren Küchen
getroffen. Inzwischen gab es in
Kiew eine Vielzahl von
Restaurants und Cafés, die die
Küche als soziokulturellen Ort
überflüssig gemacht hatten.
Meine Cousine Jewgenia konnte
aber schon deshalb niemanden
bei sich zu Hause empfangen,
weil sie, wie sie Olga gleich am

Telefon erklärte, in ihrer kleinen Zweizimmerwohnung sechs Untermieter hatte. Das war selbst in dem katastrophal überfüllten Kiew, wo jede Ritze vermietet wurde, nicht alltäglich.

Mir war bekannt, dass Ärzte in der einstigen Sowjetunion schlecht bezahlt waren. Vor meinem inneren Auge erschien das Bild einer abgearbeiteten, verhärmten Bezirksärztin, die

ihr Leben lang in einem unterversorgten, schäbigen Bezirkskrankenhaus geschuftet hatte und jetzt in ihrer kleinen Wohnung eine Art Nachtsyl betrieb, weil sie nicht von ihrer Rente leben konnte. Eine alte Frau im postsowjetischen Elend.

Olga wusste nach dem Treffen mit ihr anderes zu berichten. Sie war einer elegant gekleideten,

geschminkten Frau mit exzentrischen Zügen begegnet. In ihrer Statur und dem Typus nach sei sie mir recht ähnlich, sagte Olga, die in ihrer vollgestopften Wohnung die halbe Nacht lang nach Fotos und Büchern von mir gesucht hatte, um sie meiner Cousine zu zeigen, doch die hatte das Mitgebrachte höchstens eines kurzen Blicks gewürdigt. Jeder Versuch, den Olga unternahm,

ihr etwas von mir zu erzählen
oder von ihr in Erfahrung zu
bringen, wurde im Keim
erstickt. Jewgenia redete ohne
Unterlass von ihrem Vater, der
offenbar ihr Gott gewesen war.
Nach zwei Stunden war die
sanfte, geduldige Olga vor ihr
geflohen – selbst auf meinem
Bildschirm sah sie noch
abgekämpft und zerzaust aus,
als hätte sie mit meiner Cousine
eine körperliche

Auseinandersetzung gehabt.

Als ich am nächsten Tag bei Jewgenia anrief, verstand ich sofort, was Olga mit ihr durchgemacht hatte.

Spätestens nach zehn Minuten war mir klar, dass auch ich kaum zu Wort kommen, dass es mir nur schwer gelingen würde, ihr die Fragen zu stellen, die ich mir aufgeschrieben hatte. Nach dem schrillen Aufschrei, mit

dem sie mich begrüßte, redete sie mich sofort in Grund und Boden, ich war mir nicht einmal sicher, ob sie eigentlich wusste, mit wem sie telefonierte. Mir blieb nur, mich zu konzentrieren und zu versuchen, aus der Suada an meinem Ohr das herauszuhören, was ich wissen wollte.

Meine schwache Hoffnung, dass sie meine Mutter noch

gekannt hatte, erfüllte sich nicht. Jewgenia war 1943 geboren, in genau dem Jahr, in dem meine Mutter Mariupol für immer verließ. Es stellte sich heraus, dass der ukrainische Jugendliche aus dem Dorf am Asowschen Meer, der nach einer flüchtigen Korrespondenz mit mir wieder verschwand, die richtige Spur gewesen war, wahrscheinlich hatten seine Urgroßeltern Sergej wirklich

gekannt. In diesem Dorf nämlich wurde Jewgenia, ein Fronturlaubskind, in der Evakuierung geboren. Eines Tages, sie war drei Jahre alt, war ebendort ein fremder Mann ins Zimmer gekommen und hatte gesagt: «Ich bin dein Vater.» Und sie hatte sofort gewusst, dass das stimmte, dass dieser und kein anderer Mann ihr Vater war. Sie hätten einander von Anfang an

«fanatisch» geliebt, sagte sie immer wieder, wobei sie das zweite «a» wie eine Sirene in die Länge zog.

Aus ihrem Mund hörte ich zum ersten Mal von einem Kindermädchen namens Tonja, das schon vor der Revolution in der Familie meiner Mutter gelebt hatte und auch danach durch alle Zeiten und Katastrophen hindurch bei ihr geblieben war. Diese Tonja soll

erzählt haben, dass meine Mutter während des Kriegs einen amerikanischen Offizier geheiratet habe und mit ihm in die USA gegangen war.

Ich kannte die russische Leidenschaft für Legendenbildungen, mit der musste ich während meiner Suche immer rechnen, aber hier erstaunte mich die Missachtung historischer Fakten, über die einstige

Sowjetbürger in der Regel gut
Bescheid wussten. Zwar hatte
ich von sowjetischen
Zwangsarbeiterinnen gehört,
die nach der Befreiung
amerikanische Soldaten
geheiratet hatten und ihnen in
die USA gefolgt waren, aber
das hatte sich in Deutschland
zugetragen. Es war völlig
ausgeschlossen, dass sich im
Krieg ein amerikanischer
Offizier auf sowjetischem Boden

befunden hatte, den meine Mutter in Mariupol hätte kennenlernen können. Selbst wenn das Kindermädchen Tonja das Gerücht wirklich verbreitet hatte, war es verwunderlich, dass es bei meiner Cousine auf keine Zweifel zu stoßen schien.

Aber die Kunde von dem Kindermädchen schloss erneut eine Lücke, die für mich im Leben meiner Mutter klaffte. Immer hatte ich über ihre

Lebenssituation bei Ausbruch
des Krieges gerätselt – ihr
Vater schon seit vier Jahren tot,
der Bruder an der Front, die
Schwester in der Verbannung,
die Mutter verschollen auf dem
Weg dorthin. Immer hatte ich
sie in dieser schrecklichen Zeit
völlig allein gewöhnt, weil mir
außer ihren direkten
Familienmitgliedern niemand
bekannt war, in dessen
Gesellschaft ich sie mir hätte

vorstellen können. Nun wusste ich, dass wahrscheinlich das Kindermädchen Tonja an ihrer Seite war, ein Mensch, den sie vielleicht schon von ihrem ersten Atemzug an kannte. Wahrscheinlich hatte Tonja den Ofen angeheizt, wenn es Heizmaterial gab, etwas zu essen aufgetrieben in der zertrümmerten Stadt, war bei Fliegeralarm mit meiner Mutter in den Luftschutzkeller

gelaufen.

Sergej, so berichtete mir meine Cousine, hatte sie, seine Tochter, tatsächlich nach meiner Mutter benannt. Er habe seine kleine Schwester vergöttert, bis zu seinem Tod immer wieder von ihr gesprochen, sie als außerordentlich schön und intelligent beschrieben und nie aufgehört, auf eine Nachricht von ihr zu warten. Zum ersten

Mal in meinem Leben hörte ich von einem Menschen, der meine Mutter geliebt hatte, sie, die ich nur als Geächtete kannte. Der erste liebende Blick, der von außen auf sie fiel, zeigte mir so deutlich und bestürzend wie nie zuvor, welchem Ausmaß an Nichtliebe sie in Deutschland ausgesetzt gewesen war. Meine Cousine hätte jetzt die Gelegenheit gehabt, die Nachricht zu

empfangen, auf die ihr Vater so lange vergeblich gewartet hatte, aber sie stellte mir keine einzige Frage nach dem wahren Schicksal meiner Mutter. Sie ließ nicht zu, dass ich ihre Illusion zerstörte, sie habe eine Tante im Land der unbegrenzten Möglichkeiten gehabt. Vielleicht dachte sie sogar, meine Mutter sei noch am Leben und ich riefte aus den USA an.

Über Matilda Iosifowna De Martino, unsere gemeinsame Großmutter, wusste sie, dass diese nicht im Krieg umgekommen war. Allerdings war sie von ihrer Reise nach Medweshja Gora auch nie nach Mariupol zurückgekehrt. Meiner Cousine war nichts über die Gründe bekannt, sie wusste nur, dass sie zuletzt in Woskressensk gelebt hatte, einer russischen Stadt in der

Nähe von Moskau. Sie starb 1963 im Alter von sechshundachtzig Jahren, also erst sieben Jahre nach meiner Mutter.

Hätte sie, meine Mutter, gewusst, was ich jetzt wusste, wäre vielleicht alles anders gekommen. Hätte sie damals an eine Mutter denken können, die lebte, hätte sie ihr Los in Deutschland vielleicht etwas leichter ertragen. Vielleicht

hätte sie dieses Wissen davon abgehalten, sich umzubringen. Stattdessen hatte der Fluss sie womöglich gerade mit der Stimme ihrer Mutter gerufen, womöglich hatte sie sich auf dem Weg in die deutsche Regnitz vorgestellt, dass sie auf ihre tote Mutter zuing.

Meine Cousine hatte unsere Großmutter nur zwei- oder dreimal in ihrem Leben gesehen, aber sie erinnerte

sich noch genau an ihr
Todesdatum. Es war identisch
mit dem Datum meines
Geburtstags. An dem Tag, an
dem ich in einer deutschen
Provinzstadt achtzehn Jahre alt
wurde, starb meine Großmutter
im fernen Woskressensk, einer
Stadt, deren Name im
Russischen «Sonntag» und
«Auferstehung» bedeutete.
Hatte auch sie geglaubt, dass
ihre Tochter ein glückliches

Leben in Amerika führte?

Unsere Großmutter
beschrieb meine Cousine als
kühl, unnahbar und sarkastisch.
Eine winzige, spindeldürre Alte
mit schneeweißem Haar und
einer langen Nase, die nur
Krümel aß, wie ein Vogel. Alle
hätten sich ein wenig vor ihr
gefürchtet, auch Sergej, dessen
Stimme sie immer kritisiert, nie
für gut genug befunden habe.
Ihr Leben lang habe sie nur

einen einzigen Mann geliebt:
ihren Bruder Valentino De
Martino. Ihre Tochter Lidia sei
sein Kind gewesen, ein
Inzestkind. Sonst wusste meine
Cousine nichts zu sagen über
Lidia, sie hatte sie nie gesehen.
Ihr Vater Sergej hatte nach
ihrer Verhaftung nie mehr von
ihr gehört und auch nie von ihr
gesprochen. Wahrscheinlich, so
meinte meine Cousine, sei Lidia
im Straflager umgekommen.

Jakow, der Vater meiner Mutter, so behauptete Jewgenia, hatte sich das Leben genommen. Er sollte verhaftet und zu einer Denunziation gezwungen werden, aber dem habe er sich entzogen, indem er sich am Vorabend seiner Verhaftung erschoss. Es soll meine Mutter gewesen sein, die seine Leiche fand.

Seltsamerweise kam mir das bekannt vor, als hätte ich es

einst schon aus dem Mund meiner Mutter gehört. Und zugleich erinnerte ich mich genau, wie sie mir erzählt hatte, dass ihr Vater an einem Herzanfall gestorben war. Bis heute fühlte ich den Ausschlag des Schreckens, den sie empfunden hatte, als sie in der Schule aus dem Unterricht geholt wurde und sofort begriff, was geschehen war. Es schien, als sei ihr Vater zweimal

gestorben, als hätte sie diesen Verlust zweimal erlebt. Sowohl die eine als auch die andere Version seines Todes stimmte in meiner Erinnerung, wie war das möglich? Mir fiel Jakows Eintrag im Kirchenregister ein. Sprach die fehlende Angabe der Todesursache nicht dafür, dass er sich tatsächlich umgebracht hatte? Erklärte sich die Leerstelle damit, dass das Wort «Selbstmord» in

einem Kirchenbuch nicht
vorkommen durfte?

Die meiste Zeit sprach meine
Cousine über ihren Vater
Sergej. Sie sagte, er habe zwölf
Sprachen gesprochen und sei
der größte Sänger seiner Zeit
gewesen, mit einer typisch
italienischen Opernstimme,
keiner habe ihm das Wasser
reichen können. Schon
während seines Studiums in
Kiew war er Stanislaw Kossior

aufgefallen, dem ehemaligen Staatschef der Ukraine, der als einer der Hauptverantwortlichen für die Hungerkatastrophe in den dreißiger Jahren galt. Als sein Auge auf Sergej fiel, war er bereits zum Vollmitglied des Politbüros der KPdSU aufgestiegen. Er hörte Sergej in einem Konzert im Kiewer Konservatorium und protegierte ihn von da an. Er

musste einen Narren an ihm
gefressen haben, denn er
förderte ihn nicht nur als
Sänger, sondern lud ihn auch
mehrfach zu sich nach Hause
ein. Ein schier unerhörter
Vorgang, dass ein
Politbüromitglied einem kleinen
Studenten Zugang zu seiner
Privatsphäre gewährte. Doch
schon bald wurde Kossior, wie
viele andere auch, zum Opfer
des Systems, dem er diente.

Stalin ließ ihn verhaften und foltern, um ihn zu irgendwelchen Geständnissen zu zwingen. Da er standhielt, holte man seine Tochter und vergewaltigte sie vor seinen Augen. Kossior gestand, seine Tochter sprang aus dem Fenster, er wurde erschossen, seine Asche auf dem Moskauer Donskoj-Friedhof in ein Massengrab geworfen. Damit war auch Sergejs Schicksal

besiegelt. Er war zum
Günstling eines erklärten
Staatsfeindes geworden,
Kossiors Schatten verfolgte ihn
sein Leben lang. Dank seiner
außerordentlichen Stimme, so
Jewgenia, wurde er zwar an
großen sowjetischen Theatern
engagiert, aber der wirkliche
Ruhm führte nur über das
Moskauer Bolschoi-Theater,
und das blieb dem einstigen
Kossior-Liebling für immer

verschlossen.

Ich erinnerte mich an Konstantins Worte über Sergejs verwunderliche Parteimitgliedschaft. Jetzt war mir klar, wie das Kamel durchs Nadelöhr gegangen war. Nur Stanislaw Kossior konnte das bewirkt haben, wahrscheinlich hatte dafür ein Fingerschnippen von ihm genügt – unter der Voraussetzung, dass Sergej

sich von seiner Schwester lossagte, die sich in einem Straflager befand? Ich sah meinen Onkel als schwachen, angstvollen Menschen vor mir, der mit der Macht paktiert hatte und zeitlebens dafür büßte. Der eine starke Hand gebraucht und deshalb eine Frau gewählt hatte, die von seiner Tochter in unserem Telefonat als «Stalin im Rock» bezeichnet wurde.

Jewgenia war nie verheiratet gewesen – dieser Unsinn, so ihre Worte, sei nichts für sie. Sie hatte nur für ihren Vater gelebt, der sein schwaches Herz offenbar von seinem Vater Jakow geerbt hatte. Sie war Ärztin geworden, um ihn selbst behandeln zu können. Sie hatten ein Nomadenleben geführt, waren von Republik zu Republik, von einer Stadt zur nächsten gezogen, jeweils

dorthin, wo Sergej für ein paar Jahre ein Engagement hatte. Immer hatten sie nur in provisorischen Wohnungen gelebt, zumeist jahrelang zu dritt in einem theatereigenen Gästezimmer. Überall war Jewgenia auf der Jagd nach dem raren Obst und Gemüse für ihren Vater gewesen, besorgte Herzmedikamente aus dem Ausland und ließ sich schließlich sogar schwängern,

um ihrem Vater das ersehnte Enkelkind zu schenken, das inzwischen ein erwachsener, verheirateter Mann war. Mit ihm und seiner Frau hatte sie in dem Haus am Krutoj Spusk zusammengelebt, aber da sie sich nicht mit ihrer Schwiegertochter vertrug, musste man die große Wohnung gegen zwei kleine tauschen.

Sergej erlitt mit

zweiundfünfzig Jahren einen Herzinfarkt, von dem er sich nie mehr richtig erholte. Als er das Singen aufgeben musste, zog die Familie nach Kiew, wo sich sein lebenslanger Traum von einer eigenen Wohnung endlich erfüllte. Da er trotz seiner beachtlichen Karriere als Sänger eine miserable Rente bezog, war er gezwungen, sich etwas dazuzuverdienen. In seinen letzten Lebensjahren

arbeitete er als Wächter in einem Vergnügungspark. «Er ist auf der Straße gestorben», sagte Jewgenia, «eines Tages fiel er auf dem Heimweg vom Park tot um.» Sie war davon überzeugt, dass man ihren Vater ermordet hatte: Er habe im Park einen Karussellunfall beobachtet, bei dem einige Kinder umgekommen seien, und sei als Zeuge beseitigt worden. Sollte ich das glauben?

Oder konnte meine Cousine den Gedanken nicht ertragen, dass ihr Vatergott eines ganz banalen Todes gestorben war, am ehesten an einem zweiten Herzinfarkt, den auch sie nicht hatte verhindern können, obwohl sie eigens Medizin studiert hatte und Ärztin geworden war?

Meine Cousine hatte mir mehr erzählt, als ich zu hoffen gewagt hatte, aber nach dem

etwa zwei Stunden dauernden Telefonat, bei dem ich selbst so gut wie nichts gesagt hatte, fühlte ich mich plötzlich völlig leer. Ich saß vor dem verzweigten Stammbaum, den Konstantin mir aufgemalt hatte und der vergrößert über meinem Schreibtisch hing – jetzt hätte ich ihm drei weitere Zweige hinzufügen können, meine Cousine, ihren Sohn und dessen Frau, aber ich wusste

nicht mehr, wozu das gut
gewesen wäre. Ich wusste nicht
mehr, wonach ich eigentlich
gesucht hatte, was mich all
diese fremden Menschen
angingen, was mich mit ihnen
verband. Mein Leben lang hatte
ich mich benachteiligt gefühlt,
weil ich keine Familie hatte,
aber das war nur deshalb so
gewesen, weil ich nicht gewusst
hatte, dass ich ein glücklicher
Mensch war ohne diesen

ganzen Ballast. Die
abgrundtiefe Trauer, die mich
in letzter Zeit manchmal
überfallen hatte, weil ich meine
ukrainisch-italienische Sippe
nie kennenlernen würde, hatte
sich in Grauen vor dieser Sippe
verwandelt. Ich wollte nichts
mehr hören von all den
Ungeheuerlichkeiten, all den
finsteren, haltlosen Liebes-,
Hass- und
Wahnsinnsgeschichten, denen

zufolge kaum einer meiner
Vorfahren eines natürlichen
Todes gestorben war. In
meinem Kopf überschlug sich
alles, Erfindung und Lüge,
Realität und die Hirngespinnste
einer halb verrückten, in sich
selbst und ihren Vaterwahn
eingeschlossenen alten Frau.
Ich hatte keine Ahnung, was ich
ihr glauben konnte und was
nicht, ich sehnte mich zurück in
die stille, glückliche Zeit mit

den Toten, all den schönen, interessanten Menschen auf den alten Schwarzweißfotos. Sie hatten ihren Zauber für mich verloren und die Züge meiner lebenden Cousine angenommen. Wahrscheinlich hatte auch sie mehr Schrecken erlebt, als in ein einziges Leben passte, offenbar hatte sie nie ihr eigenes Leben gefunden, sondern sich hinter der Identität einer Tochter

versteckt. Was für ein Schicksal mochte ihr Sohn haben, der für ein Leben als Enkel vorgesehen war?

Am meisten irritierte mich Jewgenias Beschreibung unserer Großmutter Matilda. Hätte meine Mutter sich die Augen ausweinen können nach einer kühlen, unnahbaren, sarkastischen Frau? War das Bild, das sie mir von ihrer Mutter vermittelt hatte,

vielleicht jener erklärenden Trauer geschuldet, die wir oft für das empfinden, was für immer verloren ist? War Matilda als weggegebenes Kind der Kapitänsbraut Teresa Pacelli gar nicht in der Lage gewesen, ihren eigenen Kindern später Schutz und Geborgenheit zu geben, da sie selbst so etwas nie erfahren hatte?

Das Meer schien sich als

Motivstrang durch die Familiengeschichte meiner Mutter zu ziehen. Ihr ukrainischer Großvater Epifan, der Reeder, hatte den Seeweg gewählt, um für immer zu verschwinden. Ihr italienischer Großvater Giuseppe, der Kapitän, verbrachte einen großen Teil seines Lebens auf dem Meer, gemeinsam mit seiner Frau, die ihre Puppen aufs Schiff mitbrachte, dafür

aber ihre Kinder weggab.
Vielleicht wuchsen ihre Kinder
Matilda und Valentino nicht bei
denselben Verwandten auf,
sondern getrennt, vielleicht
waren die beiden einander
fremd genug, um sich eines
Tages ineinander zu verlieben.
Oder hatte eine aus der
gemeinsamen Verlassenheit
erwachsene Nähe eines Tages
die Leidenschaft zwischen den
Geschwistern entfacht, eine

Leidenschaft, die Lidia hervorgebracht hatte? War sie wirklich ein Kind der Inzucht, der Blutschande und daher eine Außenseiterin, eine Ausgestoßene der Familie, über die nicht nur ihr Bruder Sergej, sondern auch ihre Schwester, meine Mutter, geschwiegen hatte? Hing das alles miteinander zusammen – das angeborene Schandmal, ihr Selbstmordpakt mit ihrer

Cousine Marusja und das
Straflager, in dem sie
schließlich verschwand? War es
so, oder folgten meine
Gedanken den inneren
Stromschnellen meiner
wunderlichen, monomanen
Cousine, die aus der
abgöttischen Liebe zu ihrem
Vater Inzestgeschichten über
andere flocht?

Wenn es stimmte, was sie
über Lidia gesagt hatte, wenn

die Schwester meiner Mutter wirklich im Lager umgekommen war, dann war ich am Ende meiner Suche angelangt. Von potenziellen, noch weiter entfernten Verwandten hatte ich kaum noch Informationen über meine Mutter zu erwarten. Meine Cousine Jewgenia hatte mich in einer Wüste zurückgelassen, mit mehr Fragen, als ich je gehabt hatte, Fragen, auf die ich

vermutlich nie mehr eine Antwort bekommen würde. Meine Mutter hatte ich aus den Augen verloren, sie schien für immer im Abgrund zwischen Wahrheit und Dichtung verschwunden, in einem flackernden, ungreifbaren Nichts. Alles, was ich über sie herausgefunden hatte, war letztlich nur Stoff für Vermutungen und Hypothesen, Stoff für ein Märchen.

Wenige Tage nach meinem Telefonat mit Jewgenia begegnete Olga ihr auf dem Majdan. Zwar war der Platz zu dieser Zeit im wahrsten Sinn des Wortes der Brennpunkt der Stadt, aber Kiew hatte immerhin annähernd drei Millionen Einwohner, sodass es ziemlich unwahrscheinlich war, jemandem, den man gerade erst kennengelernt hatte, ein paar Tage später wieder

zufällig über den Weg zu laufen. Olga erschrak und versteckte sich in der Menschenmenge, doch meine Cousine hätte sie vermutlich ohnehin nicht wiedererkannt. Sie hatte sie während des Treffens gar nicht angeschaut, sondern ihr nur fortwährend von allen Seiten die Grübchen gezeigt, die ihr Vater so an ihr geliebt hatte und die ihr ganzer Stolz zu sein schienen. Jetzt

stand sie, bekleidet mit einem eleganten, indigoblauen Mantel und einem großen schwarzen Hut, etwas abseits und sang. Mit einer leicht brüchigen Stimme, die leuchtenden Augen gen Himmel erhoben, sang sie am Rand des kriegerischen Tumults die russische Fassung von Massenets berühmter «Élégie», die in der Ukraine jeder kannte und die bestimmt einst auch ihr Vater gesungen

hatte: «Wo sind sie hin, die Tage der Liebe, der süßen Träume, des schönen Vogelgesangs ...»

Eine Frage hatte sie mir am Ende unseres Telefonats doch gestellt. Sie wollte wissen, ob ich schon einmal in Mariupol war. Es wäre höchste Zeit für mich gewesen, mich auf den Weg dorthin zu machen, den Herkunftsort meiner Mutter mit eigenen Augen zu sehen,

aber im Grunde waren wir uns gar nicht so unähnlich, meine Cousine und ich. Sie hatte sich hinter ihrem Vater vor dem Leben verschanzt, ich mich hinter der Kante meines Schreibtisches. Aus ganz unterschiedlichen Gründen hatte ich auch mit Konstantin etwas gemeinsam. Nicht nur ihm ersetzte das Internet die Welt, sondern auch mir.

Von meiner Cousine hörte ich

nie wieder.



Es war Januar am Schaalsee.
Noch nie hatte mich eine so
lang anhaltende, eisige
Dunkelheit umgeben, auch am
Tag wurde es kaum noch hell.

Ich war in eine Art Polarnacht geraten, in eine Stille wie im Weltraum, in der man nachts nur das Knacken des Eises hörte, das den See bedeckte. Manchmal war es ein Rumoren, ein leises Rumpeln, das wie von einem Rangierbahnhof kam. Ich stellte mir vor, dass irgendwo in der Tiefe des Sees Eisblöcke zusammenstießen, sich übereinanderschoben. Nur noch die Straßenlaterne vor

meinem Haus, die letzte im Ort,
erinnerte mich daran, dass ich
mich in der belebten Welt
befand. Obwohl auch diese
Laterne manchmal zu blinzeln
begann, als wäre sie müde, als
würde sie jeden Augenblick für
immer einschlafen. In ihrem
zuckenden Licht ballte sich der
Nebel wie weißer,
undurchdringlicher Rauch, und
wenn die Luft einmal klar war,
sah man winzige harte

Schneeflocken
umherschweben, das
gefrorene, braune Gras war von
ihnen bestreut wie von weißen
Sägespänen. Oft hörte man
jetzt auch nachts die
Wasservögel schreien. Sie
versuchten, sich Öffnungen im
Eis zu erhalten, indem sie sich
zu kleinen Inseln auf dem
zugefrorenen See
zusammendrängten, aber auf
Dauer hatte die Wärme der

kleinen Körper keine Chance gegen das Eis. Die Tauchlöcher froren zu, die Nahrungsquelle der Vögel versiegte. Ihr nächtliches Geschrei erfüllte mich mit einer Unruhe, als drohte auch mir irgendein unabwendbares Unheil.

Im Motorraum meines Autos hatte sich ein Marder einquartiert, er schlief dort, geschützt vor der Kälte, und hatte lebenswichtige Kabel

durchgefressen, wie man mir später in der Werkstatt erklärte. Offenbar ernährten sich moderne Marder von Plastik und Kupfer, jedenfalls gab mein Auto außer dem Klicken des Schlüssels im Zündschloss keinen einzigen Ton mehr von sich. Tag für Tag nahm ich mir vor, den ADAC anzurufen, Tag für Tag verschob ich es. Vielleicht machte die andauernde

Dunkelheit mich so träge,
vielleicht hatte ich gar nichts
dagegen, für eine Weile von
der Welt abgeschnitten zu sein.
Meine Haut fühlte sich trocken
und schuppig an, ich war
immerzu müde und empfand
ein unwiderstehliches
Bedürfnis, zu einem Bären in
die Höhle zu kriechen und
seinen archaischen
Winterschlaf mitzuschlafen.

Einmal, es war schon gegen

Morgen, sah ich von meinem Computer auf und erschrak. Im ersten Moment war ich sicher, dass sich irgendeine Katastrophe ereignet hatte und das gegenüberliegende Seeufer brannte. Auf den zweiten Blick war das, was ich sah, noch unerklärlicher. Es schien, als verlief ein langes blutrotes Tesaband schnurgerade durch die Dunkelheit, das ganze Seeufer

auf der anderen Seite säumend. So sah weder Feuer noch Licht aus, beides hatte nicht diesen scharf abgegrenzten, wie mit einem Lineal gezogenen Rand. Ich fragte mich, ob ich zu lange auf den Bildschirm gestarrt hatte, ob ich halluzinierte oder ob die Naturgesetze außer Kraft getreten waren, aber Minuten später blickte ich wieder in dieselbe stygische Finsternis wie vorher. Offenbar

hatte mir ein unnatürlich
exakter Riss in der schwarzen
Wolkendecke die Feuersbrunst
des Himmels hinter der
Dunkelheit gezeigt.

Ich hatte inzwischen
angefangen, an dem geplanten
Buch über meine Mutter zu
arbeiten. Ich schrieb mit einer
Hingabe wie noch nie, mit
einem Glücksgefühl, das dem
Stoff nicht angemessen war,
während mir gleichzeitig

schien, als müsste ich mich durch einen Berg graben, dessen Ende ich niemals erreichen konnte. Ich befand mich im wahrsten Sinn des Wortes unter Tage, ich schrieb die ganze Nacht und verschlief den kurzen, filzgrauen Tag, um nach dem Erwachen sofort wieder an meinen PC zu stürzen, noch bevor ich mir Tee aufgebrüht hatte. Im Grunde waren es die gefundenen

Familienmitglieder, die das Buch schrieben, sie führten mich in verschiedene, oft gegensätzliche Richtungen, verwickelten sich in Widersprüche, lockten mich in Labyrinth, aus denen ich nicht mehr herausfand. Es gab für mich kaum sichtbare Fäden, die die Personen miteinander verbanden, sie standen seltsam allein im Raum, alle mehr oder weniger für sich, alle in einer

mir unbekannten, nur hypothetischen Beziehung zu meiner Mutter.

Konstantins Forum war für mich eine unerschöpfliche Informationsquelle. Unter anderem umfasste es ein Archiv über das alte Mariupol, aus dem mich Botschaften aus der frühen Welt meiner Mutter erreichten – Ereignisse, die zwischen ihrem vierten und sechzehnten Lebensjahr

stattgefunden hatten:

2500 Mariupoler Arbeiter haben sich anlässlich des Todes von Wladimir Iljitsch Lenin zu einem Trauermeeting versammelt. Am 28. April findet ein Fackelzug der Komsomolzen statt.

Bei einer Sturmflut wurde der untere Teil der Stadt

überschwemmt. 120 Familien
verloren ihr Zuhause.

Die Bezirkskommission für die
Enteignung hat beschlossen,
den Großgrundbesitzern
Chreschtschatnizkaja,
Krasnjanskij, Schutenko und
Pasterew das Recht auf
Landnutzung abzuerkennen
und sie aus Mariupol zu
verbannen.

25,6 % aller Mariupoler Kinder im Alter von acht bis elf Jahren besuchen keine Schule und sind Analphabeten.

Die Redaktion der Zeitung «Asowscher Proletarier» wirbt mit einer großen Lotterie um Abonnenten. Die Hauptgewinne sind ein Herrenmantel im Raglanstil, Stoffreste, Schuhe, Galoschen und die gesammelten Werke

des Genossen Lenin.

Das rechte Meeresufer erwartet
Freiwillige. Beim Bau des
Stahlwerkes «Asowstahl»
werden mindestens eintausend
freiwillige Helfer gebraucht. Die
kämpferische Teilnahme an
dieser Freiwilligeninitiative ist
eine Frage der Ehre für jeden
von uns.

Das Metallurgiekombinat

«Iljitsch» soll einen Kulturpalast erhalten, bei «Asowstahl» und am Hafen sollen Kulturclubs eingerichtet werden. Außerdem sind der Bau neuer Ferienheime sowie eine Vergrößerung des örtlichen Sanatoriums geplant.

Beginn des politischen Prozesses gegen die Lehrer der Mariupoler Parteischule. Sie werden beschuldigt, eine

trotzkistische, bourgeois-nationalistische Gruppe gegründet zu haben.

Bei einem Treffen der Mariupoler Stoßarbeiterinnen wurden Geldprämien in Höhe von 150, 200 und 250 Rubel vergeben. Außerdem erhielt jede Delegierte ein Fässchen mariniertes Sprotten.

Das Kinotheater der

Werkstätigen hat eine
Tonanlage angeschafft und
wird vom 10. bis 12. Februar
zum ersten Mal in unserer
Stadt einen Tonfilm zeigen. Es
handelt sich um eine
Verfilmung des Romans «Die
Mutter» von Maxim Gorki.

Wie mochte sie ausgesehen
haben damals, die Geburtsstadt
meiner Mutter? Sie hatte wohl

wenig Ähnlichkeit mit dem
lichten südlichen Ort am Meer,
der das Winterbild aus mir
verdrängt hatte, als ich den
Zeitungsbericht über das
Fußballspiel in Mariupol las.
Meine Vorstellung von der
Stadt veränderte sich noch
einmal. Schon vor der
Revolution ist Mariupol eine
Industriestadt gewesen, in der
Sowjetzeit wird die
Industrialisierung mit Macht

vorangetrieben, Stoßarbeiter stellen Weltrekorde in Arbeitsproduktivität auf. Die Stadt wird überragt von den qualmenden Schloten der großen Fabriken, die giftigen Ausstöße verhängen den blauen Sommerhimmel, gehen Tag und Nacht auf die Straßen und Menschen nieder. Da ist die Torgowaja Uliza mit ihren vielen Ständen und Buden, die nach der Revolution nicht mehr

viel anzubieten haben, etwas Quark, Fleisch, ein paar Tomaten und Kartoffeln aus privaten Gärten – für das Gros der hungrigen Bevölkerung unerschwinglich. Die Fontannaja Uliza mit dem Brunnen, aus dem die Menschen noch bis zur Jahrhundertwende das Wasser für sich und ihr Vieh schöpften, die Gretscheskaja Uliza, in der vielleicht die Cousinen meiner

Mutter gelebt haben, bevor sie aus ihrem Palast vertrieben wurden, die Italjanskaja Uliza, in der vermutlich das Haus meiner italienischen Urgroßeltern stand. Über zerbrochenes Kopfsteinpflaster rumpeln Pferdefuhrwerke, 1933 dann, als meine Mutter dreizehn ist, die erste Straßenbahn, eine einzige, die in beide Richtungen auf nur einem Gleis fährt.

Gleich hinter dem Zentrum
beginnt die Wildnis. Keine
befestigten Straßen mehr, nur
noch ein labyrinthisches Netz
aus Wegen und Pfaden,
ausgetreten von den Füßen der
Menschen. Häuschen mit
winzigen Gärten,
aneinandergeklebt, ineinander
verschlungen, Steinhäuschen,
Holzhütten, Lehmhütten,
Baracken, Lauben, Schuppen,
Verschläge, überall wohnt

jemand, dreieinhalb
Quadratmeter Wohnfläche pro
Stadtbewohner. Keine
Kanalisation, Dreck, Müll,
Gestank, Armut. Epidemien,
Typhus, Malaria. Obdachlose
Kinder, die in den Wirren des
Bürgerkriegs ihre Eltern
verloren haben, streunen
umher, suchen nach Abfällen,
stehlen, schlafen im Winter in
den Teerkesseln am
Straßenrand, in denen die

Bauarbeiter am Tag heißen
Teer für den Straßenbau
anrühren.

Und das Meer, das Asowsche,
das flachste Meer der Welt, das
für meine Mutter, die
Nichtschwimmerin, wie
geschaffen war ... Hatte sie
darin gebadet, war sie oft dort
gewesen, am Strand? Mit
anderen Mädchen, mit Jungen?
Was für einen Badeanzug hatte
sie getragen? Besaßen die

Menschen damals so etwas überhaupt, oder badeten sie in ihren Kleidern, in der Unterwäsche? Musste es im Alltag meiner Mutter trotz allem nicht auch schöne, unbeschwerte Momente gegeben haben, so etwas wie den Überschwang der Jugend? Hat sie von Gedichten, von den neuesten Schlagern, von Jungen geschwärmt? Ist sie im Winter zur Eisbahn gegangen,

wo es einen Schlittschuhverleih gab und wo ein Orchester spielte, zu dessen Klängen die jungen Leute sich über das Eis bewegten? Hat sie im Kulturpalast Theateraufführungen, Konzerte, Tanzveranstaltungen besucht? Hat einer der vielen Verehrer, die sie wahrscheinlich hatte, ihr gefallen? Oder hat sie insgeheim genau den einen

geliebt, der sie nicht wollte?
Hat sie von ihm geträumt und
ihm Briefe geschrieben, die sie
nie abgeschickt hat? Oder war
mein Vater ihre erste Liebe?
Hat sie ihn überhaupt jemals
geliebt?

Während ich mich in
Vorstellungen und Hypothesen
verlor und in den Artikeln über
das alte Mariupol nach
Bausteinen, Splintern des
Lebens meiner Mutter

fahndete, das für mich mehr aus Lücken denn aus Sichtbarem bestand, suchte Konstantin weiter nach ihrer Schwester Lidia. Zahllose Spuren hatte er bereits vergeblich verfolgt, und als schließlich auch von der Gedächtnisstätte des einstigen Lagers in Medweshja Gora die Mitteilung kam, dass eine Strafgefangene mit dem Namen meiner Tante bei ihnen nicht

verzeichnet sei, verlor ich die Hoffnung. Doch Konstantin wäre nicht Konstantin gewesen, wenn er aufgegeben hätte. Er machte weiter, und eines Tages stieß er im Internet auf eine Namensliste der «Opfer der Sowjetmacht von 1923 bis 1953». Allein für die Zeit von dreißig Jahren waren über vierzig Millionen Opfer angegeben. Der Name Iwaschtschenko fand sich in der

Liste neununddreißigmal,
darunter auch eine Lidia
Jakowlewna Iwaschtschenko.

Auf derselben Internetseite
stand die Mailadresse eines
Mannes namens Alfred Kramer,
der in Odessa wohnte und bei
der Suche nach Opfern
professionelle Hilfe anbot.
Konstantin fand einen
Interneteintrag über ihn – er
war Deutschrusse, Mitglied in
verschiedenen Gremien in

Odessa und mischte auf nicht ganz durchsichtige Weise in der Stadtpolitik mit. Wir schrieben ihn an, und bereits am Tag darauf teilte er Konstantin mit, dass er im staatlichen Opferarchiv in Odessa nachgesehen und dort die Akte der Gesuchten gefunden habe. Die Auftraggeberin aus Deutschland solle über Western Union zweihundert

Euro an ihn überweisen, dann werde sie die Akte innerhalb weniger Tage in digitalisierter Form zugeschickt bekommen.

Konstantin riet mir, vorerst nichts zu überweisen, wir bräuchten erst einen Beweis dafür, dass es sich wirklich um die Akte meiner Tante handele. Als er den Odessiten um diesen Beweis bat, teilte der ihm mit, dass als Geburtsort des Opfers Warschau angegeben sei.

Konstantin dankte ihm für seine Mühe, und wir begannen, uns Gedanken über ein anderes Vorgehen zu machen. Doch schon Stunden später wurde uns ein weiteres Detail aus der Akte präsentiert: Die Mutter des Opfers sei eine gewisse Matilda Iosifowna Iwaschtschenko, geborene De Martino.

Ich machte zum ersten Mal in meinem Leben eine

Geldüberweisung in die
Ukraine und begann zu warten.
Vor Ungeduld sah ich
zwanzigmal am Tag in meine
Mailbox. Wir hatten sie
tatsächlich gefunden, die
unauffindbare, rätselhafte Lidia,
der Name De Martino räumte
alle Zweifel aus. Zwar gab mir
Lidias Geburt im polnischen
Ausland sofort neue Rätsel auf,
doch Konstantin brachte wieder
einmal Licht ins Dunkel. 1911,

im Geburtsjahr meiner Tante, gehörte nicht nur die Ukraine, sondern auch ein Teil Polens zum russischen Imperium. Demnach war Lidia im Inland geboren – blieb nur die Frage, warum so weit weg von Mariupol. Mir drängte sich sofort der Gedanke auf, dass der abgelegene Geburtsort für ihre inzestuöse Herkunft sprach. Ich wusste nicht, was für einen Sinn das ergab, aber

ich stellte mir vor, dass Matilda nach Warschau geflohen war, um dort, weit entfernt von ihrem sozialen Umfeld, das Kind ihrer verbotenen Liebe zur Welt zu bringen. Zugleich erklärte ich mich für verrückt, weil ich die Hirngespinnste meiner redseligen, übergeschnappten Cousine weiterspinn.

Nach meiner Überweisung waren schon über zwei Wochen

vergangen. Alfred Kramer hatte mir den Eingang des Geldes bestätigt, aber nun hörte ich nichts mehr von ihm. Ich war fast sicher, dass ich einem Betrüger auf den Leim gegangen war. Es konnte gar nicht sein, dass jemand freien Zugang zu einem staatlichen Opferarchiv hatte und ein privates Geschäft daraus machen durfte, Aktenkopien an Auftraggeber aus dem Ausland

zu verschicken, von denen nichts weiter bekannt war als eine Mailadresse. Doch ich dachte wieder einmal mit meinem deutschen Gehirn. Alfred Kramer, so vermutete Konstantin, gab einen Teil des Geldes, das er von seinen Auftraggebern bekam, an einen Mitarbeiter des Archivs ab, dafür durfte er die entsprechenden Akten einsehen und kopieren – die

übliche Methode in diesem Teil der Welt, aber immer wieder überstiegen die osteuropäischen Lebensgesetze meinen beschränkten westlichen Horizont. Dennoch, die Zeit verging, und es traf auch weiterhin nichts aus Odessa ein. Auf meine Nachfrage hin wurde mir erklärt, die Akte befinde sich in einem unerwartet desolaten Zustand, es sei mit viel Arbeit

verbunden, die fünfhundert
Seiten mit der verblichenen
Schrift zu sichten, zu sortieren
und in die richtige Reihenfolge
zu bringen, ich solle mich noch
ein wenig gedulden. Ich
erblickte darin die zarte
Ankündigung weiterer
Geldforderungen wegen des
hohen Arbeitsaufwands, aber
schon zwei, drei Tage später
liefen sechzehn Sendungen
hintereinander in meiner

Mailbox ein, eine bedrohliche Datenmenge in einzelnen ZIP-Dateien. Es musste in der Tat eine riesige Arbeit gewesen sein, jedes einzelne dieser offenbar schon halb in Auflösung begriffenen Blätter zu sortieren, in ein Gerät einzulegen und zu scannen. Ich war beschämt ob meines Misstrauens. Die von mir überwiesenen zweihundert Euro, die sich der

Deutschrusse womöglich mit einem Zweiten teilen musste, waren für die geleistete Arbeit ein lächerlicher Lohn – abgesehen davon, dass das, was ich bekommen hatte, unbezahlbar war.

Die erste Seite der Akte bestand aus einem schief zugeschnittenen, verknitterten Stück Packpapier, auf das Polizeifotos von fünf Frauen und zwei Männern aufgeklebt

waren. Man hatte sie so fotografiert, dass sie aussahen wie gefährliche Kriminelle. Nur ein einziges Foto der insgesamt acht Angeklagten fehlte: das von Lidia. Es war ganz offensichtlich entfernt worden, eine Leerstelle zwischen den anderen Fotos, unter der nur noch Lidias Name zu lesen war. Fast hätte ich geweint vor Enttäuschung.

Es folgte eine Flut von

Vernehmungsprotokollen,
Beschlüssen, Anordnungen,
Verfügungen, der Haftbefehl,
der Hausdurchsuchungsbefehl,
die Anklageschrift und immer
wieder

Vernehmungsprotokolle.

Achtzig Jahre altes Papier, von
dem mich selbst von meinem
Bildschirm der Geruch nach
Moder anzuwehen schien, nach
einem Kellerarchiv in Odessa,
in dem Abertausende von

Opferakten auf ihre
Exhumierung warteten.

Aus Lidias Akte ging hervor,
dass sie tatsächlich in Warschau
geboren war und bis zu ihrem
fünften Lebensjahr mit ihren
Eltern dort gelebt hatte.

Nachdem die Familie nach
Mariupol zurückgekehrt war,
kam sie im Haus meiner
italienischen Urgroßeltern
unter. Dort verbrachte Lidia
die Jahre bis zum Antritt ihres

Studios in Odessa.

Immer waren meine Gedanken ins Leere gelaufen, wenn ich mir vorzustellen versuchte, unter was für einem Dach meine Mutter in Mariupol aufgewachsen war, nun schien es mir sicher, dass auch sie im Haus ihrer italienischen Großeltern gewohnt hatte. In Anbetracht des Reichtums, den Giuseppe De Martino mit seinem Kohlenhandel angehäuft

hatte, musste es sich um ein
großes, luxuriöses Haus
gehandelt haben, das aber bei
der Geburt meiner Mutter
zweifellos schon zu
Volkseigentum erklärt worden
war. Wahrscheinlich war es
vollgestopft mit fremden
Menschen, den enteigneten
Volksfeinden hatte man
vermutlich nur einen Winkel in
ihrem einstigen Haus gelassen.
Gut möglich, dass meine Mutter

unter Menschen aufgewachsen war, die sie hassten, für die solche wie sie Freiwild waren, denen jetzt nicht nur das Haus, sondern auch die Möbel, das Geschirr, die Teppiche ihrer Eltern gehörten, die vielleicht sogar ihre Kleider trugen, die den einstigen Blaublüttern und Angehörigen der besitzenden Klasse in der Gemeinschaftsküche in die Suppe spuckten und sie

wahrscheinlich in jedem Moment völlig straffrei hätten umbringen dürfen.

Nachdem Lidia das Studium der Literaturwissenschaft in Odessa abgeschlossen hatte, so erfuhr ich aus ihrer Akte, kehrte sie nach Mariupol zurück und arbeitete dort kurzzeitig bei der Tageszeitung «Asowscher Proletarier», auf deren Namen ich gerade erst im Archiv von «Azov's Greeks»

gestoßen war. Am 5. November 1933, im Alter von gerade einmal zweiundzwanzig, wurde sie verhaftet. Man beschuldigte sie der Mitgliedschaft in einer antisowjetischen Vereinigung namens «Gruppe zur Befreiung des Proletariats» und klagte sie wegen volksfeindlicher, konterrevolutionärer Aktivitäten an. Das Ziel der angeblich im Jahr 1931 in Odessa gegründeten

Vereinigung, die Keimzellen an verschiedenen Orten der Ukraine gebildet haben soll, bestand offenbar darin, die Sowjetmacht zu stürzen, da sie, so die Ansicht der Gruppenmitglieder, den Sozialismus verraten und einen arbeiterfeindlichen Staatskapitalismus etabliert hatte. Die Gruppenmitglieder, allesamt Studenten der Literaturwissenschaft, sollten

Literaturzirkel in möglichst vielen ukrainischen Fabriken ins Leben rufen, und in diesen Zirkeln sollten die Arbeiter nach und nach aufgeklärt und für eine Konterrevolution gewonnen werden. Die konspirativen Treffen der Gruppe, so las ich, fanden in den Wohnungen der Mitglieder statt, mehrfach auch bei Lidia, die in Odessa bei einer Schwester ihres Vaters

untergekommen war, bei ihrer Tante Jelena, der eleganten Frau in dem Brokatkleid mit Stuartkragen, die ich von dem Familienfoto mit der Zimmerpalme kannte und deren Namen ich nun in der Gerichtsakte ihrer Nichte Lidia wiederfand.

Wie war es wohl, als man sie am 5. November 1933 verhaftete, eine Zweiundzwanzigjährige, in

meinen heutigen Augen fast noch ein Kind? Wann waren sie gekommen? Zu der von ihnen bevorzugten Zeit, nachts oder zeitig morgens, wenn alle noch schliefen, wenn man das Opfer schlaftrunken und schutzlos antraf? War auch meine dreizehnjährige Mutter in dieser Nacht von jenem unwidersprechlichen Klopfen an der Tür geweckt worden, das damals Millionen von

Menschen Nacht für Nacht fürchteten? Hatte man gewusst, zumindest geahnt, dass Lidias Verhaftung bevorstand, oder war es völlig überraschend gekommen? Hatte meine Mutter miterlebt, wie das Haus durchsucht worden war, wie man ihrer Schwester Handschellen angelegt und sie abgeführt hatte? Ich musste an Anna Achmatowas «Requiem» denken: *Früher Morgen war's,*

*als sie dich holten. / Die Kinder
weinten vor Schreck. / Ich
folgte dir wie einem Toten. /
Die Kerze zerfloss im Eck ...*

Bis zu ihrer Verurteilung
verbrachte Lidia ein halbes Jahr
in Untersuchungshaft in den
Gefängnissen von Mariupol,
Odessa und Donezk, etwa die
Hälfte der Zeit in Kellerhaft.
Die Vernehmungsprotokolle,
die annähernd dreihundert
Seiten umfassten, waren laut

Konstantin eine Farce. Die Aussagen der Angeklagten wurden damals verfälscht, manipuliert, durch Drohungen und Gewaltanwendung erpresst. Und – da Menschen allein für das Erzählen eines Witzes erschossen wurden – auf jeden Fall immer im Zustand von Todesangst gemacht. Nicht selten vergewaltigten die Vernehmer weibliche Angeklagte, sie wurden

gefoltert oder kamen auf das sogenannte Verhörfließband, wo sie wegen akuten Schlafentzugs schon bald nicht mehr wussten, was sie sagten. Das spielte allerdings gar keine Rolle, denn zumeist wurden die Vernehmungsprotokolle den Angeklagten entweder diktiert, oder sie stammten aus der Feder des Vernehmers, der unter Erfolgsdruck von oben stand und ein

Vernehmungsergebnis im Sinne seiner Vorgesetzten abliefern musste. An der Wahrheit war niemand interessiert. Es ging nur darum, das tägliche Soll der Vernichtungsmaschinerie zu erfüllen, Stalins unersättliches Verlangen nach Menschenopfern zu befriedigen.

In der Tat hatten Lidias Aussagen keine Ähnlichkeit mit wörtlicher Rede, schon gar

nicht mit der eines Menschen,
der in Todesangst sprach. Dem
Inhalt nach waren alle
Protokolle gleich, bestanden
aus vorgefertigten,
schablonenhaften
Formulierungen. Angeblich
hatte Lidia alle ihre Genossen
verraten, sie nannte Namen
und Adressen, schilderte
Lebenshintergründe und
Aktivitäten innerhalb der
Gruppe, beschrieb detailliert

Charaktere. Mit
einschläfernder Monotonie und
in absurder epischer Breite
wurden von Protokoll zu
Protokoll dieselben
ideologischen und politischen
Diskussionen der Gruppe
wiedergegeben, ihre
gemeinsamen Lektüren
aufgezählt, die Einübung
konspirativer und
agitatorischer
Verhaltensweisen beschrieben,

immer wieder wurden die zehn Punkte des von der Gruppe verfassten politischen Manifestes zitiert. Ohne jeden Zusammenhang beteuerte Lidia, sie habe sich längst von ihrer aristokratischen Herkunft losgesagt, sie verurteile ihren Großvater Giuseppe De Martino, den Großexporteur der Donbass-Kohle, als Ausbeuter des ukrainischen Volkes, ihre Eltern, so

versicherte sie, hätten nie etwas besessen und seien lediglich Untermieter im einstigen elterlichen Haus. Das war die einzige Stelle in den Protokollen, die mir authentisch erschien, vielleicht Lidias verzweifelter Versuch, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, indem sie sich von ihrer Herkunft distanzierte. Alle Protokolle endeten mit ein und demselben Bekenntnis, das

vielleicht ein wohlmeinender
Vernehmer formuliert hatte:

Schon lange vor dem heutigen
Tag habe ich erkannt, welch
großen Schaden meine
Gleichgesinnten und ich dem
sowjetischen Volk mit unseren
konterrevolutionären
Aktivitäten zugefügt haben. Ich
habe aus politischer Naivität
und Unwissenheit gehandelt,

unter dem Einfluss unserer
Anführerin Bella Glaser, die mit
ihrer außerordentlichen
Bildung und ihrem Charisma
einen starken Eindruck auf
mich gemacht und mich zu
falschen Gedanken und
Handlungen verführt hat.
Reinen Herzens habe ich im
Angesicht der sowjetischen
Diktatur des Proletariats alles
zu Protokoll gegeben, was ich
über die «Gruppe zur Befreiung

des Proletariats» weiß. Mir ist bewusst, dass meine Schuld vor der Sowjetmacht nicht nur in meinen falschen Überzeugungen und Aktivitäten innerhalb der Gruppe besteht, sondern auch darin, dass ich das alles verschwiegen habe. Ich habe mich zutiefst schuldig gemacht, hoffe aber, dass ich mit meinen wahrheitsgetreuen, offenherzigen Aussagen einen

Teil meiner Schuld sühnen konnte und dass es mir in Zukunft erlaubt sein wird, ehrliche Arbeit für mein sowjetisches Vaterland zu leisten.

Die Zeiten hatten sich seit dem Sturz des letzten Zaren dramatisch verändert, aber die Methoden der Bestrafung von Abtrünnigen waren dieselben

geblieben. Alle Angeklagten der Gruppe wurden zu drei Jahren Straflager «jenseits der Grenzen der Ukraine» verurteilt. Angesichts der Tatsache, dass es sich um staatsfeindliche Verschwörer handelte, die das System hatten stürzen wollen, war das Urteil von unerklärlicher Milde. Nur Bella Glaser kam nicht mit dem Leben davon. Die Anführerin, die ihre politischen Aktivitäten

in einem sibirischen Lager fortsetzte, wurde erneut überführt und zum Tod durch Erschießen verurteilt. Ich betrachtete sie auf dem Polizeifoto: eine junge, unverkennbar intellektuelle Frau mit Baskenmütze und einer runden Trotzki-brille, laut Akte eine Jüdin. Zehn Jahre später wäre sie wahrscheinlich von den deutschen Nazis ermordet worden, wenn das

nicht bereits die sowjetische Geheimpolizei erledigt hätte.

Ob Lidia wirklich eine antisowjetische Aktivistin war, ob es die «Gruppe zur Befreiung des Proletariats» überhaupt gegeben hatte oder ob es sich um eine Erfindung der Geheimpolizei handelte, einen Vorwand, um Menschen wie Lidia für ihre Herkunft zu bestrafen, wiewohl sie die Schwester eines Parteimitglieds

von Stanislaw Kossiors Gnaden
sowie die Tochter eines
Altbolschewisten war, der für
seine Überzeugung mit
zwanzig Jahren Verbannung
bezahlt hatte – auf alles das gab
es keine Antwort. Aber sollte
Lidia es wirklich gewagt haben,
sich gegen Stalins Diktatur zu
stellen, musste sie ein ganz
anderer Mensch gewesen sein
als meine Mutter. Es sah
danach aus, als seien die

Schwestern geradezu
Antipoden gewesen. Lidia die
Starke, die Mutige, die
vielleicht schon fast
Halsbrecherische, meine
Mutter, das schien mir sicher,
schon als Kind übersensibel,
ängstlich, wehrlos. Lidia war
wenigstens in ihren ersten
Lebensjahren ein sattes,
behütetes Kind gewesen, meine
Mutter hatte nie etwas anderes
kennengelernt als Hunger und

Angst. Vielleicht machte das den entscheidenden Unterschied zwischen den Schwestern aus.

Aus der Akte ging hervor, dass Lidia nicht umgekommen war, dass sie entgegen der Vermutung meiner Kiewer Cousine die Verbannung überlebt hatte. Unter den Papieren fand ich einen Rehabilitationsantrag, den sie fünfundfünfzig Jahre nach

Ablauf ihrer Verbannungsstrafe gestellt hatte, im Jahr 1992, gleich nach dem Untergang der Sowjetunion. Zu dieser Zeit war sie einundachtzig Jahre alt.

Dem Antrag wurde nach einer kurzen Bearbeitungsfrist stattgegeben. Für drei Jahre Lagerhaft erhielt Lidia eine Wiedergutmachung in Höhe von 115425 Rubeln. Damals, so rechnete Konstantin aus, konnte man für dieses Geld

etwa fünfhundert weiße
Brötchen kaufen, das ergab
nicht einmal ein halbes
Brötchen pro Lagertag. Zudem
hatte die Inflation der
postsowjetischen Ära zu jener
Zeit ihren Höhepunkt erreicht,
das Geld verfiel so schnell, dass
Lidias lächerliche
Entschädigungssumme
wahrscheinlich schon ein paar
Tage später nichts mehr wert
war.

Der Rehabilitationsantrag war handschriftlich verfasst – eine kleine, schräge Schrift, erstaunlich fein und regelmäßig für eine Einundachtzigjährige. Oben auf dem Blatt stand die Adresse: Zum Zeitpunkt der Antragstellung im Jahr 1992 wohnte Lidia in Klimowsk, einer kleinen Stadt fünfzig Kilometer entfernt von Moskau. Ich gab die Adresse bei Google Maps ein, und mir wurde nicht nur

die Straße gezeigt, sondern, ich
rieb mir erstaunt die Augen,
auch ein Satellitenbild von
Lidias Haus. Bis zu den
Fenstern der Schwester meiner
Mutter war ich vorgedrungen,
bis zu der Haustür, durch die
Lidia einst ein und aus
gegangen war. Ein typisch
sowjetischer
Fünzigerjahrebau, sehr
ansehnlich, mattrosa Anstrich,
Wintergärten, Loggien, nichts

von osteuropäischer
Verwahrlosung. Auf der
gegenüberliegenden
Straßenseite ein
Birkenwäldchen, sichtbare
Stille mitten in der Stadt, gleich
nebenan ein Supermarkt, in
dem Lidia vermutlich
eingekauft hatte. Ich wusste
nicht, welche Fenster zu ihrer
Wohnung gehört hatten, aber
ich wusste, dass ich sie sah.
Eine wundersame Technik, mit

der man von seinem
Schreibtisch aus in die
entlegensten Winkel der Erde
sehen konnte, zeigte mir ein
Haus, in dem die Schwester
meiner Mutter mindestens bis
zu ihrem einundachtzigsten
Lebensjahr gewohnt hatte. Ich
fühlte ein brennendes
Bedauern. Wie oft war ich als
Dolmetscherin in Moskau
gewesen, zum ersten Mal
bereits 1972, als Lidia gerade

einmal einundsechzig Jahre alt war. Mich hatte kein Abgrund, keine Ewigkeit von der Vergangenheit meiner Mutter in der Ukraine getrennt, es war nur ein Katzensprung. Wenn Lidia schon damals in Klimowsk gewohnt hatte, wäre ich mit der S-Bahn in einer Stunde bei ihr gewesen.

Jetzt wusste ich auch, dass Lidias Verbannungsfrist bereits seit fünf Jahren abgelaufen war,

als Matilda sich kurz vor
Kriegsanfang auf den Weg nach
Medweshja Gora machte, um
ihre Tochter zu besuchen. Was
hatte Lidia nach ihrer
Freilassung an diesem
Weltende festgehalten? War es
ein dort lebender Mann, den
sie geheiratet hatte? Was lag
zwischen der Lagerpritsche in
Medweshja Gora und dem
städtischen Fünfzigerjahrebau
mit Zentralheizung und

Warmwasser in der Nähe von Moskau? War Lidia nach ihrer Verhaftung überhaupt jemals nach Mariupol zurückgekehrt, oder hatte sie die Stadt danach nie wiedergesehen? Hatte sie eine Familie gehabt, Nachkommen, nach denen ich suchen konnte? Dagegen sprach ihr Mädchenname, der in ihrem Rehabilitationsantrag stand und dem allein ich verdankte, dass ich sie

gefunden hatte. Ich sah eine dieser russischen Greisinnen vor mir, die noch in der Zarenzeit geboren waren, die die Revolution, den Gulag, den Krieg und alle nachfolgenden Katastrophen ihres Landes überlebt hatten, winzige alte Frauen, die der Hunger gelehrt hatte, immer ein Stück Brot im Schrank aufzubewahren, und die aussahen wie Heilige, wie weißes Papier, fast wie Luft.

Ihre Körper hatten so vielen Toden getrotzt, dass sie unsterblich schienen. Lidia wäre jetzt einhundertzwei Jahre alt gewesen, und ich hielt es nicht für ausgeschlossen, dass sie noch lebte.

Wie ich mir jetzt leicht ausrechnen konnte, war meine Mutter gerade einmal acht oder neun Jahre alt, als Lidia zum Studieren nach Odessa ging. Und eigentlich war das bereits

der Abschied für immer. Nach Abschluss ihres Studiums kam Lidia zwar noch einmal nach Mariupol zurück, aber nicht für lange. 1933 wurde sie verhaftet, da war meine Mutter dreizehn Jahre alt. Vielleicht hatte sie in Deutschland keine sehr lebendige Erinnerung mehr an ihre Schwester, zumal man nach deren Verhaftung vielleicht nur noch hinter vorgehaltener Hand von ihr

gesprochen hatte. Als Konterrevolutionärin war sie eine Gefahr für alle geworden, die sie kannten, erst recht für ihre Angehörigen. Vermutlich hatte meine Mutter das Schweigen über ihre Schwester schon aus der Ukraine mitgebracht und es in Deutschland fortgesetzt – aus jener eingefleischten Angst heraus, über die die Ratio keine Macht besitzt.

Über die Geschwister meiner Mutter wusste ich inzwischen beinahe mehr als über sie selbst. Unter anderem wusste ich, dass Sergej Gesang studiert hatte und Lidia Literaturwissenschaft. Das erfüllte mich mit einem Gefühl fast mystischer Verbundenheit mit ihnen. Ich musste tatsächlich von ihnen herkommen, denn über alle Abgründe unserer

verschiedenen Zeiten und Welten hinweg teilte ich mit ihnen genau jene zweite Welten, die mein Zuhause waren – mit Lidia die Welt der Literatur, mit Sergej die Welt der Musik. Doch was teilte ich mit meiner Mutter? Ich zerbrach mir den Kopf darüber, welches Studienfach es wohl war, das sie gewählt hatte, aber jedes Mal, wenn die Erinnerung schon greifbar schien, entglitt

sie mir wieder. Ich wusste nur noch, dass meine Mutter ihr Universitätsexamen mit Auszeichnung abgeschlossen hatte, zumindest hatte mein Vater das des Öfteren mit Stolz erwähnt, obwohl die Geisteskrankheit, an der meine Mutter nach seiner Ansicht litt, für ihn eigentlich nicht vereinbar sein konnte mit dem, was er unter intellektueller Leistung verstand.

Sollte meine Mutter tatsächlich als Lehrerin am ehemaligen Gymnasium ihrer Tante Valentina gearbeitet haben, hatte sie sicher Fächer für das Lehramt studiert. War es vielleicht Germanistik, die deutsche Sprache, in die sie schon eingeweiht war durch ihren Vater, den Sohn der baltendeutschen Anna von Ehrenstreit? Konnte es sein, dass sie sich ihre auffallend

guten Sprachkenntnisse in so kurzer Zeit in Deutschland angeeignet hatte, oder musste sie sie nicht vielmehr schon aus der Ukraine mitgebracht haben? Nie war sie in Deutschland eine Sprachlose gewesen wie mein Vater, wie die meisten anderen in den Lagern. In all ihrer Unterlegenheit war sie meinem Vater in der Fremde überlegen, weil sie verstand und

verstanden wurde, die Zeichen ihrer Umwelt viel besser deuten konnte als er, für den Deutschland sein Leben lang ein Buch mit sieben Siegeln blieb. In der deutschen Außenwelt kehrten die Rollen meiner Eltern sich um. Auf Ämtern und an allen anderen Schaltstellen der deutschen Welt war mein Vater der Stumme und Taube, abhängig von ihr. Und so etwas konnte

ein Mann wie er einer Frau
wahrscheinlich nicht verzeihen,
wahrscheinlich hasste er meine
Mutter auch dafür.

Dass meine Mutter vor dem
Krieg noch sehr jung war,
sprach nicht dagegen, dass sie
schon damals einen
Lehrerabschluss hatte. Zu der
Zeit war in der Sowjetunion an
ein fröhliches Studentenleben
nicht zu denken. Das
Studierendürfen war ein

Privileg, das man sich durch Fleiß und Leistung verdienen musste, mit dem Ziel, so bald wie möglich am Aufbau des Sozialismus mitzuarbeiten. Mit zwanzig, einundzwanzig Jahren konnte meine Mutter also durchaus schon vor einer Klasse gestanden und unterrichtet haben.

Vieles, worüber ich rätselte und was ich jetzt auf labyrinthischen Umwegen

suchte, hätte ich
wahrscheinlich den Papieren
entnehmen können, die in
unserem Keller gelagert hatten,
als wir am Rand einer
deutschen Provinzstadt in der
Enklave für ehemalige
Zwangsarbeiter lebten, der
letzten Station meiner Mutter.
Die Papiere, die sie aus der
Ukraine mitgebracht hatte,
unter anderem ihre Zeugnisse,
die in Deutschland vermutlich

nie jemanden interessierten,
lagen in einer Blechschachtel,
deren Deckel mit dem Relief
einer deutschen Burg verziert
war. Ich hatte die modrig
riechenden, mit kyrillischen
Schriftzeichen bedeckten
Blätter im Keller oft
betrachtet – einzelne Wörter
konnte ich bereits entziffern,
da meine Mutter mir schon vor
meinem Antritt in der
deutschen Schule das russische

Alphabet beigebracht hatte –,
aber eines Tages, ich war etwa
acht Jahre alt, beschloss ich,
dass wir diesen alten
Papierkram nicht mehr
brauchten, jedenfalls brauchte
ich ihn nicht mehr. Als ich
wieder einmal in den Keller
geschickt wurde, um Kohlen zu
holen, beging ich eines der
schlimmsten Verbrechen
meiner Kindheit. Ich nahm die
Schachtel mit den Papieren und

versenkte sie in der Mülltonne, die unter der Treppe im Keller stand. Für meine Herkunft, die ich so hasste, sollte es keine Beweise geben, für immer sollten sie verschwinden.

Später, nach dem Tod meiner Mutter, suchte mein Vater nach den Papieren und ahnte natürlich nicht, dass sie auf irgendeiner Müllhalde gelandet und dort wahrscheinlich längst verrottet waren. Er dachte,

jemand hätte sie aus unserem Keller gestohlen, vielleicht einer der sowjetischen Spione, von denen er sich stets umzingelt sah.

Konstantin und ich machten uns auf die Suche nach Lidias potenziellen Nachkommen. Da die meisten Wohnungen in der ehemaligen Sowjetunion Eigentumswohnungen waren und die Menschen sehr viel seltener umzogen als in der

mobilen westlichen Welt, war Konstantin sich sicher, dass in dem Haus in Klimowsk Menschen wohnten, die Lidia noch gekannt hatten, vermutlich sogar Verwandte, die ihre Wohnung geerbt hatten und nach ihrem Tod eingezogen waren. Konstantin riet mir, einen Brief dorthin zu schicken, an die Adresse, die auf Lidias Rehabilitationsantrag stand. Aufs Kuvert sollte ich

Lidias Namen schreiben und
«oder Verwandte/Nachbarn»
hinzufügen. Außerdem
schrieben wir eine E-Mail an
die Stadtverwaltung von
Klimowsk und baten um
Auskunft über meine Tante und
ihre Nachkommen, sofern sie
welche hatte. Dieser Versuch
erschien mir wenig
erfolgversprechend. Auch in
Russland musste es ein
Minimum an Datenschutz

geben, den Behörden konnte es nicht erlaubt sein, Wildfremden Auskunft über ihre Bürger zu geben, erst recht dann nicht, wenn es sich um eine sang- und klanglose Anfragerin aus dem Ausland handelte, die ihre Verwandtschaft mit der gesuchten Person durch nichts belegen konnte. Ohnehin hatten wir schon oft Behörden angeschrieben und nie eine Antwort bekommen, alles, was

wir inzwischen an Information
besaßen, hatten wir auf
anderen Wegen gefunden.

Aber ich tat, was Konstantin mir
geraten, zumal ich nichts zu
verlieren hatte, und es geschah
wieder einmal eines der
obligatorischen Wunder, an die
ich schon fast gewöhnt war auf
dieser Suche. Schon ein paar
Tage später erreichte mich eine
E-Mail des Standesamtes von
Klimowsk. Ich las:

Sehr geehrte Natalia,
auf Ihre Anfrage, die Sie über
das Internet an die
Stadtverwaltung gerichtet
haben, teilen wir Ihnen
Folgendes mit: Aus den
Unterlagen des Standesamtes
von Klimowsk geht hervor, dass
Lidia Jakowlewna
Iwaschtschenko am 22.08.2001
verstorben ist. Ihre Tochter
Jelena Jurjewna Zimowa ist am
10.10.2001 verstorben. Zurzeit

wohnt in der Wohnung in der
Roschtschinskaja-Straße Nr. 5
Kiril Grigorjewitsch Zimow, der
Enkel von Lidia
Iwaschtschenko. Über mehr
Information verfügen wir leider
nicht.

Hochachtungsvoll,
Swetlana Lichatschowa,
Leiterin des Standesamtes

Am meisten verblüffte mich der

letzte Satz. Welche Informationen hätten noch über die hinausgehen können, die ich mit dieser E-Mail bereits bekommen hatte? Was hätte «mehr» sein können als die Adresse von Lидias Enkel? Hätte mir jemand in diesem Augenblick die so oft bemühte Frage nach dem Wesen der russischen Seele gestellt, hätte ich als Beispiel, ohne zu zögern, Swetlana Lichatschowa

vom Klimowsker Standesamt genannt. Sie hatte nicht als Beamtin gehandelt, sondern als Mensch, und hatte mir, einer Fremden aus Deutschland, den Schlüssel zu Lidias Leben in die Hand gegeben und damit vielleicht auch den Schlüssel zum Leben meiner Mutter.

Lidias Todesdatum, das in der E-Mail aus Klimowsk stand, besagte, dass sie nach ihrem Rehabilitationsgesuch noch

zehn Jahre gelebt hatte und demnach einundneunzig Jahre alt geworden war. Noch vor zwölf Jahren hätte ich sie in dem mattrosa gestrichenen Fünzigerjahrebau gegenüber dem Birkenwäldchen in Klimowsk antreffen können. Sie hatte fünfundfünfzig Jahre länger gelebt als ihre Schwester, meine Mutter. Zum letzten Mal hatte sie sie wahrscheinlich an dem Tag

gesehen, an dem sie verhaftet wurde. Konnte sie sich überhaupt noch an sie erinnern, als sie fast siebzig Jahre später starb? Vermutlich war sie doch verheiratet gewesen, jedenfalls hatte sie eine Tochter gehabt, meine Cousine Jelena, die aber ebenfalls schon tot war.

Nachdem ich die E-Mail vom Klimowsker Standesamt an Konstantin weitergeschickt

hatte, ging alles sehr schnell.
Auf Anhieb fand er einen Kiril
Grigorjewitsch Zimow bei
«Odnoklassniki», einem in
Russland populären sozialen
Netzwerk. Dieser Mann wohnte
in Klimowsk und war
einundvierzig Jahre alt. Beides
sprach dafür, dass es sich um
Lidias Enkel handelte.
Konstantin hinterließ ihm eine
Nachricht mit meiner
Mailadresse und schickte mir

sein Profelfoto von der Netzwerkseite. Ich erschrak. Während meiner Suche hatte ich mich daran gewöhnt, dass meine Verwandten gut aussehende, gebildete Menschen waren, jetzt war ich offenbar am dicken Ende des Ganzen angelangt. Ich blickte in das stumpfe, apathische Gesicht eines Mannes, der aussah wie ein aufgedunsenes Riesenbaby. Offenbar einer

jener russischen Proletarier,
die Lidia, seine Großmutter,
einst hatte befreien wollen. Er
saß auf einem schäbigen Sofa,
hinter ihm eine speckige
Tapete im stereotypen
russischen Barockdesign – eine
der postsowjetischen
Behausungen, in denen der
feste Mitbewohner meist
Alkohol hieß.

Wäre es die erste Aufnahme
gewesen, die ich von der

Familie meiner Mutter zu Gesicht bekommen hätte, wäre ich nicht im Geringsten verwundert gewesen: Sie hätte meine Erwartungen nur bestätigt. Im Vergleich zu der Welt, in der meine Mutter in Deutschland gelebt hatte, strahlte das Foto sogar etwas von Behaglichkeit aus, von jener bürgerlichen Sicherheit, die mir als Kind so erstrebenswert erschien. Aber

wie war der Anblick dieses Mannes mit all den anderen zu vereinbaren, deren Fotos ich bisher gesehen hatte? War das der bedauernswerte Rest der Familie?

Erst jetzt, als ich die E-Mail vom Klimowsker Standesamt zum vierten oder fünften Mal Wort für Wort las, fiel mir ein merkwürdiges Detail auf. Lidia war am 22. August 2001 gestorben, ihre Tochter Jelena

am 10. Oktober desselben
Jahres, also nur sieben Wochen
später. Was hatte das zu
bedeuten? Es war nicht schwer,
sich eine greise Mutter
vorzustellen, deren Lebenslicht
vom Tod eines Kindes gelöscht
wird, aber warum starb eine
Tochter gleich nach ihrer
einundneunzigjährigen Mutter?
Hatte sie, eine vermutlich auch
schon ältere Frau, an einer
schweren Krankheit gelitten

und den Tod der Mutter nicht verkraftet? Jedenfalls war es kaum vorstellbar, dass zwischen den beiden Toden kein Zusammenhang bestand.

Ich war inzwischen ein gebranntes Kind und fragte mich, ob sich dahinter nicht irgendein neues Familienverhängnis verbarg, zumal ich noch ein anderes irritierendes Detail in der E-Mail des Standesamtes

entdeckte. Ich hatte mit Kiril Zimow, der, wenn ich richtig rechnete, mein Neffe zweiten Grades war, eine seltsame Gemeinsamkeit. Unsere Mütter waren zwar in einem Abstand von fünfundvierzig Jahren gestorben, aber beide an einem 10. Oktober. Ich konnte mich nicht gegen den Gedanken wehren, dass das keine zufällige Koinzidenz war, dass das alles auf eine geisterhafte

Weise zusammenhing, dass sich irgendwo im Unsichtbaren schon wieder ein unheilvoller Familienknoten für mich schürzte.

Noch hegte ich die leise Hoffnung, dass das Foto von der Netzwerkseite gar nicht Lidias Enkel zeigte, dass es sich nur um eine Namensgleichheit handelte, doch das Glück, das mich auf dieser Suche begleitete, blieb mir treu. Ich

hatte schon wieder einen Verwandten gefunden. Mein Notebook meldete mir den Eingang einer Mail von Kiril Zimow. Ich las:

Guten Tag, Natalia!
Ich habe die Nachricht bekommen, dass Ihre Mutter die Schwester meiner Großmutter war und dass Sie auf eine E-Mail von mir warten.

Ich weiß, dass meine
Großmutter einen Bruder und
eine Schwester hatte, und ich
weiß, dass sie Sergej und
Jewgenia hießen. Von Sergej
weiß ich nichts, nur dass er
Opernsänger war, meine
Großmutter hatte eine
Schallplatte mit seiner Stimme,
die sie mir oft vorgespielt hat.
Von Jewgenia, Ihrer Mutter,
habe ich gehört, dass sie einen
amerikanischen Offizier

geheiratet hat und in die USA ausgewandert ist. Meine Großmutter Lidia hat lange nach ihr gesucht, aber erfolglos. Damals gab es noch kein Internet.

Meine Großmutter hatte zwei Kinder, Jelena, meine Mutter, und Igor, meinen Onkel. Meine Mutter ist tot, mein Onkel wohnt in Miass, aber seine Adresse habe ich leider nicht. Ich wohne mit meiner Frau und

zwei Kindern in der ehemaligen
Wohnung meiner Großmutter.
Anbei schicke ich Ihnen ein
paar Fotos.
Hochachtungsvoll,
Kiril Zimow

Ich öffnete den Anhang. Da war
sie ... Lidia, die so lange
Verschollene, die Totgeglaubte,
deren Namen ich noch vor gar
nicht langer Zeit auf einer

kleinen Gedenktafel an einem Baum in Karelien vermutet hatte. Sie war meiner Mutter nicht sehr ähnlich, aber sie erschien mir sonderbar vertraut – als blickte ich auf das Bild, das ich mir aus dem Nichts von ihr gemacht hatte. Eine ernste, zarte, stolze Frau mit einem sehr geraden, forschenden Blick, von dem man nicht genau hätte sagen können, ob er offen für das

Messer oder selbst das Messer war. Ein Blick, der sich mit einem unsichtbaren Gegenüber zu messen schien und sich unter keinen Umständen als erster senken würde. Kurz geschnittene dunkle Locken, ein schlichtes Sommerkleid mit weißem Kragen. Ich konnte nicht erraten, wie alt Lidia auf diesem Foto war, ob es noch aus der Zeit vor dem Lager stammte oder schon aus der

Zeit danach, aber wenn
Medweshja Gora hier schon
hinter ihr lag, dann hatte sie
den Versuch, sie zu brechen,
völlig unbeschadet überlebt.

Auf dem zweiten Foto sah ich
eine vollkommen andere Frau.
Ich schätzte sie auf etwa fünfzig
Jahre, sie sah grimmig aus,
hart, undurchdringlich, wie
eine uneinnehmbare Festung,
eine Sphinx. Hier sah man, wie
mir schien, die Überlebende

der Vernichtungsmaschinerie,
zusätzlich geschliffen und
verschlissen von der Zeit
danach, den langen Jahren
zermürbenden sowjetischen
Alltags. Auf diesem Foto hatte
sie etwas von jenem Homo
sovieticus, den ihr Enkel zu
verkörpern schien. Der war
hier als etwa Dreijähriger
neben seiner Großmutter zu
sehen, ein dickes ernstes Kind,
das wie aus weißem

Marshmallow bestand. Man sah ihm seine spätere Wuchtigkeit schon deutlich an.

Ein drittes Foto zeigte Lidia als Greisin. Alles Harte, Verbitterte war wieder von ihr abgefallen, eine winzige, hauchzarte alte Frau mit schneeweißem, aber immer noch vollem Haar, durch die zerknitterte Haut schimmerte die junge Lidia hindurch. Sie saß aufrecht in einem Sessel,

tadellos gekleidet und frisiert,
um den Hals eine Perlenkette,
die dünnen Beinchen in
Nylonstrümpfen mit
damenhafter Akkuratease vor
sich aufgestellt.

Nach ihrer Ehescheidung,
schrieb mir Kiril, lebte sie noch
mehr als dreißig Jahre allein
und konnte sich bis zum
Schluss auch selbst versorgen.
Bis zuletzt war sie sehr agil und
diszipliniert, machte täglich

Gymnastik und nahm ihre Mahlzeiten immer um die dieselbe Uhrzeit ein. Fast bis zu ihrem siebzigsten Lebensjahr arbeitete sie als Lehrerin für russische Sprache und Literatur und blieb geistig immer vollkommen klar. Im Juli des Jahres 2001 stürzte sie in ihrer Wohnung und brach sich den Oberschenkelhals. Wenig später starb sie im Krankenhaus an Herzversagen.

Über ihre Lagerzeit wusste Kiril nur, dass sie als Lehrerin in einer Strafkolonie für kriminelle Kinder und Jugendliche eingesetzt war und wahrscheinlich nur deshalb überleben konnte. Sie hatte in Medweshja Gora geheiratet, ihr Sohn Igor, der im Lager geboren war, musste jetzt etwa fünfundsiebzig sein. Kiril hatte seit langem keinen Kontakt mehr zu ihm, aber er wusste,

dass er hinter dem Ural lebte,
in der sibirischen Stadt Miass.

Matilda, seine Urgroßmutter,
hatte Kiril nicht mehr
kennengelernt, sie war fünf
Jahre vor seiner Geburt
gestorben. Aber er erinnerte
sich noch gut, wie er als Kind
mit Lidia, seiner Großmutter,
im Zug von Klimowsk nach
Woskressensk gefahren war,
um ein selbstgezimmertes
Kreuz zum Grab der

Urgroßmutter zu bringen.
Sofort sah ich es vor mir: eine
ältere Frau und ein kleiner
Junge, die im Zug ein
Holzkreuz transportierten und
in Woskressensk zum Friedhof
trugen. Das Holz für das Kreuz
hatten sie vorher
wahrscheinlich aus dem Wald
geholt, vielleicht aus dem
Birkenwäldchen, das auf dem
Satellitenbild von Lidias Haus
zu sehen war. Ein dilettantisch

zusammengenageltes russisch-orthodoxes Holzkreuz mit dem traditionellen Querbalken, das jetzt auf dem Friedhof von Woskressensk stand, der Stadt, deren Name Sonntag und Auferstehung bedeutete.

Sicher war eine kleine Tafel mit dem Namen Matilda De Martino oder Matilda Iwaschtschenko an dem Kreuz befestigt, ein emailliertes Medaillon mit Foto, wie es in Russland üblich war.

Der Gedanke an Matildas Grab war ein tröstlicher für mich. Im Gegensatz zu meiner Mutter hatte ich für sie nun einen Ort. Jetzt wusste ich, dass sie im Krieg nicht von einer deutschen Bombe in Stücke gerissen worden, sondern mit sechsundachtzig Jahren eines natürlichen Todes gestorben war und seitdem auf dem Friedhof von Woskressensk lag, unter einem von ihrer Tochter

fabrizierten Holzkreuz, auf dem ihr Name stand.

Inzwischen war auch mein postalischer Brief bei Kiril eingegangen. Der Postbote hatte Lidia tatsächlich noch gekannt und gewusst, dass Kiril ihr Enkel war. Auch das war ein russisches Wunder, nur hätten wir, Konstantin und ich, es dank Swetlana Lichatschowa vom Klimowsker Standesamt gar nicht mehr gebraucht.

Ich sprach Kiril auf die Schallplatte mit dem Gesang von Sergej an, die ihm Lidia in der Kindheit angeblich vorgespielt hatte. Eigentlich konnte das nicht sein, denn meine Cousine Jewgenia, die jeden Ton ihres Vaters heiligte, hatte immer wieder beklagt, dass es von seiner Stimme keine einzige Aufnahme gebe. Auch Konstantin hatte schon Himmel und Hölle in Bewegung

gesetzt, um ein Tondokument von ihm aufzutreiben, aber trotz Sergejs Engagements an den bedeutendsten Theatern der einstigen Sowjetunion war er wie getilgt aus den Annalen der sowjetischen Operngeschichte. Doch Kiril blieb bei seiner Behauptung, er habe die Stimme noch genau im Ohr und wisse, dass die Platte ein dunkelblaues Etikett mit Goldlettern gehabt habe. Nach

Lidias Tod müsse sie beim Ausräumen der Wohnung verlorengegangen sein, wahrscheinlich sei sie versehentlich auf der Müllhalde gelandet.

Eigentlich war Kiril gar kein so übler Kerl. Ich konnte seine E-Mails nicht unter einen Hut bringen mit dem Foto von ihm, das vielleicht nur ein sehr unvorteilhafter Schnappschuss war. Er arbeitete als

Softwaretechniker, schrieb ein einwandfreies Russisch und blieb immer gleichbleibend höflich, was nicht darauf schließen ließ, dass er der russischen Volksdroge Alkohol verfallen war. Er schickte mir viele Farbfotos von seinen Kindern, einem Jungen und einem Mädchen im Vorschulalter, die er sehr zu lieben schien und auf deren richtige Erziehung er großen

Wert legte. Ich sah die beiden Kinder in der Küche mit Fingerfarben malen und Kerzen auf einer Geburtstagstorte ausblasen.

Ein wenig auffallend waren seine Sachlichkeit und Korrektheit. Er beantwortete gewissenhaft jede meiner Fragen, zeigte aber nie eine Emotion. Nur einmal, als er ein Foto seiner Mutter, das er mir scannen wollte, beim

Herausnehmen aus einem Album versehentlich eingerissen hatte, versetzte ihn das in eine Aufregung, deren Ausmaß mich irritierte und Schuldgefühle in mir hervorrief.

Von seiner Mutter hatte er mir bisher nur erzählt, dass ihre Ehe nicht lange gehalten hatte – seine Eltern hatten sich getrennt, als er zwei Jahre alt gewesen war. Sein Vater lebte

noch, er sah ihn regelmäßig.
Als ich ihn vorsichtig fragte,
warum seine Mutter so früh
gestorben sei, schrieb er:

Ich wurde anders erzogen als
andere Kinder in Russland.
Meine Mutter und meine
Großmutter wollten nichts mit
der sowjetischen Gesellschaft
zu tun haben und vermittelten
mir eine völlig falsche

Vorstellung vom russischen Volk und von meinen Altersgenossen. Sie hielten die anderen Kinder in meiner Umgebung für primitiv und degeneriert. Ich wurde von ihnen ferngehalten und lebte in der virtuellen Welt der Mathematik, für die ich schon als Kind eine besondere Begabung hatte. Wer so erzogen wird, kann niemals eine Familie gründen und

Kinder bekommen. Mir ist das nur gelungen, weil ich als Soldat bei der Marine die russische Schule des Lebens durchlaufen konnte. Sie haben mich nach dem Grund für den frühen Tod meiner Mutter gefragt. Der Grund ist, dass ich sie umgebracht habe. Ich wurde für schuldunfähig erklärt und kam für vier Jahre in die Psychiatrie.

Es war späte Nacht. Das Eis hatte aufgehört zu knacken, es schwamm jetzt in brüchigen Inseln auf dem See, aber nachts herrschte immer noch dieselbe, grenzenlos erscheinende Dunkelheit. Ich starrte auf die E-Mail vor mir und fragte mich, ob Kiril Zimow mich zum Narren hielt. Zwar wusste ich, dass es Mörder auf der Welt gab, auch solche, die ihre Mütter umgebracht hatten,

aber konnte es sein, dass
ausgerechnet ich mit einem von
ihnen verwandt war? Ich, die
ich mein Leben lang mit
überhaupt niemandem
verwandt war? Ich verfluchte
mich dafür, dass ich mit dieser
Suche angefangen hatte. Was
hatte ich mir in mein Leben
geholt? Warum tat ich mir das
an? Meine Gedanken stürzten
zu Konstantin, aber um diese
Uhrzeit schlief er längst, zumal

es in Tscherepowez zwei
Stunden später war als hier.
Auch von meinen Freunden war
jetzt keiner mehr wach, ich
konnte niemanden anrufen.
Allmählich begriff ich – der
apathische, abgestumpfte Blick
auf dem Foto, Kirils stereotype
Höflichkeit und
Emotionslosigkeit, das Wort
«richtig» in Bezug auf die
Erziehung seiner Kinder, seine
unverhältnismäßige Aufregung

wegen des eingerissenen Fotos seiner Mutter. Da ich ihr Todesdatum kannte, konnte ich mir leicht ausrechnen, dass Kiril Zimow dreißig Jahre alt gewesen war, als er sie umbrachte. War er zu diesem Mord fähig geworden, nachdem er das durchlaufen hatte, was er die russische Schule des Lebens nannte, die Marine, die als brutalster Teil des russischen Militärs galt?

Zweifellos war er schon vor seiner Einlieferung in die Psychiatrie psychisch krank gewesen, und in der russischen Klinik hatte man ihm sicher keine Psychotherapie angeboten, sondern ihn nur mit Medikamenten behandelt, bevor man ihn als Zombie entließ. Vielleicht stand er auch jetzt unter starken Medikamenten, er kam mir vor wie eine tickende Zeitbombe.

Mit Schrecken dachte ich an seine Frau und seine zwei kleinen Kinder. Wer war diese Frau, die sich auf eine Ehe mit einem solchen Mann eingelassen hatte? Hatte sie keine Angst um ihre Kinder, um sich selbst?

Das Tatmotiv, das mir als Erstes einfiel, war das Wohnungsmotiv: die nie nachlassende katastrophale Wohnungsnot in Russland, die

Menschen oft ihr Leben lang auf engstem Raum mit der gesamten Familiensippe gefangen hielt und viele in den Wahnsinn trieb. Schon Michail Bulgakow ließ in seinem Roman «Der Meister und Margarita» den Satan sagen, die Moskauer seien Menschen wie alle anderen auch, nicht besser und nicht schlechter, nur die Wohnungsnot habe sie verdorben. War es die

Wohnungsnot, die auch Lidias Enkel verdorben hatte? Hatte er seine Mutter im Streit um die Wohnung umgebracht, die durch Lidias Tod frei geworden war? War das der Grund für den fast gleichzeitigen Tod von Mutter und Tochter? Auf jeden Fall lag es nahe, dass Lidia, solange sie noch lebte, ihren Enkel in Schach gehalten hatte. Ihr Tod musste ihm die Hände losgebunden haben.

Aus irgendeinem Grund war ich mir sicher, dass Kiril seine Mutter erwürgt hatte. Ich sah sie vor mir, meine Cousine Jelena, mit den Pranken des Riesenbabys um ihren Hals. Auf einem Foto, das Kiril mir von ihr geschickt hatte, war sie, im Gegensatz zu ihrer ausgesprochen zierlichen Mutter Lidia, eine stattliche, sehr kraftvoll wirkende Frau mit einer starken Sinnlichkeit.

Vielleicht hatte sie sich heftig zur Wehr gesetzt, vielleicht war es ein langer Todeskampf gewesen. Und alles das war am Todestag meiner Mutter passiert – Nichte und Tante waren beide an einem 10. Oktober eines gewaltsamen Todes gestorben, die eine durch Gewalt von außen, die andere durch Gewalt gegen sich selbst.

Ich dachte an Swetlana

Lichatschowa vom Klimowsker Standesamt. Jetzt verstand ich den Satz, in dem sie mir mitteilte, dass sie über *mehr* Information nicht verfüge. Gerade weil sie doch darüber verfügte, hatte sie den Satz geschrieben. Schließlich wurden auf Standesämtern nicht nur Heirats-, sondern auch Geburts- und Sterbeurkunden ausgestellt, und nicht nur als Angestellte

des Standesamtes, auch als
Einwohnerin von Klimowsk
wusste Swetlana Lichatschowa
sicherlich Bescheid. Mütter
waren in Russland heilig, ein
Muttermord sprach sich in
einer verhältnismäßig kleinen
Stadt im Nu herum. Vielleicht
verdankte ich Swetlana
Lichatschowas
außergewöhnliches
Entgegenkommen ihrem
Mitgefühl mit mir und meiner

Ahnungslosigkeit, vielleicht hatte sie gewusst, was ich unter Lidias ehemaliger Adresse erfahren würde.

Ich fragte mich, warum Kiril mir ein Geständnis gemacht hatte, das er mir, einer weit entfernten, aus dem Nichts aufgetauchten Verwandten, keinesfalls hätte machen müssen. War es eine Gewissensbeichte oder aber Schamlosigkeit, weil er

keinerlei Schuld empfand?
Hatte man ihn zum offenen
Umgang mit seiner Tat
erzogen, gehörte das vielleicht
zu dem Verhaltenskodex, den
ihn seine russischen
Lebensschulen gelehrt hatten,
zuerst die russische Marine,
dann die russische Psychiatrie?
Und wer war Lidia, die so lange
gesuchte Schwester meiner
Mutter, die sich im Bund mit
ihrer Tochter eines Kindes

bemächtigt hatte, weil sie nicht
wollte, dass es ein
Sowjetmensch wird? Hatte man
sie zu einem
unerschütterlichen
Standesbewusstsein erzogen,
sie gelehrt, auf
Sowjetmenschen
herabzusehen, hatte sich hinter
der Liberalität und dem
sozialen Engagement der
Familie womöglich doch die
Verachtung des Adels

gegenüber dem gewöhnlichen Volk versteckt? Hatte Lidia es geschafft, in über achtzig Jahren Sowjetmacht an ihrem Standesbewusstsein festzuhalten, oder war sie, ganz im Gegenteil, eine Besiegte, war sie, ohne es selbst gemerkt zu haben, zu einem Teil des totalitären Systems geworden, indem sie zusammen mit ihrer Tochter ihren Enkel in Besitz nahm, ihn isolierte und

zerbrach, wie das System einst von ihr Besitz ergriffen, sie isoliert und zerbrochen hatte? Und hatte Kiril, nachdem er die russische Lebensschule bei der Marine durchlaufen hatte und doch ein Sowjetmensch geworden war, noch einmal den Adel abgeschafft, indem er seine Mutter ermordete, jenen obsoleten gesellschaftlichen Stand, dessen unseliger Überrest er selbst war? Warum

hatte er das tun müssen, um
heiraten und Kinder bekommen
zu können, was hatte sich
zwischen ihm und seiner
Mutter abgespielt?

In Gedanken sprach ich mit
Konstantin. Ich wusste, dass er
morgens nach dem Aufstehen
immer schnell in seine Mailbox
schaute. Manchmal antwortete
er mir sogar noch, bevor er
losmusste zur Arbeit, zu dieser
Jahreszeit hinaus in einen

martialischen Frost. Ich klickte in Kirils E-Mail auf «weiterleiten» und schickte sie Konstantin mit der Bemerkung, nun seien wir tatsächlich in einem Krimi gelandet – so nannten wir scherzhaft unsere Suche.

Ich starrte in das Schwarz vor dem Fenster, in dem sich nur das Licht meiner Tischlampe spiegelte, und fragte mich, was für eine Familie es eigentlich

war, aus der meine Mutter
stammte. Und was ging mich
das alles an, das sowjetische
und das postsowjetische Fiasko,
das nie endende russische
Fatum, das
Nichtaufwachenkönnen aus
einem kollektiven Albtraum, das
Gefangensein zwischen
Untertanentum und Anarchie,
zwischen Leidensgeduld und
Gewalt, diese ganze
unaufgeklärte, finstere Welt,

diese Familiengeschichte aus
Ohnmacht, Besitzergreifung,
Willkür und Tod, dieses
unselige Russland – die ewige
Mater Dolorosa, die ihre Kinder
so unerbittlich umarmte. Ich
hatte als Mädchen instinktiv
genau das Richtige getan,
indem ich das Weite gesucht,
mich gerettet hatte vor meinen
Ursprüngen, ohne zu ahnen,
wovon ich in Wirklichkeit ein
Teil war. Mehr denn je überfiel

mich jetzt das Gefühl, dass mir meine Rebellion nichts genutzt hatte, dass es keine Rettung für mich gab, dass ich in einem giftigen, verdorbenen Grund wurzelte, aus dem sogar ein Mutttermörder hervorgegangen war.

Mein Notebook gab zu ungewohnter Zeit das leise Signal von sich, das den Eingang einer Nachricht meldete. Sie kam von «Azov's

Greeks». Einmal hatte Konstantin mir geschrieben, dass er im Lauf unseres langen Austausches gelernt habe, meine Gedanken zu lesen. Jetzt musste er sie im Schlaf gelesen haben und noch einmal aufgestanden sein. In dieser Nacht ging er nicht mehr zurück ins Bett, wir mailten bis zum Morgen. In seinen Augen war Kiril ein unglücklicher, bedauernswerter Mensch, ein

Gefallener, den ich gefunden hatte, um ihm die Hand zu reichen. Aber Konstantin überschätzte mich. Ich besaß nicht seine Menschlichkeit, seine alles umspannende ukrainisch-griechische Seele, mir graute vor Kiril, mir graute sogar auf große Entfernung vor ihm. «Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass wir am Ende doch noch jemanden finden werden, den Sie umarmen

können», schrieb Konstantin mir in seiner letzten Mail an diesem Morgen. Schon vor längerer Zeit hatte er phantasiert: Wenn wir sie alle gefunden haben, treffen wir uns in Mariupol und feiern zusammen ein Bankett. Ich wusste nicht, ob ich jetzt überhaupt noch jemanden finden wollte, aber Konstantin in Mariupol treffen und ihn umarmen – was für ein

Gedanke!

Ich hatte begonnen, mich vor meinen Funden zu fürchten, vor dem Glück, das mich auf meiner Spurensuche so beharrlich verfolgte. Aber natürlich konnte ich jetzt nicht einfach vergessen, dass ich offenbar irgendwo in Sibirien einen Cousin hatte, der, falls er noch lebte, womöglich der wichtigste Zeuge meiner Familiengeschichte war.

Ausgerechnet der Mörder seiner Schwester hatte mich zu ihm geführt. Dieser Igor war, wie ich von Kiril Zimow wusste, im Lager von Medweshja Gora geboren, also in den Jahren zwischen 1931 bis 1933, sodass es durchaus sein konnte, dass er meine Mutter noch kennengelernt hatte, auch wenn er damals noch ein kleiner Junge war.

Bevor wir uns auf die Suche

nach ihm machten, gelang
Konstantin noch das
Unmögliche, ein Geniestreich.
Kiril hatte recht gehabt, es gab
tatsächlich eine Schallplatte mit
der Stimme meines Onkels
Sergej. Konstantin fand sie im
Internet, eine Aufnahme der
Oper «Tschernomorzy» von
Mykola Lyssenko aus dem Jahr
1956. Es war eine Einspielung
des Nationalen
Symphonieorchesters der

Ukraine, die Basspartie sang
Sergej Jakowlewitsch
Iwaschtschenko. Konstantin
schickte mir die Aufnahme
vorab auf meinen Rechner.

Ich hörte die Stimme meines
Onkels, hörte sie auf einer
digitalisierten Aufnahme mit
perfektem Klang, der mich
vergessen ließ, aus was für
einer fernen Zeit und Welt die
Stimme kam. Schon nach den
ersten Tönen war ich

hypnotisiert. Seit Jahrzehnten, seit meinem ersten Opernbesuch in München, war ich auf der Suche nach solchen Stimmen, und nun hatte ich eine davon in meiner eigenen Familie gefunden, einen dieser Sänger, von denen ich immer dachte, dass sie gar nicht sangen, sondern einfach nur atmeten. Oder weinten.

Ich sah das Sommerfoto mit dem munteren Halbwüchsigen

vor mir, der barfuß, mit einer Matrosenmütze auf dem Kopf, auf dem Ast eines Baumes am Dnjepr saß. Nichts deutete darauf hin, was sich in der Kehle dieses Jungen anbahnte: ein voluminöser Bass von einem Klang, der, wie immer bei großen Sängern, nicht aus der Kehle, sondern von irgendeinem anderen, nicht mehr ganz irdischen Ort zu kommen schien. 1956, als die

Schallplatte aufgenommen wurde, war Sergej einundvierzig Jahre alt, und es war genau das Jahr, in dem meine Mutter starb. Ich versuchte, ihren hellen Sopran seinem Bass hinzuzufügen, mir vorzustellen, wie es geklungen hatte, wenn sie zusammen sangen. Es kam mir vor wie eine Halluzination, dass die Stimme ihres Bruders jetzt hier war, in meinem Zimmer, dass

ich sie hörte, während ich auf meine Wände, meine Möbel, auf den Ahornbaum vor dem Fenster sah, wissend, dass genau diese Stimme früher einmal auch meine Mutter gehört hatte, dass sie Teil ihres Lebens in Mariupol gewesen war.

Auf meine Cousine Jewgenia fiel jetzt ein neues Licht. Wenn man einen Vater mit einer solchen Stimme hatte, war man

fast zwangsläufig verloren. Ich wunderte mich nicht mehr, dass sie ihm ihr Leben geopfert hatte, dass er bis heute das Zentrum ihres Daseins geblieben war. Die Menschen schützen sich vor der Schönheit, um nicht herauszufallen aus dem Leben, aus den Gesetzmäßigkeiten der Welt. Jewgenia hatte sich nicht schützen können, sie hatte es nicht geschafft, sich zu wehren,

und dafür bezahlte sie
wahrscheinlich einen hohen
Preis.

Immer wieder klickte ich die
Datei mit Sergejs Stimme an,
und ich wusste nicht, was
stärker in mir war, das Glück
über das Gefundene oder der
Schmerz über das Versäumte.
Auch ihn, Sergej, hätte ich noch
lange Zeit antreffen können in
der Ukraine, wenn ich von ihm
gewusst hätte. Zwei Jahre vor

seinem Tod hatte ich mit
meinem damaligen Freund eine
der zu jener Zeit noch
unüblichen Privatreisen im
eigenen Auto nach Moskau
gemacht, um unsere russischen
Freunde zu besuchen, und auf
dem Rückweg waren wir über
die Ukraine gefahren. Ich hatte
auf dem Majdan in Kiew Eis
gegessen und bin, als wir durch
die alten, auf- und
absteigenden Gassen

wanderten, vielleicht an
Sergejs Haus vorbeigegangen.
Ich hatte ihn verpasst, vor
dreißig Jahren war er auf dem
Heimweg von einem Park, in
dem er als Wächter arbeitete,
tot auf der Straße umgefallen.
Aber seine Stimme lebte, ich
hatte sie tatsächlich gefunden,
sie war hier, in meinem
Computer, und wann immer ich
wollte, konnte ich sie von nun
an hören. Von allen Wundern,

die sich auf meiner Suche ereignet hatten, erschien mir dieses als das unglaublichste.

Bei «Odnoklassniki», wo Konstantin bereits Kiril Zimow entdeckt hatte, fand er jetzt einen Dreizehnjährigen aus Miass, der den denselben Familiennamen hatte wie Lidias Sohn, einen sibirischen Teenager, der auf dem Profildfoto ein ulkiges rotes Käppchen und eine teuer

aussehende Uhr am Handgelenk trug. Schnell war geklärt, dass er Igors Enkel war. Er erinnerte sich sogar noch, dass seine Urgroßmutter Lidia Iwaschtschenko hieß. Jetzt hing alles davon ab, ob dieser Dreizehnjährige als Verbindungsglied zwischen seinem Großvater und mir funktionieren würde oder ob die Greise ihn nur nervten. Doch er erwies sich als sehr

kooperativ und aufgeweckt.
Schon wenige Tage später
schickte er mir eine Nachricht
mit einer Telefonnummer. Sein
Großvater, so schrieb er, sei
aus allen Wolken gefallen und
warte ungeduldig auf meinen
Anruf.

Ich hatte inzwischen mein
vom Marder zerbissenes Auto
reparieren lassen, und da ein
Handy-Anruf nach Sibirien
nicht nur ein Vermögen

gekostet hätte, sondern wegen der Entfernung wahrscheinlich auch ein akustisches Desaster gewesen wäre, packte ich noch am selben Tag meine Sachen und fuhr zurück nach Berlin. Dort wählte ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Telefonnummer in Sibirien. Die Nummer, die mir der Dreizehnjährige geschickt hatte, schien zu stimmen, jedenfalls ertönte ein

Freizeichen, und gleich darauf wurde der Hörer abgenommen. Die Männerstimme am anderen Ende zitterte hörbar, als sie fragte, ob wir uns siezen oder duzen sollen. «Wir haben deine Mutter lange gesucht», sagte mein Cousin, «haben lange auf ein Lebenszeichen von ihr gewartet.» Auch meine Stimme zitterte verdächtig, während ich nach Worten für den Anfang des Gesprächs suchte.

Kiril Zimow hatte, wie ich nun erfuhr, nicht nur seine Mutter umgebracht, sondern auch das Leben ihres Bruders zerstört. Nachdem vor dreizehn Jahren Igors greise Mutter Lidia gestorben war und gleich darauf auch seine Schwester Jelena, ermordet von ihrem Sohn, erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nie mehr erholte. Inzwischen war er achtundsiebzig Jahre alt

und in nahezu allem auf seine Frau angewiesen, die nach einer Krebserkrankung selbst schwer eingeschränkt war.

Als Geodät hatte er zuletzt ein großes Baukombinat in Miass geleitet, wo er schon seit sechzig Jahren lebte. Er hatte zwei Kinder, drei Enkel und einen Urenkel, sein Sohn und seine Tochter waren im neuen Russland erfolgreiche Unternehmer geworden, der

Familie schien es an nichts zu
mangeln. Dank der
Satellitenkamera konnte ich mir
das moderne Hochhaus
anschauen, in dem er mit seiner
Frau wohnte – für sibirische
Verhältnisse wahrscheinlich das
Nonplusultra an Luxus. Von
seiner großen Loggia aus
blickte er auf die bewaldeten
Ausläufer des Urals und
beobachtete auf dem
Außenthermometer die

immensen

Temperaturschwankungen – innerhalb weniger Minuten stieg oder fiel die Quecksilbersäule vor seinen Augen um fünfzehn Grad.

Leider hatte Igor meine Mutter nicht mehr gekannt, er war nie in Mariupol gewesen und meine Mutter nie in Medweshja Gora. Zudem wurde mir schon sehr bald klar, dass er zu nichts weniger taugte als

zu dem erhofften Zeugen. Als Lagerkind hatte er schon früh seine Lektion gelernt und war, wie so viele seiner Mitbürger, in die innere Emigration gegangen. Er lebte nach dem Motto der drei berühmten Affen, die sich Augen, Ohren und Mund zuhielten. Entweder wusste er wirklich so gut wie nichts über seine familiäre Vergangenheit, oder das Schweigen darüber war zu

seiner Natur geworden. Hitler und Stalin, deren Namen er nie aussprach, nannte er immer nur «die zwei Schnurrbärte», auch den Namen seines Neffen Kiril hatte er aus seinem Wortschatz getilgt. Meine Fragen nach ihm wollte er nicht hören.

Als er einmal auf einem seiner kleinen Spaziergänge war und ich mit Ljubow, seiner Frau, telefonierte, erzählte sie mir,

dass Kiril nachts aufgestanden,
ins Zimmer seiner Mutter
hinüberggegangen sei und sie
mit einem Kopfkissen erstickt
habe. Danach habe er in der
Küche ein Glas Mayonnaise
ausgelöffelt und sich wieder
schlafen gelegt. Seine Mutter,
so hörte ich, hatte ihren Mann
über alles geliebt, und nachdem
sie von ihm verlassen worden
war, hatte sich ihre ganze Liebe
auf den Sohn gerichtet. Sie soll

ihn vergöttert und grenzenlos verwöhnt haben. Wegen seiner besonderen Begabung für die Mathematik hatte sie ihn für ein Wunderkind gehalten und einen ständigen Geniekult um ihn getrieben. Aber mit den Jahren wurde er immer despotischer und begann, herangewachsen zu einem Koloss, immer öfter seine Mutter zu bedrohen, sodass sie mehrfach zu ihrem Bruder ins

sibirische Miass floh. Einmal zertrümmerte er Lidias gesamte Wohnungseinrichtung, weil er der Meinung war, dass sie schon viel zu lang lebe und endlich abtreten solle, um Platz für die Jungen zu machen. Das war sicher nicht die ganze Geschichte, die über meine Cousine Jelena und ihren Sohn Kiril erzählt werden konnte, aber vielleicht wollte ich die ganze Geschichte auch gar

nicht hören.

Igors kargen Worten über seine Mutter entnahm ich, dass Lidia ein schroffer, unnahbarer Mensch gewesen war, offenbar von ähnlicher Schweigsamkeit wie auch er. Er konnte sich nicht daran erinnern, dass sie ihn jemals in den Arm genommen oder liebkost hätte. Dass sie aus einer inzestuösen Beziehung zwischen ihrer Mutter Matilda und deren

Bruder Valentino

hervorgegangen sein sollte,
hielt er für Unfug, für ein
Hirngespinnst seiner Cousine
Jewgenia, zu der er seit
Jahrzehnten keinen Kontakt
mehr hatte.

Mit seiner Großmutter
Matilda hatte er lange Zeit
unter einem Dach gelebt,
nachdem sie zu ihnen nach
Medweshja Gora gekommen
war. Im Krieg wurde die

Familie nach Kasachstan evakuiert, wo sie mit Mühe und Not fünf Jahre überlebten, bis Igors Vater eine Stelle als leitender Ingenieur im russischen Woskressensk bekam. Matilda kehrte nicht mehr nach Mariupol zurück, sondern blieb bei ihnen bis zu ihrem Tod. Zum Schluss soll sie fast taub gewesen sein und meistens nur noch mit den Augen gesprochen haben, den

größten Teil der Zeit sah man sie am Küchentisch sitzen und Patienten legen. Aus Igors Worten konnte ich schließen, dass auch sie eine abweisende, herbe und unzugängliche Frau gewesen war, was mit der Beschreibung übereinstimmte, die schon Sergejs Tochter Jewgenia von ihr abgegeben hatte.

Warum hatte meine Mutter mir von ihr das Bild einer

madonnengleichen Frau von grenzenloser Herzensgüte und Mütterlichkeit vermittelt? Hatte Matilda vielleicht ein besonderes Verhältnis zu meiner Mutter gehabt, zu ihrem letzten, so spät geborenen Kind? Hatte dieses zarte, schutzlose Mädchen vielleicht all die Liebe auf sich gezogen, die Matilda sonst niemandem zeigte? Hatte nur meine Mutter sie als die

seelenvolle, zärtliche Frau
gekannt, die sie mir geschildert
hatte?

Igor, der sich als Kind weder
von seiner Mutter noch von
seiner Großmutter geliebt
fühlte, war mit sechzehn Jahren
leichten Herzens von zu Hause
fortgegangen, zum Studieren
nach Moskau, und nach seinem
Examen hatte man ihm eine
Stelle als Landvermesser in
Sibirien zugewiesen. Dort, so

sagte er mir, habe er haltlos zu trinken begonnen. Wäre Ljubow nicht gewesen, wäre er irgendwann in einen Straßengraben gefallen und nicht mehr aufgestanden.

Auf meine Fragen nach unserem Onkel Sergej konnte er nichts sagen, er erzählte nur, dass er ihn einmal in einer Aufführung von «Ruslan und Ljudmila» in Alma-Ata gehört hatte. Da war er

noch ein Kind und hatte sich vor der Donnerstimme seines Onkels gefürchtet. Beiläufig erwähnte er, dass Sergej nach Kriegsende Frontsänger in Deutschland gewesen war. Vor meinem inneren Auge lief sofort ein fiktives Szenario ab: Meine Mutter und ihr Bruder begegnen sich zufällig auf deutschem Territorium, er als Rotarmist, der jetzt sowjetische Soldaten im besiegten

Deutschland mit Arien aus russischen Opern unterhalten muss, sie als ehemalige Zwangsarbeiterin, die für den Kriegsfeind gearbeitet hat. Wären die Geschwister einander um den Hals gefallen, oder hätten sie sich als Feinde gegenübergestanden, unversöhnlich für immer? Was hätte es für meine Mutter bedeutet, wenn sie gewusst hätte, dass ihr Bruder auch in

Deutschland war, vielleicht ganz in ihrer Nähe? Hätte ihr Leben eine andere Wendung genommen, wenn sie gewusst hätte, was ich jetzt wusste – hätte sie womöglich gar die Gelegenheit genutzt und wäre mit ihm in die Ukraine zurückgekehrt, zumal ihr inzwischen klar gewesen sein müsste, dass sie in Deutschland keine Zukunft hatte?

Noch einmal erreichten mich

Familienfotos, die Igor mir vom Rechner seines Sohnes schicken ließ: seine Kinder und Enkel auf Urlaubsreisen in Finnland, in Italien, in den USA, das große, prachtvolle Haus seines Sohnes in Miass, das, ausgestattet mit einer sibirischen Sauna, auf einem riesigen Grundstück mit zottigen Kiefern stand, Fotos von Familienfeiern mit Dutzenden von Gästen und

überladenen Tischen, in einem Ambiente von russischem Pomp.

Unter den alten Familienfotos aus Igors Besitz fand ich zu meiner Überraschung nicht nur die Aufnahme meiner jungen Mutter mit dem Kopftuch wieder, sondern auch diejenige, auf deren Rückseite sie «Großvater und zwei Bekannte» geschrieben hatte. Nur waren es hier nicht zwei,

sondern drei «Bekannte». Ich hatte in all den Jahren nie bemerkt, dass es sich bei dem Abzug, der in meinem Besitz war, um ein abgeschnittenes Bild handelte. Auf Igors Aufnahme war neben Natalia und Valentina noch Jelena zu sehen, eine dritte Tante meiner Mutter, die ich bereits von dem Familienfoto mit der Zimmerpalme her kannte. «Lumière Odessa» stand am

Rand der vollständigen
Aufnahme in verschnörkelten,
senkrecht angeordneten
Lettern. Jetzt erschloss sich mir
die Situation, in der das Foto
entstanden war. Aus Lidias
Strafakte wusste ich, dass ihre
Tante Jelena in Odessa gelebt
hatte. Jakow, der Vater meiner
Mutter, war mit seinen
Schwestern Valentina und
Natalia dorthin gefahren, um
Jelena zu besuchen. Bei dieser

Gelegenheit waren die vier Geschwister ins Studio «Lumière» gegangen und hatten ein Foto machen lassen. Ich sah den Vater meiner Mutter mit drei seiner vier Schwestern. Nur Olga fehlte, sie lebte mit ihrem Mann in Moskau oder hatte zu dieser Zeit ihrem Leben schon ein Ende gesetzt. Doch warum war Jelena auf dem Foto meiner Mutter abgeschnitten?

Konstantin klärte mich darüber auf, dass nach der Revolution zahllose Menschen von Fotos verschwanden. Sie entfernten sich selbst oder wurden von anderen entfernt, weil sie zu einer Gefahr für die geworden waren, mit denen zusammen man sie aufs Zelluloid gebannt hatte. War demnach nicht nur von Lidia, sondern auch von ihrer Tante Jelena eine politische Gefahr ausgegangen?

Oder verbarg sich hinter Jelenas Eliminierung nichts anderes als eine private, familiäre Feindschaft?

Ich klickte auf ein weiteres Foto und sah zum ersten Mal Sergej als Erwachsenen. Auf einer der Aufnahmen trug er seine Rotarmistenuniform mit dem angesteckten Orden des Roten Sterns, ein ganz junger Mann noch, geschniegelt und gestriegelt, ein weiches, fast

noch kindliches Gesicht. Auf dem nächsten Foto mochte er zwanzig Jahre älter sein, ein sehr maskuliner, stattlicher Mann mit dunklen Locken, einem energischen Kinn und den melancholischen Augen meiner Mutter. Künstlerfotos zeigten ihn als Fürst Gremin in «Eugen Onegin», als Graf Tomski in «Pique Dame», in der Titelrolle des «Boris Godunow», als Großfürst von Kiew in

«Ruslan und Ljudmila», als Méphistophélès in Gounods «Faust». Sergej war, wie sich nun herausstellte, nicht nur ein begnadeter Sänger, sondern auch ein großer Mime gewesen. Auf jedem Foto war er ein anderer, er musste sehr viel mehr Gesichter gehabt haben, als diese wenigen Bilder zeigen konnten. Eine beängstigende Kraft ging von ihm aus, etwas Dämonisches,

ungreifbar Oszillierendes.

Eine der Fotodateien im Anhang trug, wie ich erst jetzt sah, den Namen «Die Kinder von Matilda Iosifowna De Martino und Jakow Epifanowitsch Iwaschtschenko: Lidia, Sergej und Jewgenia». Mein Herzschlag setzte aus. Ich öffnete die Datei und verstand nicht, was ich sah. Auf Anhieb erkannte ich Lidia wieder, die hier achtzehn Jahre alt sein

mochte, der etwa
dreizehnjährige Junge war
zweifellos Sergej, aber wo war
Jewgenia, meine Mutter?
Zwischen den Geschwistern
nur noch ein fremdes kleines
Mädchen mit einer der riesigen
russischen Schleifen im Haar,
die immer aussahen wie kleine
Propeller auf den Köpfen der
Kinder. Sehr langsam, in
Etappen, begriff ich, dass
genau dieses fremde kleine

Mädchen meine Mutter war.
Auf den ersten Blick war der
Weg zu weit gewesen von
meiner Erinnerung an die
erwachsene Frau bis hin zu
diesem Kind – obwohl in dem
kleinen Gesicht ganz deutlich
die Züge meiner Mutter zu
erkennen waren, ihre Augen,
ihre Stirn, ihr Kinn. Sie musste
etwa acht Jahre alt sein, trug
ein kostbar wirkendes weißes
Spitzenkleidchen, ihr

schwarzes Haar war zu einem exakten Pagenkopf mit kurzem Pony geschnitten.

Niemals hatte ich sie mir auch nur annähernd so vorgestellt. So herausgeputzt, so fein, ein Kind aus gutem Haus. Keine Spur von der Armut ihrer Eltern. Wahrscheinlich hatte man sie mit dem Letzten, was man besaß, ausstaffiert und zum Friseur geschickt vor dem Gang zum Fotografen.

Während ihre Geschwister in die Kamera schauten, sah sie durch sie hindurch.

Abwesende, verhangene Augen, schon das Kind die Verkörperung der Melancholie. Ohne Zweifel meine Mutter und doch ein fremdes, mir nicht zugängliches Kind. So zart und zerbrechlich, dass ich nicht gewagt hätte, es zu berühren, in die Arme zu nehmen. Eine kleine, in weiße Spitze gehüllte

Prinzessin vom Stern der unheilbaren Traurigkeit. Ich wusste nicht, ob mein Wissen es mir suggerierte oder ob man ihr schon in diesem frühen Alter ansah, dass sie dem Untergang geweiht war, dass sie den Schrecken ihrer Zeit unmöglich standhalten konnte. Schwer zu glauben, dass dieses durchsichtige, luzide Wesen dennoch sechsunddreißig Jahre gelebt hatte, Jahre einer Zeit,

in der alles gegen sie war, von Anfang an auf ihre Vernichtung zielte. Vermutlich war das Foto aus Lidias Nachlass zu ihrem Sohn nach Sibirien gelangt und von dort auf meinen Bildschirm in Berlin. Meine kleine verlorene Mutter, die man etwa dreißig Jahre später aus der deutschen Regnitz fischte – ich war auf meiner Suche fast bis zu ihren Anfängen durchgedrungen, mehr als

dieses Kinderfoto konnte ich von ihr wahrscheinlich nicht mehr finden.

Das letzte Bild aus Miass zeigte mir das Haus, in dem meine Mutter aufgewachsen war, das Haus meiner italienischen Urgroßeltern Matilda und Giuseppe De Martino. Igors Sohn war vor ein paar Jahren mit seiner Frau nach Mariupol gefahren, um auf den Spuren seiner Vorfahren

zu wandeln, und hatte das stark heruntergekommene Gebäude fotografiert. In der Sowjetzeit, als meine Mutter in Mariupol wohnte, hieß die Straße Uliza Lenina, inzwischen hatte sie wieder ihren alten Namen. Man konnte ihn in weißer Schrift auf einem dunkelblauen Schild lesen, das am Eingangstor angebracht war – eine Straße, die nach dem heiligen Nikolaj, dem Wundertäter, benannt

war, dem Schutzpatron der Reisenden, der Häftlinge und Waisen, die Nikolajewskaja Uliza.

Das Haus bestand aus zwei Flügeln, die sich nach hinten, in einen unsichtbaren Hof, erstreckten. Auf dem Foto sah man nur die zur Straße hin gelegenen zwei Stirnseiten, die durch einen Torbogen miteinander verbunden waren. Das alte Bauwerk bot ein Bild

postsowjetischer Tristesse und
Verwahrlosung. Man konnte
förmlich den Moder riechen,
den Urin, den Abfall, den
Schwamm in den Mauern.
Morscher, von der Zeit und von
Industrierausstoßen
zerfressener Stein, der nur
ahnen ließ, wie das Haus einmal
 ausgesehen hatte, vor
annähernd hundert Jahren, als
meine Mutter zur Welt
gekommen war. Mit Phantasie

erkannte man noch den aufwendigen Fassadenschmuck der Fenster, das kunstvolle Geflecht schmiedeeiserner Verzierungen, den Charme der blütenförmigen Gauben, die jetzt zugewuchert waren von Gras und Gestrüpp und an Storchennester erinnerten. Der verwitterte Torbogen zwischen den beiden Flügeln bestand aus grauen, gleichsam lose aufeinandergeschichteten

Steinen, die, so schien es, jeden Augenblick einstürzen konnten. Eine verrostete Dachrinne, eine uralte Antenne mit herabhängenden Kabeln auf dem Dach aus porösen Ziegeln. Zwei begonnene Farbanstriche, einer blau, der andere rosa.

Das Leben meiner Mutter in Mariupol füllte sich mit Bildern, die der Anblick des Hauses in mir heraufbeschwor. Ich sah sie als kleines Mädchen im

Innenhof hinter dem Torbogen spielen, mit anderen Kindern herumtollen, mit ihrem Bruder Sergej. Ich hörte Tonja, das Kindermädchen, nach ihr rufen, ich sah sie mit einem Schulranzen auf dem Rücken durch den damals noch heilen Torbogen gehen. Jeder ihrer Wege musste durch dieses Tor geführt, in dieser Straße begonnen haben. Das zerbrochene, halb von Unkraut

überwucherte Kopfsteinpflaster auf dem Foto war vielleicht noch das aus der damaligen Zeit. Anzunehmen, dass die Nikolajewskaja Uliza damals im italienischen Viertel gelegen hatte, vielleicht besuchte meine Mutter manchmal ihre Cousinen im benachbarten griechischen Viertel, vielleicht war in ihrem Alltag, abgesehen vom Ukrainischen, Russischen und Italienischen, dennoch

auch das Griechische
gegenwärtig gewesen. Das
Italienische war selbst heute
noch präsent in der Stadt,
jedenfalls wimmelte es in der
Umgebung der Nikolajewska
Uliza von italienischen
Restaurants, wie ich auf dem
Satellitenbild sah, aber das
mochte viel eher eine
Erscheinung der neuen Zeit
sein als ein Überbleibsel der
Vergangenheit. Kein Ort der

Welt war mir je ferner und unvorstellbarer gewesen als der, den ich jetzt auf dem Bildschirm vor Augen hatte.

Die Telefonate mit meinem Cousin Igor hatten einen seltsamen Charakter, denn unsere Gesprächsmöglichkeiten waren begrenzt. Igor war nicht nur schweigsam, sondern wie die meisten Russen auch ein Mensch, der immer den großen

gemeinsamen Schmerz wälzte und den individuellen in sich vergrub. Zudem war es im russischen Verhaltenskodex nicht vorgesehen, Fragen zu stellen, die etwas Unangenehmes im Gegenüber anrühren konnten, und es war auch nicht üblich, dem anderen seine privaten Probleme zuzumuten. Im Grunde drehten sich meine Telefonate mit Igor um nichts. Wir hatten keine

gemeinsamen Themen, wir hatten unsere Leben in verschiedenen Welten gelebt, aber ich fühlte, dass sich in dem einsamen alten Mann, der nicht sprechen wollte oder konnte, eine tiefe, empfindsame Seele verbarg, und nach und nach entwickelte sich zwischen uns so etwas wie eine zarte Liebe.

Igor wartete immer ungeduldig auf meine Anrufe und machte sich Sorgen, wenn

ich mich einmal drei oder vier Tage hintereinander nicht meldete, und auch ich machte mir Sorgen, fürchtete immer, Igors dünner Lebensfaden könnte ausgerechnet jetzt, da ich ihn gefunden hatte, plötzlich reißen. In den Pausen zwischen unseren Telefonaten dachte ich an ihn, und ich spürte, dass es umgekehrt genauso war.

Im Russischen hieß Cousin

dwojurodnyj brat, Bruder
zweiten Grades, in der Regel
ließ man «zweiten Grades» weg
und sagte einfach «Bruder».
«Was macht mein Bruder?»,
fragte ich Igors Frau, wenn sie
das Telefon abnahm. Ich
kostete es aus, dieses für mich
ganz neue Wort
auszusprechen, Bruder,
unvorstellbar, ich hatte einen
Bruder, für den ich seine
Schwester war – was macht er

wohl gerade, mein Bruder,
fragte ich mich mehrmals am
Tag. Und dabei war Igor für
mich viel mehr als ein Bruder.
Obwohl er fast nie über die
Familie sprach, war er das
lebende Bindeglied zwischen
mir und meinen Vorfahren, der
ukrainisch-italienischen Sippe,
die ich inzwischen so oft
verflucht hatte, er war diese
Sippe selbst, und es gab
Momente, in denen es mir

vorkam, als würde er mir etwas von meiner Mutter wiedergeben. Er hingegen schien in mir etwas von seiner verlorenen Schwester Jelena wiedergefunden zu haben, deren Tod durch die Hand ihres Sohnes ihn so schwer erschüttert hatte, dass sein Lebenslicht nur noch unstet flackerte. Tröstlich daran war, dass dieser Zustand schon seit über zehn Jahren andauerte,

ein chronisches Flackern, das sich vielleicht noch lange hinziehen würde. Ich konnte Igor seine Schwester nicht ersetzen, aber manchmal spürte ich, dass nicht nur er für mich, sondern auch ich für ihn ein Geschenk war, eine unerwartete, neue Verbindung zur Welt, mit der er eigentlich schon abgeschlossen hatte.

Konstantins Wunsch für mich hatte sich erfüllt. Zu guter

Letzt hatte ich doch noch
jemanden gefunden, den ich
umarmen konnte, diesen fast
achtzigjährigen,
schwerkranken, schweigsamen
Mann in Sibirien, bei dem die
Fäden meines Lebens
zusammenliefen. Meine Suche
war beendet, mehr gab es für
mich nicht zu finden. Ich
konnte es kaum glauben, aber
ich hatte sie tatsächlich alle
aufgespürt, die gesamte Familie

meiner Mutter, nicht nur die Toten, sondern auch die noch Lebenden. Von weiter entfernten Verwandten konnte ich mir keine neuen Informationen mehr über meine Mutter erhoffen. Igor war die Endstation meiner Suche, die mit einer launischen Internetspielerei in einer Sommernacht am See begonnen hatte. Und doch gab es noch etwas, das auf mich

wartete.

Als Igor nach seinem Schlaganfall mit seiner Frau in das komfortable Hochhaus mit Lift umgezogen war, hatte er für alle Fälle seine Eigentumswohnung im vierten Stock eines Altbaus behalten. Nun hatte der ältere seiner zwei in Miass lebenden Enkel Heiratsabsichten verkündet. Ihm drohte zwar nicht das Schicksal der meisten

Jungverheirateten in Russland,
die in der engen
Zweizimmerwohnung ihrer
Eltern unterschlüpfen
mussten – das Haus seines
Vaters bot reichlich Platz. Aber
er wollte getrennt von seinen
Eltern wohnen. Bei der
Entrümpelung der einstigen
Wohnung seines Großvaters,
die er nach der Hochzeit mit
seiner Frau beziehen wollte,
fanden sich auf der Oberfläche

eines Schrankes zwei Hefte,
unter Lagen von flockig
gewordenem Staub. Es stellte
sich heraus, dass es Lidias
Tagebücher waren. Igor hatte
keine Ahnung, wie sie auf
diesen Schrank gelangen
konnten, fast hätte man sie
zusammen mit den alten
Möbeln entsorgt.

Igor konnte die Hefte nicht
lesen, dazu taugten seine
Augen nicht mehr, vielleicht

hätte er sie auch gar nicht lesen wollen. Und da er als Kind der Sowjetzeit noch an das Kopierverbot gewöhnt war und sich nicht vorstellen konnte, dass man inzwischen auch in Russland einfach einen Copyshop betreten und beliebig viele Kopien von einem beliebigen Original anfertigen konnte, ließ er die kostbaren Hefte von seinem Sohn per Post an mich schicken. Mit einem

ständigen inneren Zittern
dachte ich an den weiten,
gefährvollen Weg, auf dem sich
die Aufzeichnungen meiner
vielleicht doch noch
gefundenen Zeugin nun
befanden. Mir war, als hätten
die Hefte all die Jahre, in denen
sie unter der wachsenden
Staubschicht auf dem Schrank
gelegen hatten, nur auf den
Moment meines Auftauchens
gewartet, als hätte Lidia sie für

mich auf den Schrank ihres Sohnes gelegt.

Die Zeit verging, und meine Befürchtung bestätigte sich: Die Sendung kam nicht an. Jeden Tag wartete ich auf die Post, mein Briefkasten im Parterre des Hauses war immer mit Reklame und anderen Überflüssigkeiten vollgestopft, aber die Sendung aus Sibirien blieb verschollen. Waren die Hefte der Zensur zum Opfer

gefallen, hatte man sie
konfisziert? Oder waren sie auf
irgendeinem Wegabschnitt
hängengeblieben,
verlorengegangen? Ich musste
an ein Buch denken, das ich
einmal übersetzt hatte. Darin
jobbten Studentinnen während
der Semesterferien als
Postbotinnen. Sie holten die
schwere Tasche mit den
auszutragenden Sendungen
vom Postamt ab, kippten den

Inhalt in die nächste Mülltonne und machten sich einen schönen Tag. Hatte die Kronjuwelen meiner Suche ein ähnliches Schicksal ereilt?

Schließlich stellte sich heraus, dass das Nichteintreffen der Sendung nicht an der russischen Zufallswirtschaft, sondern an etwas anderem lag. Die Deutsche Post hatte die Hefte an meine Adresse am Schaalsee

weitergeleitet, obwohl ich gar keinen Nachsendeantrag gestellt hatte. Als ich an einem regnerischen, stürmischen Apriltag dort ankam, fiel mir aus dem Briefkasten das feuchte Kuvert mit meiner überklebten Berliner Adresse in die Hände. Wahrscheinlich lag es schon seit Wochen in dem einsamen, allen Witterungen ausgesetzten Metallkasten an der

Außenwand des Hauses.

Schnell trug ich mein Gepäck in die ausgekühlte Wohnung und riss das Kuvert auf, hastig, als könnte mir die Stimme der Schwester meiner Mutter im letzten Moment doch noch abhandenkommen. Die Hefte waren ein wenig klamm, aber unbeschädigt, eines grün, das andere braun, beide in einem sehr ungefähren DIN-A5-Format, mit Fadenheftung und

schiefen Rändern, als wären sie nicht maschinell, sondern von Hand hergestellt worden. Es handelte sich nicht um Tagebücher, sondern um so etwas wie Memoiren, die Lidia im Alter von achtzig Jahren geschrieben hatte, zehn Jahre vor ihrem Tod. Die karierten Seiten waren bedeckt mit der mir schon von ihrem Rehabilitationsgesuch bekannten kleinen, schrägen

Handschrift, erstaunlich
regelmäßig für eine
Achtzigjährige, geschrieben
wie in einem einzigen Zug, fast
ohne Korrekturen.

Auf der ersten Seite des
grünen Heftes stand ein
Gedicht von Georgij Iwanow:

Russland ist Glück. Russland ist
Licht.

Vielleicht aber gibt es Russland

nicht.

Die Sonne hat nie die Newa
gerötet,
Puschkin lag nie im Schnee,
getötet,

kein Petersburg existierte je –
nur Felder, Felder, bedeckt von
Schnee.

Nur Schnee, nur Schnee ... und
die lange Nacht

Hat immer nur neue Fröste
gebracht.

Russland ist Schweigen, der
Asche Spur.

Vielleicht besteht es aus Zittern
nur.

Eisiges Dunkel, Kugel, Strick,
und immer noch die verrückte
Musik.

Ein Lagermorgen bescheint das

Land,
für das die Welt keinen Namen
fand.

Ich wickelte mich in eine
Woldecke, setzte mich in den
großen Sessel vor dem Fenster,
das auf den stürmischen,
schiefergrauen See hinausging,
und begann zu lesen. Den
Aufzeichnungen war ein Zitat
aus dem fünften Buch Mose

vorangestellt: «Mir gehöret die Rache zu, ich will vergelten.»

Ich schluckte. Atemlos wartete ich auf das erste Auftauchen meiner Mutter. Lidia berichtete zwar über ihre Geburt, aber darüber hinaus kam sie in ihren Aufzeichnungen fast nicht vor. Ich musste mich damit begnügen, meine Mutter zwischen den Zeilen zu suchen, in ihrer damaligen Lebenswelt, die ihre Schwester mit eigenen

Augen gesehen hatte und mir
nun aus nächster Nähe zeigte.

Zweiter Teil



Jakow, der Vater meiner
Mutter, der für seine

revolutionären Ideen mit
zwanzig Jahren Verbannung
bestraft wurde, darf die letzte
Zeit seiner Verbannungsfrist
unter staatlicher Aufsicht in
Warschau verbringen, am Rand
des damaligen Russischen
Reiches. Dort wird im Jahr
1911 seine Tochter Lidia
geboren.

Wie ich schon vermutet habe,
ist Matilda De Martino nicht
Jakows erste Frau gewesen.

Lidia verlebt ihre frühe Kindheit zusammen mit ihrem Stiefbruder Andrej, der aus der am Verbannungsort geschlossenen Ehe des Vaters stammt und in Warschau mit staunenden Augen erstmals eine Stadt sieht.

Jakow bezieht an einem Warschauer Gymnasium ein bescheidenes Gehalt als Geschichtslehrer, aber er ist mit einer Frau verheiratet, die

dank des großen Vermögens ihrer italienischen Eltern sehr wohlhabend ist. Sie residieren in einer geräumigen Wohnung im Herzen der Altstadt, beschäftigen eine polnische Köchin, ein russisches Kindermädchen und eine englische Hauslehrerin, Miss Wigmore. Wegen ihres Hütchens mit den zwei identischen kleinen Schirmen vorn und hinten nennt Jakow

sie Miss «Hello-and-Goodbye».
Lidia spricht schon als kleines Kind in allen drei Sprachen, die sie ständig durcheinanderbringt, ihr Vater beherrscht außerdem das Französische, die Sprache des russischen Adels, und das Deutsche, das er von seiner baltendeutschen Mutter Anna von Ehrenstreit gelernt hat. In der Wohnung steht ein kostbarer Flügel, auf dem

Matilda, eine große
musikalische Begabung, Chopin
und Mozart spielt. Oft empfängt
man Gäste, polnische
Intellektuelle, Musiker,
Dichter. Jakow wird erlaubt,
Schweden und England zu
bereisen, wo er sich heimlich
mit Aktivisten der dortigen
revolutionären
Arbeiterbewegungen trifft. Das
hindert ihn nicht daran, in
Warschau auf großem Fuß zu

leben, mit seiner Familie Ferien in dem eleganten polnischen Kurort Łazienki zu machen. Eine Luxusverbannung, die 1915 mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Warschau endet. Jakow darf nach Mariupol zurückkehren, er ist nach zwanzig Jahren wieder ein freier Mensch. Kurz nach der Rückkehr in die alte Heimat wird Sergej geboren, der Bruder meiner Mutter.

Mariupol ist zu dieser Zeit eine multikulturelle Stadt. Ukrainer, Russen, Griechen, Italiener, Franzosen, Deutsche, Türken, Polen, viele sind Juden. Die Stadt liegt auf einem Hügel, von jeder Stelle aus sieht man das Asowsche Meer, das berühmt ist für seinen Fischreichtum. Wenn die riesigen Stör- und Zanderschwärme vorüberziehen, scheint das

flache Wasser zu kochen.

Ganz unten am Strand leben die Fischer, etwas oberhalb von ihnen, den Hügel hinauf, die Arbeiter, vor allem Hafenarbeiter. Holzhütten, Erdhütten, Schuppen, Verschläge, in denen Menschen wohnen, dicht gedrängt, in bitterer Armut. Es gibt keine Kanalisation, keine Elektrizität, das Wasser müssen die Menschen mit Eimern aus einer

Quelle schöpfen. Matschiger Boden, Gestank, Stechmücken. Die hungrigen Kinder spielen im Dreck, die Väter trinken. Es grassieren Malaria, Cholera und Typhus. Nachts brennen in den Hütten Kienspäne.

Auf der dritten Ebene über dem Meer kleben die Hütten und Verkaufsstände der mittellosen Juden. Hier findet man die begehrten Streichhölzer, Schnürsenkel,

Rasierpinsel, Petroleum, rostige
Nägel, Büchertrödel, Melonen,
Maiskolben, Hirse, Salzsteine,
Gebetsriemen, alles nur
Denkbare und Udenkbare.
Auch hier überall Kinder,
halbnackt, schmutzig und
hungrig, die Jungen mit
Bejkeles an den Schläfen.

Etwas abseits, hinter dem
Hafen mit seinen Schiffen und
Verladekränen, stehen zwei
große Eisenhüttenwerke,

erbaut von den Franzosen. Die Menschen, die hier arbeiten und in einer eigenen Siedlung wohnen, sind etwas besser gestellt als die Hafenarbeiter. In den gemauerten Häusern gibt es Strom und Wasser, der Lohn reicht immerhin zum Sattwerden. Die Fabrikschlote spucken Tag und Nacht ihren Dreck hinauf zur Stadt, die Sirenen, die am Ende jeder Schicht ertönen, ersetzen den

Mariupolern die Uhr.

Jakow lebt mit seiner Familie in der «oberen Stadt», die bis zur Revolution dem Mittelstand und der Oberschicht vorbehalten ist. Hier gibt es Restaurants und Bars, einen Club «Soleil», Hotels, die «Continental» und «Imperial» heißen, es gibt griechische Tavernen und italienische Trattorien, Theater, einen großen Bazar und teure

Geschäfte, eine Vielzahl
russisch-orthodoxer Kirchen,
eine Kathedrale, Synagogen,
eine von den italienischen
Einwohnern erbaute römisch-
katholische Kirche und einen
polnischen Kos'ciół. Durch die
Straßen fahren Droschken, es
werden Lose und heiße
Fischpiroggen verkauft,
Zigeunerinnen bieten ihre
Handlesekünste an, sonntags
spielt im Stadtpark eine

Blaskapelle.

Giuseppe De Martino, Matildas Vater, der schwerreiche italienische Kaufmann, hat seiner Tochter und ihrer Familie einen Flügel seines Hauses in der Nikolajewskaja Uliza zur Verfügung gestellt, eines der repräsentativsten Häuser der ganzen Stadt. Noch luxuriöser ist nur noch die «Weiße Datscha», in der Matildas

Schwester Angelina mit ihrem griechischen Mann und ihren Kindern wohnt. Die glanzvollsten Bälle und Gartenfeste von Mariupol finden in der «Weißen Datscha» statt, man veranstaltet Konzerte und Wohltätigkeitslotterien. Matilda dagegen wohnt bei ihren Eltern und gibt Klavierunterricht, Jakow, der studierte Jurist, hat nur eine Arbeit als

Anwaltsgehilfe gefunden. Nach ihrer Rückkehr hat er sofort wieder seine alten politischen Aktivitäten aufgenommen, sich erneut mit den Bolschewiki zusammengetan, der verbotenen Fraktion der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands. Wie es möglich war, dass Jakow als überzeugter Bolschewik die Tochter eines Großkapitalisten geheiratet hat und, wie ich nun

erfahre, mit seiner Familie
sogar unter dem Dach seines
zum Klassenfeind gehörenden
Schwiegervaters lebt – darüber
schreibt Lidia nichts. Es wird
für mich nicht der einzige
blinde Fleck in ihren
Aufzeichnungen bleiben.

Teresa Pacelli, Matildas
reiche Mutter, blickt auf ihren
aus dem verarmten
ukrainischen Adel stammenden
Schwiegersohn herab. Sie

rümpft die Nase darüber, dass Jakows Familie außer der Kinderfrau Tonja keine Dienstboten hat und Menüs mit nur drei, vier Gängen zu sich nimmt. In Warschau hat ihre Tochter offenbar eine großzügige Apanage bezogen, jetzt, wieder zu Hause, muss sie Klavierstunden geben, um Geld zu verdienen.

Überhaupt scheint das Haus meiner italienischen

Urgroßeltern Teresa und Giuseppe ein Sammelbecken für verarmte Verwandte zu sein. Zu den Mitbewohnern gehört außer Jakows Familie Onkel Federico, ein Bruder von Matilda, der seinem Vater bei der Führung der Geschäfte hilft und eine bescheidene Suite bewohnt. Außerdem sind da die «kleine Oma» aus der Familie Pacelli und die «große Oma» aus der Familie Amoretti. Die

«große Oma» verdankt ihren Spitznamen ihrer imposanten Körpergröße und ihrem prächtigen, bis zu den Kniekehlen reichenden Zopf. Früher war sie mit einem russischen Aristokraten verheiratet, der sein gesamtes Vermögen im Roulette verspielte und schließlich an Lungentuberkulose starb. Seitdem lebt die früh verwitwete, mittellos

gewordene «große Oma» im Haus ihrer Schwester Teresa. Die «kleine Oma» hatte ein ähnliches Schicksal ereilt. Sie war tatsächlich sehr klein und zart, ihr Gesicht von berückender Schönheit, aber ihren Körper verunstaltete ein Buckel. Ihr Vater, der mehrere Weingüter besaß, hatte ihr eine hervorragende Ausbildung ermöglicht, sie sprach mehrere Sprachen, fiel durch ihre

geistreiche Rede und ihre
ausgesuchten Manieren auf
und wurde Hofdame der
Zarenmutter Maria
Fjodorowna. Die verheiratete
sie nach einiger Zeit mit einem
blendend aussehenden, aber
bettelarmen Offizier, der sich
jedoch nicht damit abfinden
konnte, eine Bucklige zur Frau
zu haben. Er verprasste ihre
gesamte Mitgift und
verschwand auf

Nimmerwiedersehen. So tauchte die «kleine Oma» eines Tages wieder in Mariupol auf. Sie hatte ihr Desaster nicht verkraftet und war wunderbarlich geworden. Auf Fragen antwortete sie höchst einsilbig, gewöhnlich sagte sie: «Ich weiß nicht, ich weiß überhaupt nichts.» Die meiste Zeit über schwieg sie.

Der Teil des Hauses, in dem die Eigentümer selbst wohnen,

Lidias und Sergejs Großeltern, gleicht einem Museum, in dem man Dinge aus allen Teilen der Welt bewundern kann. Seide aus China, Teppiche aus Indien, Elfenbeinfiguren aus Afrika, kostbare Mosaiken und Truhen aus Persien, furchterregende Masken aus Ceylon, riesige Muscheln, in denen man ferne Meere rauschen hört, arabische Wandteppiche, japanische Porzellanfiguren, venezianische

Kristallschalen und vieles mehr, was Teresa und Giuseppe von ihren Schiffsreisen mitgebracht haben. Auf den Tischen stehen Obstkörbe und Vasen mit frischen Blumen, im Salon, wo Gäste empfangen werden und wo musiziert und getanzt wird, hängt ein gerahmtes Porträt der russischen Zarenfamilie inmitten einer italienischen Ahnengalerie, darunter ein Kardinal in roter Robe und ein

italienischer Botschafter in Portugal. Auch Giuseppes Vater ist zu sehen, der neapolitanische Steinmetz, ein Mann mit riesigen Schultern, kahlem Schädel und einem Monokel im Auge. Das spiegelglatte Intarsienparkett im Salon ist für Lidia eine Schlitterbahn, auf der sie heimlich Rutschpartien macht. Am meisten faszinieren sie zwei Trumeaus, die sich in einem der

Zimmer gegenüberstehen.
Wenn sie sich vor einen der
beiden Spiegel stellt, wird ihr
Bild vom zweiten Spiegel
zurückgeworfen, dieses wieder
vom ersten und so weiter,
sodass sie sich in unendlicher
Wiederholung sieht.

Zu den Dienstboten der
Großeltern gehören zwei
Zimmermädchen, eine Köchin,
eine Wäscherin, ein
Hausmeister, ein Kutscher und

ein Chauffeur. Allein die Zimmermädchen haben das Recht, die Herrschaften direkt anzusprechen, alle anderen dürfen nur über die Zimmermädchen mit ihnen in Verbindung treten. Einmal schaut Lidia in die Küche, wo die Dienstboten gerade schwatzend beim Mittagessen sitzen. Bei ihrem Anblick verstummen sie. «Was ist gefällig, Madame?», fragt eines

der Zimmermädchen. Jemand flüstert: «Wo ist hier eine Madame?! Die isst doch das Gnadenbrot ihrer Großeltern.» Lidia ist gekränkt. «Mein Vater arbeitet», sagt sie trotzig. Die Köchin bietet ihr eine Handvoll Sonnenblumenkerne an, Lidia läuft davon.

Draußen im Hof, in dem später auch meine Mutter spielen wird, hört man die Stimmen und Geräusche aus

der angrenzenden
Böttcherwerkstatt, die hinter
einem Wall aus dunklen
Zypressen auf dem
Nachbargrundstück liegt. Es ist
die Werkstatt der jüdischen
Familie Bronstejn, doch in
jenen Tagen weiß noch
niemand, dass aus dieser
Familie einer stammt, der sich
später Leo Trotzki nennen und
dessen Neffe eine nicht
unbedeutende Rolle in Lidias

Leben spielen wird. Es duftet nach Flieder und wilden Rosenbüschen, an der Fassade des Hauses rankt sich Wein empor. Im hinteren Teil des Hofes befindet sich der Pferdestall mit den drei Pferden, die der Kutscher füttert und täglich striegelt, in der Remise stehen zwei Kutschen – eine für festliche Ausfahrten, eine für gewöhnliche – und ein großer

Pferdeschlitten für den Winter.
An die Remise ist eine Garage
angebaut. In ganz Mariupol
gibt es damals zwei Automobile,
eines davon gehört Lidias
Großvater Giuseppe.

Vor ihrer Mutter Matilda hat
Lidia immer ein wenig Angst,
obwohl sie sie nie bestraft,
nicht einmal tadelt. Sie schaut
sie immer nur mit ihren halb
strengen, halb spöttischen
Augen an, sodass Lidia nie

genau weiß, ob sie ihr Verhalten missbilligt oder sich bloß über sie lustig macht. Nie fiele es ihr ein, Schutz, Wärme, Zärtlichkeit bei ihrer Mutter zu suchen. Das alles bekommt sie von ihrer ukrainischen Kinderfrau Tonja, die sie herzt und zum Lachen bringt. Von ihr lernt sie die ukrainische Sprache, die für die Eltern nur ein primitiver russischer Dialekt ist, Lidia aber später

retten wird.

Lidia ist oft allein. Die Mutter hat viele Klavierschüler, die man den ganzen Tag Tonleitern und Etüden üben hört. Der Vater ist entweder in der Kanzlei oder geht zu den Geheimtreffen der Bolschewiki, nie hat er Zeit. Sergej ist noch zu klein, um mit Lidia zu spielen, der Stiefbruder Andrej schon erwachsen. Er wird in die Fußstapfen des Vaters

treten und schon bald in den Bürgerkrieg ziehen – gleich in den ersten Tagen kommt er um.

Die anderen Kinder, die von ihren Müttern Märchen vorgelesen bekommen, beneidet Lidia. Ihre eigene Mutter tut das nie. Vielleicht trägt das dazu bei, dass sie sich bereits mit fünf Jahren das Lesen beibringt, ohne fremde Hilfe. Wie ihr das gelingt, weiß sie später nicht mehr. Sie tastet

sich mit dem Finger über die Zeilen, studiert Buchstabe für Buchstabe, so lange, bis sich ihr nach und nach die einzelnen Buchstabenreihen erschließen. Sie ist völlig berauscht, liest und liest. Nach den Märchen holt sie sich Bücher aus der Bibliothek ihrer Eltern. Schon mit sechs, sieben Jahren kennt sie Dostojewskis «Njetotschka Neswanowa», Iwan Krylows Fabeln, Leskows «Geschichte

vom Tulaer schielenden Linkshänder und vom stählernen Floh». Sie taucht ein in die Welt der Erwachsenen, fest davon überzeugt, dass sie jedes Wort in den Büchern versteht.

Schon in Warschau, als Lidia drei Jahre alt war, hatte die Mutter begonnen, ihr Klavierunterricht zu erteilen. Lidia hasst es, Tonleitern und Fingersätze zu üben, aber sie

komponiert. Sie braucht dazu gar nicht viel tun, aus einem Akkord ergibt sich der nächste, sie muss bloß den Tönen folgen, die sie im Innern hört. Es ist wie mit dem Lesen – nur dass sie am Klavier nicht mit den Augen liest, sondern mit den Ohren. Auf dem Klavier sind die Buchstaben Töne, die sich zu Wörtern und Sätzen verbinden. Einmal steckt die Mutter den Kopf durch die Tür. «Warum

spielst du ein so kompliziertes Stück?», fragt sie. «Das ist zu früh für dich.» Sie hat keine Ahnung von den Talenten ihrer Tochter.

Abends, nach getaner Arbeit, versammelt Großvater Giuseppe oft die Familie um sich. Seine auf See geborenen und danach weggegebenen Söhne und Töchter kommen vorbei, manchmal auch Eleonora, eine Pianistin, die in

Petrograd lebt. Es wird gegessen, getrunken, geplaudert, das Hauptthema ist fast immer die Politik, das sich schon ankündigende Inferno der Revolution. Zwischendurch setzt sich jemand an den Jakob-Becker-Flügel und spielt. Irgendwann sagt der Großvater: «Komm, Matilda, sing uns was.» Lidias Mutter hat eine ungewöhnlich schöne, dunkle Stimme, einen warmen

Kontra-Alt, mit dem sie neapolitanische Lieder singt, Opernarien, Romanzen von Tschaikowsky und Rubinstein. Begleitet wird sie meistens von ihrem Bruder Valentino.

Nichts in meinem Gedächtnis antwortet, während ich vom Gesang der Mutter meiner Mutter lese. Dabei ist es unmöglich, dass meine Mutter mir nichts davon erzählt hat, denn von dort muss es

hergekommen sein, ihr eigenes Singen, von ihrer Mutter und zweifellos auch von ihrem Bruder Sergej. Immer sang sie, wenn sie nicht weinte oder entrückt war in ihr unheimliches Schweigen. Sie sang beim Geschirrspülen, beim Fegen, wenn sie vor dem Spiegel stand und ihr Haar aufsteckte. Wir alle sangen, fast jeden Tag auch gemeinsam, und ich habe Ziehharmonika

gespielt, sogar nachts stand ich
auf und spielte, mondsüchtig,
mit dem Notenständer vor mir,
aber mit geschlossenen Augen.
Mein Vater war als Kind
Chorknabe der russischen
Kirche seines Heimatortes
gewesen, später Chorleiter,
und nach der Zwangsarbeit in
Deutschland wurde seine
Stimme zur Quelle unseres
Überlebens. Zuerst sang er für
die amerikanischen Besatzer,

die russische Lieder hören
wollten und ihn mit Naturalien
bezahlten, später verdiente er
Geld als Mitglied eines
Kosakenchors. Vielleicht hatten
meine Eltern schon in Mariupol
gesungen, vielleicht war es das
Zusammenklingen ihrer
Stimmen, in das meine Mutter
sich verliebte. Das jedenfalls
hatten sie gemeinsam, die
schönen Stimmen, die Liebe
zum Gesang, die auch auf uns

übergang, auf mich und meine Schwester, die später Musik studierte und Opernsängerin wurde – sie trat in die Fußstapfen ihres Onkels Sergej, von dessen Existenz sie gar nichts ahnte. In meiner deutschen Schulklasse hatte ich immer die schönste Stimme gehabt, meine Stimme war meine positive Besonderheit, die einzige positive Besonderheit des Russischen,

das ich verkörperte. Und wenn wir zu Hause sangen, meine Mutter, mein Vater, meine Schwester und ich, wenn unsere Stimmen ineinanderflossen, dann gehörten wir zusammen, bildeten eine Familie, ein Wir, das es sonst nie gab.

Die Singstimme ihrer sonst so kühlen Mutter, schreibt Lidia, war voller Wärme, voller Magie und Zärtlichkeit. Matildas

Gesang war Lidias größtes Kinderglück. Zwar las sie ihr keine Märchen vor, aber wenn Tonja die Kinder zu Bett gebracht hatte, kam sie noch einmal ins Zimmer, um gute Nacht zu sagen. Bevor sie wieder ging, setzte sie sich in den Sessel am Fenster und begann, leise zu singen, russische und italienische Schlaflieder, «Spi mladjenez, moj prekrasnyj, bajuschki

baju ...», «Ninna nanna, ninna
oh, questo bimbo a chi lo do ...»
Das bedeutete Geborgenheit,
Heimat für Lidia, die dunkle,
geheimnisvolle Stimme ihrer
Mutter, die sie am Ende jedes
Tages selig einschlafen ließ.

Morgens versucht die
Mutter, den
undurchdringlichen schwarzen
Wust auf Lidias Kopf zu
entwirren. Sie arbeitet mit
verschiedenen Kämmen und

Bürsten, um Ordnung in das widerspenstige Kinderhaar zu bringen. «Du bist unsere kleine Hexe», scherzt sie und ahnt nicht, wie ernst ihre Tochter diese Worte nimmt. Seit ihrer Märchenlektüre weiß sie, dass Hexen fliegen können, und insgeheim ist sie davon überzeugt, dass auch sie das kann. Als einziges Mädchen rennt sie mit den Nachbarsjungen über die

Dächer der eng
zusammenstehenden Häuser in
der Straße, springt von einem
Dach zum nächsten. Manchmal
rutschen die Ziegeln unter den
Füßen davon, die Jungen
schreien, aber Lidia hat keine
Angst. Sie springt in der
Gewissheit, dass ihr nichts
passieren kann, dass die
Gesetze der Schwerkraft für sie
nicht gelten.

Eines Tages klettert sie allein

auf ein Dach und macht einen Schritt in die Luft. Sie hat Glück. Sie fällt nicht auf das Kopfsteinpflaster, sondern in einen Sandhaufen, der genau an dieser Stelle unten auf der Straße liegt. Ihre Karriere als Hexe endet mit schweren Prellungen und einer Gehirnerschütterung.

Im Sommer schickt Matildas Bruder Valentino oft eine Pferdekutsche, die Matilda und

die Kinder abholt und auf seine Datscha bei Mariupol bringt. Die Datscha liegt auf einem Hügel in einem riesigen Garten, von der Dachterrasse sieht man hinunter auf das blinkende blaue Meer, den weißen Strand und die Schiffe im Hafen. Im Hof des Hauses plätschert ein Brunnen, die Freitreppe wird von zwei steinernen Löwen bewacht. Den Garten, der hinunterreicht bis zum Meer,

pflegt ein Gärtner namens
Erich Klarfeld, den Valentino
extra aus Deutschland hat
kommen lassen und der in
einem kleinen Haus auf dem
Grundstück wohnt. Der ganze
Garten ist von Alleen
durchzogen: Es gibt eine
Schattenallee, in der es immer
kühl ist, weil nie ein
Sonnenstrahl durch das grüne
Dach der Bäume dringt, und
eine Sonnenallee, an der

zwischen Rosensträuchern
Liegestühle stehen, für
Sonnenbäder, mit denen
verschiedene
Wintererkrankungen kuriert
werden. Andere Alleen sind von
Obstbäumen und
Beerensträuchern gesäumt,
wieder andere führen durch
kleine Blumenmeere, die in
kunstvoll zusammengestellten
Farben leuchten, zu jeder
Jahreszeit anders. Über eine

schmale Steintreppe gelangt man hinunter zum Strand mit den Umkleidekabinen. Wenn abends Gäste kommen, ist der Garten von bunten Lichtergirlanden erleuchtet, es werden italienischer Rotwein, Krimsekt und selbstgemachtes Eis gereicht.

An diesem Ort verbringt Lidia die schönsten Zeiten ihrer Kindheit. Onkel Valentino spielt Domino mit ihr und lässt sie auf

seinem Rücken reiten, die Mutter ist in seiner Gegenwart wie verwandelt, beschwingt und zugänglich. Obwohl ihr Bruder für alles Personal hat, pflückt sie selbst Beeren und kocht Warenje draußen in der Sommerküche. Abends stellt Valentino das Grammophon an, er legt Platten auf und tanzt mit Matilda auf der Terrasse. Unvermittelt fügt Lidia hinzu, dass ihr Vater die Datscha

seines Schwagers niemals betreten hat. Der Satz bleibt ohne Erklärung in der Luft hängen, aber wenn es in Lidias Aufzeichnungen die Andeutung einer Liebesbeziehung zwischen ihrer Mutter und deren Bruder Valentino gibt, dann ist es diese Stelle.

Im Winter liebt Lidia am meisten die Ausfahrten im Schlitten, die gefallen ihr noch besser als Autofahren. Wenn

draußen Schnee liegt, möchte sie am liebsten jeden Tag in den Schlitten steigen, um, eingehüllt in ihren Pelz, durch das stiebende Weiß zu fliegen, voran die schnaubenden Rösser mit den klirrenden Glöckchen am Geschirr. Als sie es einmal wagt, ihre Großmutter um eine zusätzliche Ausfahrt zu bitten, sieht diese ihre Enkelin herablassend an. «Habt ihr etwa Pferde, habt ihr einen

Kutscher? Ihr habt gar nichts, ihr seid Parasiten.»

Lidia ist außer sich. Sie weiß, dass Parasiten Wanzen und Flöhe sind. Sie stürmt zum Kabinett des Vaters, den man bei der Arbeit nicht stören darf, aber diesmal vergisst sie sogar das Anklopfen. «Papa, die Großmutter hat gesagt, dass wir Parasiten sind. Stimmt das?», fragt sie außer Atem. Der Vater nimmt seine Brille ab

und sieht sie mit seinen ernsten grauen Augen an. «Ja, Tochter, das stimmt», sagt er. «Wir leben in einer ungerechten Gesellschaft. Aber das wird sich bald ändern. Nach der Revolution wird es keine Reichen und keine Armen mehr geben, und dann werden wir auch keine Parasiten mehr sein.»

Von da an wartet Lidia ungeduldig auf die Revolution.

Und sie muss nicht lange warten. Schon wenige Wochen später ist es so weit. Es beginnt fröhlich, ganz unspektakulär. In den Straßen sieht man lachende Menschen, die neue, unbekannte Lieder singen und rote Fähnchen schwenken. Auch Lidias Eltern feiern zusammen mit den Großeltern und den anderen Verwandten. Sie singen die Marseillaise und stoßen mit Sekt an. Auf die

Freiheit! Das Porträt der Zarenfamilie im Salon ist bereits abgehängt. Man ist glücklich, dass sie endlich da ist, die neue, demokratische Zeit.

Beim Lesen frage ich mich, wie ich das zu verstehen habe. Waren die Großeltern naiv, wussten sie nicht, was ihnen blühte? Begriffen sie nicht einmal, für welche politischen Ziele ihr Schwiegersohn stand,

dem es um die Abschaffung von genau solchen ging wie ihnen?

Schon ein paar Tage später wird geschossen. Menschen bewaffnen sich mit Steinen, werfen Fenster ein.

Aufgebrachter Pöbel versucht, auch das Haus der reichen De Martinos zu stürmen. Dem Hausmeister gelingt es, den Volkszorn zu beschwichtigen, noch steht er zu seinen Herrschaften, aber es ist das

letzte Mal vor dem Beginn der Plünderungen, der Anarchie, des Terrors, der ständigen Angst. Mariupol ist umkämpft von verschiedenen politischen Gruppierungen und Banden, mal reißen die einen, mal die anderen die Macht an sich. Die Menschen verstecken sich in Kellern und Erdlöchern, um sich vor den Schießereien auf den Straßen zu retten. Die jeweiligen Sieger geben sich

durch eine Fahne zu erkennen, die sie auf dem Bankgebäude hissen. Die Zarenflagge steht für die Weiße Garde, die rote für die Bolschewiki, die gelb-blaue für den Nationalisten Simon Petljura, die schwarze für den Anarchisten Nestor Machno. In den fünf Jahren des Bürgerkriegs wechselt in Mariupol siebzehnmals die Verwaltungsmacht. Am gefährlichsten sind die Sieger,

die ohne Fahne auskommen.
Bei ihnen muss man sich auf
besonders brutale Überfälle
und Plünderungen gefasst
machen.

Im Haus meiner noch nicht
geborenen Mutter hat sich alles
verändert. Matilda ist allein
zurückgeblieben mit ihren zwei
Kindern, ihr Mann Jakow und
ihr Stiefsohn Andrej kämpfen
im Bürgerkrieg auf der Seite
der Bolschewiki. Nach und

nach verschwinden auch alle Dienstboten, nicht ohne mitgehen zu lassen, was sie schleppen können. Als Lidia einmal die Badezimmertür öffnet, wickelt die Köchin Darja gerade die Waschschüssel der Großmutter in deren seidenen Morgenmantel und versenkt beides in einem großen Korb. «Aber das gehört doch Großmutter!», ruft Lidia entgeistert aus. Die Köchin:

«Wir leben jetzt im Kommunismus, deins ist auch meins.» Sie überlegt einen Moment und fügt hinzu: «Aber meins ist nicht deins.»

Eines Nachts sieht Lidia durch einen Türspalt ihren Großvater und seinen Sohn Federico unter einer Lampe sitzen, vor ihnen auf dem Tisch ein Berg Goldmünzen. Sie machen kleine Stapel aus den Münzen und rollen sie in

Zeitungspapier ein. «Jetzt verpisst sie sich, deine feine Verwandtschaft, das Kapitalistenpack!», zischt eines der noch anwesenden Zimmermädchen Lidia im Vorübergehen zu. Am nächsten Tag sind die Großeltern und Onkel Federico tatsächlich verschwunden, offenbar für immer. Jedenfalls erwähnt Lidia sie nicht mehr, hinterlässt mir einen weiteren blinden Fleck.

Immerhin weiß ich jetzt, dass meine Mutter ihre italienischen Großeltern nicht mehr kennengelernt hat, dass sie nicht mehr da waren, als sie geboren wurde. Vielleicht hatte man sie ermordet oder in ein Lager gebracht, vielleicht war es ihnen gelungen, mit ihrem Gold zu fliehen.

Fast jeden Tag betreten nun ungebetene Gäste das feudale Haus in der Nikolajewskaja

Uliza, sie gehen umher,
schauen, suchen etwas. Eines
Abends tauchen zwei
bewaffnete Männer auf und
beginnen, mit ihren Bajonetten
den Telefonanschluss im Flur
aus der Wand zu brechen.
«Warum tun Sie das?», will
Matilda wissen und bittet die
Männer um ihre Dokumente.
Einer der beiden hält ihr seine
Faust vors Gesicht: «Das ist das
Dokument.» Dann deutet er auf

seinen Revolver: «Und das ist das Argument.»

Ständig werden neue Organisationen gegründet. Einmal kann man auf der Hauptstraße eine Art Demonstration beobachten. Ein Dutzend junger Frauen und Männer rennen über die Straße, alle splitternackt, sie tragen jeweils nur ein rotes Spruchband über der Schulter: «Schluss mit der Scham!» Die

Zuschauer lachen und johlen.
Lidia und Sergej sammeln
derweil Kugeln und Patronen
von der Straße auf und spielen
Rote und Weiße. Lidias
Freundin Mascha sagt: «Ich
kann nicht mehr mit dir spielen.
Deine Mutter ist eine Weiße,
meine ist eine Rote.»

Der einzige Diensthote, der
noch im Haus ist, ist der
Chauffeur. Eines Tages lädt er
Lidia zu einer Spazierfahrt in

Großvaters Auto ein. Lidia ist schon lange nicht mehr Auto gefahren, sie ist begeistert. In ihrem leichten Sommerkleid, barfuß, wie sie ist, klettert sie auf den Rücksitz des Cabriolets. Der Chauffeur jagt den Wagen mit hoher Geschwindigkeit über die Straßen, bald sind sie draußen vor Onkel Valentinos Datscha. Der Chauffeur hält am Wohnhaus des deutschen

Gärtners, steigt wortlos aus und lässt Lidia allein. Was hat er vor? Hat er die Enkelin seiner ehemaligen Arbeitgeber als Geisel genommen, verhandelt er mit dem Gärtner Valentinos Vermögen? Die Datscha sieht verwaist aus, die Fensterläden sind geschlossen, aus den Ritzen des Pflasters wächst Unkraut – von Onkel Valentino keine Spur. Lidia streift umher, es wird schon

dunkel, sie beginnt zu frieren.
Schließlich verkriecht sie sich
in einem Haufen
Sonnenblumenkerne, in dem
noch die Wärme des Tages
gespeichert ist. Sie wird müde
und schläft ein. Irgendwann
wird sie vom Licht einer
Taschenlampe geweckt, die ihr
der Chauffeur ins Gesicht hält.
«Wir fahren wieder, Madame»,
sagt er. Er grinst höhnisch und
verbessert sich: «Ich meine

natürlich: ehemalige Madame.»
Er bringt Lidia zurück nach
Hause, lässt sie aussteigen,
braust mit dem Auto des
Großvaters davon und kommt
nie wieder. Als Lidia barfüßig,
schmutzig und zitternd vor
Kälte das Haus betritt, stößt
Tonja einen Schrei der
Erleichterung aus. Sie und die
Mutter hatten das Kind seit
Stunden gesucht und schon für
immer verschwunden geglaubt

in den nächtlichen Wirren der Stadt.

Eines Morgens wird Lidia von lauten Geräuschen geweckt. Sie springt aus dem Bett und läuft im Nachthemd hinüber zum Salon, aus dem die Geräusche kommen. Dort erblickt sie einen fremden Mann, der einen zylinderartigen Lederhut trägt, eine schwarze Feldbluse, eine Reiterhose und Stiefel. An

seinem Gürtel baumeln leere
Dolchscheiden und eine
Granate. Er fuchtelt mit einem
Säbel herum, der Säbel
beschreibt Kreise in der Luft
und gibt ein beängstigendes
Pfeifen von sich. Manchmal
geht die Schneide auf einen der
Sessel nieder, dann hört man,
wie der Bezug mit einem leisen
Knall zerplatzt. Lidia entdeckt
ihre Mutter und Tonja, die sich
verängstigt in einer

Zimmerecke

zusammengedrängt haben. Der Mann brüllt: «Ich verlange, dass man mir sofort eine Hose bringt. Und zwar eine schwarze. Sonst seid ihr tot.»

Matilda versichert ihm, dass sie keine schwarze Hose haben, dass man ihnen bereits alles weggenommen hat, aber der Mann glaubt ihr nicht und wird immer wütender. Plötzlich öffnet sich leise die

Dienstbotentür, und im Salon erscheint die «kleine Oma». Sie ist korrekt gekleidet und frisiert, wie immer. «Was geht hier vor?», fragt sie höflich. «Was können wir für Sie tun, mein Herr?» Dem Einbrecher schlägt es für einen Moment die Sprache, dann wiederholt er seine Forderung nach einer schwarzen Hose, nun schon weniger laut. «Wunderbar, junger Mann», erwidert die

«kleine Oma», «wenden Sie sich bitte an ein Konfektionsgeschäft.» Mit diesen Worten nickt sie dem Fremden freundlich zu und verschwindet wieder, ebenso leise und unmerklich, wie sie aufgetaucht ist. Matilda ist bleich geworden, sie fleht den bewaffneten Mann um Nachsicht an: «Verzeihen Sie, eine alte Frau, die nicht mehr ganz bei sich ist ...» – «Aber so

vornehm», erwidert der
fassungslos, «so vornehm ...»
Unsicher blickt er um sich,
greift sich schnell einen
Bronzeleuchter, der noch auf
einer Konsole im schon fast
ausgeplünderten Salon steht,
und stürmt davon.

Ein anderes Mal brechen
zwei Betrunkene ein, die nach
Alkohol verlangen. In der
Küche finden sie noch eine
Flasche Branntwein. Sie

trinken sie leer und wollen anschließend Eier braten. Sie stellen eine venezianische Kristallschale aufs Feuer und schlagen die Eier hinein. Natürlich zerplatzt die Schale, mit einem lauten Klirren. Die Betrunkenen biegen sich vor Lachen und brüllen ein ums andere Mal: «Tod der Bourgeoisie! Tod der Bourgeoisie!»

Im Haus geht schon lange ein

und aus, wer will, die einstigen
Besitzer haben nichts mehr zu
sagen. Vorübergehend bezieht
der Sekretär von Semjon
Budjonnyj, dem Anführer der
Roten Reiterarmee, Großvater
Giuseppes ehemaliges Büro, ein
Glücksfall für die
Hausbewohner, weil seine
Anwesenheit sie zumindest für
kurze Zeit vor Überfällen
schützt. Mal quartiert sich
irgendein General mit seiner

Geliebten ein, mal die Ehefrau eines Geheimdienstlers, die die letzten Uhren und Spiegel mitgehen lässt, als sie wieder verschwindet.

Wenn Tonja sonntags in die Kirche geht, begegnet sie Leuten, die die Kleider von Lidias Eltern und Großeltern tragen. Einmal sieht sie ein Mädchen in dem weißen Polarfuchsmäntelchen, das Lidia immer auf

Schlittenausfahrten getragen hat. Aber inzwischen gibt es auch keinen Schlitten mehr, die Remise ist leer. Die Kutschen samt den Pferden und der Schlitten wurden von Nestor Machnos Schwarzer Armee geraubt.

Eines Tages erscheinen Leute aus irgendeinem Komitee, um die «Überreste bourgeoisen Eigentums» ganz legal zu konfiszieren. Die gute Tonja hat

die lebenswichtigsten Dinge in einer großen Truhe verstaut und erklärt den Herren, dass der Inhalt dieser Truhe ihr persönliches Eigentum sei. Ihr, der Proletarierin, dürfen sie nichts wegnehmen. Während sie die Räume inspizieren und alles, was ihnen zwischen die Finger kommt, in riesigen Säcken verschwindet, schreit Tonja immer wieder auf: «Nein, das will ich haben, mir steht

auch was zu vom Volkseigentum!» Die Möbel und Teppiche werden auf Pferdefuhrwerke geladen, auch Lidias geliebte Trumeaus. Die Lüster werden von den Decken, die Vorhänge von den Fenstern gerissen. Zuletzt wird auch der Flügel hinausgetragen. Für immer, schreibt Lidia, verschwindet die Musik aus dem Haus.

Als Lidia einmal mit Tonja in

der Stadt unterwegs ist, auf der ewigen Jagd nach Nahrung, kommen sie am einstigen Unternehmerclub vorbei, der jetzt «Werkstätigenpalast» heißt, wie auf einer Sperrholzplatte am Eingang zu lesen ist. Tonja betritt beherzt das Gebäude, mit Lidia an der Hand. Eine Marmortreppe mit einem roten Läufer führt ins obere Stockwerk hinauf. Überall Männer in Stiefeln,

Lederjacken und Ledermützen,
durch offene Türen blickt man
in luxuriös eingerichtete
Räume. In einem davon erkennt
Lidia verwundert den
Rokokosekretär ihres
Großvaters und Großmutter
Schminktisch. «Jemine»,
flüstert Tonja, «die Möbels von
dein Opa und Oma.» In einem
leeren Saal, in dem die
Scherben eines zerbrochenen
Fensters auf dem Parkett

liegen, sehen sie den schwarzen Flügel stehen, auf dem Lidia einst gespielt und komponiert hat. Er wird als eine Art Theke benutzt, ist vollgestellt mit leeren Flaschen, schmutzigen Gläsern und Aschenbechern, aus denen Zigarettenkippen quellen. Am Buffet des neuen Werktätigenpalastes bekommt jeder Besucher eine Pirogge umsonst. Lidia schlingt ihre an

Ort und Stelle hinunter, aber die umsichtige Tonja steckt schnell noch zwei weitere davon in ihre Handtasche. Später hört man, dass ein Tschekist Gefallen an dem kostbaren Jakob-Becker-Flügel gefunden hat. Er lässt ihn zu sich nach Hause bringen und schenkt ihn seiner Frau, damit sie darauf spielen lernt.

Obwohl fast niemand mehr etwas besitzt, gehen die

Plünderungen weiter. Matilda beschließt, mit den Kindern und ihrer schwangeren Schwester Eleonora, die vor den Schießereien in Petrograd nach Mariupol geflohen ist, vorübergehend Zuflucht auf der anderen, russischen Seite des Asowschen Meeres zu suchen. Sie ist immer noch überzeugt davon, dass alles, was vor sich geht, nur ein Spuk ist, der jeden Moment wieder

vorbei sein wird. Im Gedränge am Hafen ergattern sie noch vier Plätze auf einem schäbigen alten Schiff, das überfüllt ist von Menschen, die ebenfalls das Weite suchen. Nachts geraten sie in einen Orkan. Das kleine, verrostete Schiff wird zum Spielball der Wellen, es ächzt und knarrt, als würde es jeden Augenblick auseinanderbrechen. Matilda hält sich am Waschbeckenrand

fest und stöhnt, Lidia hat das Gefühl, sie stehe mit dem Kopf nach unten in der Luft. Jemand schreit: «Hilfe, ich kann nicht mehr, werft mich ins Meer!»
Später stellt sich heraus, dass es Giannina Sanguinetti war, eine Verwandte der De Martinos, die außer sich geriet vor Angst und Seekrankheit.

Die Ankunft in Jeisk ist wie ein Traum – eine dunstige Morgensonne über dem

spiegelglatten, friedlichen
Meer, ein stiller weißer Strand.
Nichts mehr erinnert an den
nächtlichen Aufruhr der
Naturgewalten. Fast zwei
Monate Ferien vom
Bürgerkrieg, der in diesem
Landstrich noch nicht
angekommen ist. Eine alte,
behagliche Pension, in der man
täglich eine bescheidene
Mahlzeit zu sich nehmen kann,
bei einem jüdischen Bäcker

gibt es frische, duftende Bagels. Auf dem Markt werden Weintrauben und Pfirsiche verkauft – Lidia hat schon vergessen, dass es so etwas überhaupt gibt. Sie sind den ganzen Tag am Strand, schwimmen und liegen in der Sonne. Allmählich nehmen alle etwas zu und beginnen, wieder sich selbst ähnlich zu sehen. Dann wird Matildas Schwester Eleonora im örtlichen

Krankenhaus von einem Mädchen entbunden. Es hat an jedem der winzigen Händchen nur einen Daumen und einen kleinen Finger, die drei mittleren Finger fehlen – das Kind einer Pianistin, das mit verstümmelten Händen zur Welt kommt. Es muss die Folge der täglichen Ängste und Schrecken sein, die Eleonora während der Schwangerschaft ausgestanden hat.

Die Rückreise über das ruhige, leuchtend blaue Meer ist für lange Zeit das letzte Glück für die Heimkehrer. Alles, wovor sie aus Mariupol geflohen sind, beginnt erst. Schon auf dem Weg vom Hafen erleben sie eine albtraumhafte Szene: Über die Hauptstraße werden Särge getragen, aus denen erstickte Schreie und Klopfschläge dringen. Die Weißgardisten haben rote

Kommissare in die Särge
gesperrt und führen der
Bevölkerung vor, was denen
droht, die mit den Roten
paktieren.

Die Schießereien in der Stadt
sind noch aggressiver
geworden. Mariupol ist zum
wiederholten Mal in der Hand
von Nestor Machno. Seine
Schwarze Armee jagt auf
Tatschankas, schwer
bewaffneten, von Pferden

gezogenen Kampfwagen, durch die Straßen, auf Beutezug. Alle schließen die Fensterläden und verstecken sich, um nicht ermordet zu werden.

Eines Abends stehen Matilda und Tonja am Fenster und flüstern miteinander. Es gibt wieder einmal keinen Strom, im Zimmer nur der flackernde Schein einer Petroleumlampe. Von fern her hört man Schüsse. «Betet, Kinder», sagt Matilda,

«damit keine schlechten
Menschen zu uns kommen.»
Am Kopfende der beiden
Kinderbettchen sind kleine
Ikonen angebracht – bei Lidia
die heilige Märtyrerin Lidia, bei
Sergej der heilige Sergius von
Radonesch. Jeden Abend vor
dem Schlafengehen knien die
Geschwister nieder und
sprechen mit gefalteten
Händen Gebete. Lidia hat sich
an das allabendliche Ritual

gewöhnt und hält Gott für so etwas wie einen Freund der Familie. Manchmal berät sie sich mit ihm. Auch an diesem Abend knien sie sich hin, und Lidia bittet Gott mit Tränen in den Augen um seinen Schutz vor den schlechten Menschen. Zum Schluss bekreuzigt sie sich und kriecht vertrauensvoll, mit dem Gefühl getaner Pflicht, in ihr Bett.

Kurz darauf versucht jemand,

die abgeschlossene Haustür einzuschlagen. Sie ist zwar aus schwerer Eiche, aber die martialischen Schläge lassen keinen Zweifel daran aufkommen, dass sie nicht standhalten wird. Matilda öffnet. Zwei Männer in Zivil stürzen herein, bewaffnet mit Flinten, Bajonetten und Pistolen. Unter wüsten Beschimpfungen fallen sie über Matilda her und verlangen

Geld, Gold, Brillanten. Matilda beteuert, dass sie nichts mehr besitzt, dass man ihr bereits alles abgenommen hat, aber natürlich glaubt man ihr nicht. Die Männer durchwühlen das ganze Haus, im Keller reißen sie mit ihren Bajonetten Konserven auf, weil sie darin Schätze vermuten. Sie werden immer wütender, weil sie nichts finden. «Schlaft, Kinder, schlaft», sagt schließlich einer

von ihnen und befiehlt Matilda, sich an die Wand zu stellen. Dann richtet er seine Pistole auf sie. Matilda sagt nichts, schreit nicht, wehrt sich nicht, wickelt sich nur stumm in ein Wolltuch, stellt sich an die Wand und sieht über die Köpfe der Männer hinweg in die Ferne.

Plötzlich ertönen laute Schritte. «Hände hoch!», schreit jemand. Wieder

kommen Fremde
hereingestürmt, diesmal in
Uniform. Sie entwaffnen die
Einbrecher und stoßen sie
hinaus in den Hof. Man hört
Schreie und Schüsse von
draußen. Später stellt sich
heraus, dass es Tonja gelungen
war, sich in die Küche zu
stehlen, dort aus dem Fenster
zu steigen und Hilfe bei den
«Roten» zu holen.

In dieser Nacht ist Mutters

Haar weiß geworden, schreibt Lidia und löst damit eines meiner Rätsel. Darum also die weißhaarige Frau auf dem Foto mit meiner jungen Mutter.

Matilda war schon weißhaarig, als sie meine Mutter mit dreiundvierzig Jahren zur Welt brachte. Eine weißhaarige Gebärende, eine Weißhaarige, die einen Säugling stillt. Davor hatte sie wahrscheinlich schwarzes Haar gehabt, wie

meine Mutter, wie wohl alle Italiener in der Familie, aber meine Mutter hatte sie nie anders gekannt als so, mit einem Haar, das in einer einzigen Nacht um zwanzig oder dreißig Jahre gealtert war. Auch am Scheitel ihres vierjährigen Bruders entdeckt Lidia am nächsten Morgen ein paar weiße Fädchen, in ihrem eigenen Haar eine weiße Strähne. Das Zeichen der

Todesangst, das sie von nun an alle tragen, nach einer Nacht, in der Lidia ihren Glauben an Gott verloren hat.

Eines Tages, im Sommer des Jahres 1919, taucht unerwartet Jakow auf, Lidias und Sergejs Vater. Er hat heimlich die Bürgerkriegsfront verlassen und bleibt nur eine Nacht. Aber diese Nacht hat schwerwiegende Folgen: Matilda wird schwanger. Das ist

er also, der Anfang meiner Mutter. Er liegt in einer wahrscheinlich heißen, dem Bürgerkrieg gestohlenen Julinacht in einem ausgeplünderten, verwüsteten Haus in der «oberen Stadt» von Mariupol. Ein fünfundfünfzigjähriger Mann und eine zweiundvierzigjährige Frau, deren Haar über Nacht schneeweiß geworden ist vor Grauen, zeugen in einem

Augenblick unvorsichtiger
Selbstvergessenheit ein Kind,
das sie beide nicht wollen
können in dieser Zeit.

Vermutlich sind sie
ausgehungert nach einander,
vielleicht denken sie, dass sie
sich zum letzten Mal in den
Armen halten. Jakows Sohn
Andrej ist bereits umgekommen
im Bürgerkrieg, und er, Jakow,
wird am nächsten Morgen
wieder gehen, seine Frau und

seine zwei Kinder erneut allein zurücklassen, um für den Sieg der Bolschewiki zu kämpfen, der endlich Frieden bringen soll. Zwei Kinder, die nach dieser Nacht schon zu dritt sind, eine Zumutung, ein Desaster für Matilda, die sich zu alt fühlt für eine weitere Schwangerschaft und keine Ahnung hat, wie sie noch ein Kind durchbringen soll.

Das Kirchenregister besagt,

dass meine Mutter am 30. April 1920 in der Kathedrale des heiligen Charlampij getauft wird, der größten und schönsten Kirche Mariupols. Schon bald wird auch dieses Gotteshaus für immer vom Erdboden verschwunden sein, man wird es ausplündern und dann sprengen, wie die meisten anderen Kirchen auch. Die Taufpatin meiner Mutter ist ihre Tante Eleonora, die in Jeisk

das Kind mit den
verstümmelten Händchen
geboren hat, ihr Taufpate ein
Mann namens Paul Haag,
Ehrenbürger von Mariupol. Ein
Deutscher wie Erich Klarfeld,
der Gärtner von Onkel
Valentino. Vielleicht hatte die
Familie eine Affinität zu den
Deutschen, vielleicht durch den
Vater meiner Mutter, den Sohn
der baltendeutschen Anna von
Ehrenstreit? Doch was mochte

ihn, Paul Haag, in die ukrainische Stadt am Asowschen Meer verschlagen haben? Was für besondere Verdienste hatte er sich dort erworben, dass man ihm die Ehrenbürgerschaft der Stadt verlieh, und was hatte ihn so eng mit den Eltern meiner Mutter verbunden, dass sie ihn, einen Deutschen, zum Taufpaten ihres Kindes auswählten?

Ich finde seinen Namen in einer Opferliste im russischen Internet. Er wird im Jahr 1937 als Volksfeind verhaftet und von einer Trojka verurteilt. Hinter dem Urteil stehen die Buchstaben «WMN». Von Konstantin erfahre ich, dass das die russische Abkürzung für *wysschaja mera nakazania* ist, für die Höchststrafe. Trojkagerichte dauern in der Regel nicht länger als fünf

Minuten, das Urteil wird auf der Stelle vollstreckt. Vielleicht kam der Deutsche Paul Haag gar nicht dazu, seine Lage zu realisieren. Er wurde verhaftet, und gleich darauf durchbohrte eine Kugel seinen Kopf.

Mir fällt auf, dass sein Todesjahr mit dem des Vaters meiner Mutter übereinstimmt. Deutet das auf einen Zusammenhang hin, war es womöglich Paul Haag, dessen

Denunziation von Jakow erwartet wurde? Hatte er nur noch die Wahl gehabt, zum Verräter zu werden oder seinem Leben ein Ende zu machen, da er wusste, dass die Geheimpolizei Mittel und Wege finden würde, ihn zum Sprechen zu bringen? Waren Paul Haag und er vielleicht alte Genossen, Weggefährten, die man in einer gemeinsamen Strafakte vereint hatte? Oder

hatte man den Taufpaten
meiner damals
siebzehnjährigen Mutter
einfach deshalb erschossen,
weil er Deutscher war, weil zu
jener Zeit alle Ausländer unter
dem Generalverdacht der
Spionage standen, allein
aufgrund ihrer Herkunft zu
Feinden geworden waren?

Eigentlich, so schreibt Lidia,
sollte die Taufe meiner Mutter
schon einen Tag früher

stattfinden. Aber diesen Tag müssen sie im Keller des Hauses verbringen, weil draußen unentwegt geschossen wird. Man kann nicht vor die Tür, weil es im Hof Kugeln hagelt. Vor der kirchlichen Taufe, bemerkt Lidia lapidar, erhält ihre kleine Schwester die Feuertaufe.

Die Welt, in die meine Mutter hineingeboren wird, ist, wie ich schon vermutet hatte, eine

höchst beengte. Es ist die Zeit der sogenannten Komprimierungen. Lidia hatte gedacht, dass man nur Luft oder Heu komprimieren kann, aber siehe da – auch Menschen ließen sich komprimieren. Zuerst wurde die besitzende Klasse von ihrem mobilen Eigentum befreit, dann kamen die Immobilien an die Reihe. Das ehemalige Haus der Großeltern wird nach und nach

mit immer mehr Menschen
vollgestopft. Niemand in
diesem Haus gehört sich selbst,
die Bewohner sind ein einziger
Körper, dessen Glieder sich in
ständigem Krieg um ein paar
Zentimeter mehr Platz
befinden. An einige der
Bewohner erinnert sich Lidia
noch.

Da ist ein georgischer Militär
mit Frau und mehreren
Kindern, der in

Tscherkessentracht gekleidet ist, an seinem Gürtel trägt er einen Säbel und eine Pistole. Er hat eine Verletzung aus dem Bürgerkrieg und leidet an einem Tick: In kurzen Abständen reißt er seinen Kopf in die Höhe und stößt bellende Laute aus.

Da ist ein Tschekist mit seiner Familie. Man bekommt ihn selten zu Gesicht, er «arbeitet» nachts, am Tag schläft er. Seine

Tochter ist in Lidias Alter und lässt bei jeder Gelegenheit durchblicken, dass sie, Lidia, eine von den «Gestrigen» ist, solche wie sie habe ihr Vater im Bürgerkrieg erschossen.

Zumeist taucht hinter dem Mädchen sogleich die Mutter auf und ruft ihre Tochter zur Ordnung: «Die da ist keine Gesellschaft für dich. Eine Bourgeoise, die aus Versehen übrig geblieben ist.»

Da ist die jüdische Familie Aronow. Drei Mädchen, die wie Puppen ausstaffiert sind, aber schließlich kommt der lang ersehnte Stammhalter zur Welt. Ganz im Geist der Zeit geben die Eltern ihm den Namen Kin – das Kürzel für Kommunistische Internationale. Andere nennen ihre Kinder «Traktor», «Energie», «Lokomotive» oder «Trolen» – die zusammengezogenen

ersten Silben von Trotzki und Lenin.

Und da ist die Familie Wajner mit ihren sechs Kindern. Ljowa und Klara, die zwei Ältesten, sind Tschekisten, beide immer in Leder, mit einer Pistole am Gürtel. Chaim und Etkä, die zwei Mittleren, erkrankten bald an der Schwindsucht und sterben. Rachel und Maim rennen draußen im Hof herum und beschimpfen Lidia und

Sergej als «dekadente, affige Intelligenzler». Lidia pariert: «Und ihr seid primitive, eselige Proletarier.»

Diese und alle weiteren neuen Hausbewohner benehmen sich völlig ungeniert. Wenn in der Küche gerade mal die Wasserleitung funktioniert, trommeln sie bis spät in die Nacht an die Tür, damit man ihnen öffnet und sie sich mit Wasser versorgen

können. Matilda zählt die Eimer, weil die Rechnung für das Wasser sie bekommt. Allerdings versiegt das Wasser im Haus bald ganz, und alle müssen es sich in Eimern draußen an der Pumpe holen. Wenn wieder einmal der Strom ausfällt, sind die Mitbewohner davon überzeugt, dass die bourgeoisen Ex-Eigentümer des Hauses ihn abgestellt haben, weil sie der

Arbeiterklasse Schaden
zufügen wollen. Anfangs
versucht Matilda noch, die
Toilette sauber zu halten, aber
das ist ein aussichtsloses
Unterfangen. Nach kurzer Zeit
ist sie so verdreckt und
verbreitet einen so
infernalischen Gestank, dass
man sie nur noch zunageln
kann.

Über die Rückkehr ihres
Vaters aus dem Bürgerkrieg

erzählt Lidia nichts, sie streift bloß die Tatsache als solche. Vielleicht beeilt sie sich beim Schreiben, weil sie fürchtet, ihr könnte die Lebenszeit nicht mehr reichen, um ihre Geschichte zu Ende zu erzählen, vielleicht erinnert sie sich mit ihren achtzig Jahren auch nur noch vage an die weit zurückliegenden Ereignisse. Nach ihrer Verhaftung achtundfünfzig Jahre zuvor hat

sie ihren Vater nicht
wiedergesehen, er starb,
während sie in der Verbannung
war. «Wir haben uns
getäuscht», hatte er nach Lidias
Verhaftung gesagt, «das alles
haben wir nie gewollt. Ich habe
nicht gekämpft, um meine
Tochter zu verlieren.»

Jewgenia, meine Mutter, sieht
ihren Vater nach seiner
Rückkehr zum ersten Mal.
Womöglich nimmt er die kleine,

in seiner Abwesenheit
geborene Tochter auf den Arm,
und sie fängt an zu weinen, weil
sie sich vor dem fremden Mann
fürchtet. So könnte sie
gewesen sein, die erste
Begegnung zwischen meiner
Mutter und ihrem Vater.

Für seinen Einsatz im
Bürgerkrieg wird Jakow von
den Bolschewiki, den Siegern,
mit einer Stelle als
Untersuchungsrichter belohnt.

Das Gehalt, das er bekommt, hätte bis vor kurzem noch gereicht, um die Familie zu ernähren, aber in einer Zeit galoppierender Inflation ist es nicht mehr viel wert. «Das Geld fällt» – so lauten damals die geflügelten Worte. Niemand weiß, woher und wohin das Geld fällt, noch nie hat es davon so viel gegeben und gleichzeitig so wenig. Wenn Jakow sein Gehalt bekommt,

geht er damit sofort zum Markt und setzt alles in Essbares um, weil man für das Geld vielleicht schon am nächsten Tag nichts mehr kaufen kann. Manchmal wird das Gehalt auch in Naturalien ausgezahlt. Alle tauschen alles gegen Nahrung, als Untersuchungsrichter hat Jakow es ständig mit sogenannten Knebelgeschäften zu tun. Ein Mann, der bereits seine gesamte Habe gegen

Essbares getauscht hat,
verkauft schließlich die Hütte,
in der er wohnt, für zehn
Plinsen.

Zum Glück gibt es das
Asowsche Meer. Sein
Fischreichtum rettet viele vor
dem Hungertod. Die Menschen
waten bis zu den Knien ins
Wasser und halten
Kissenbezüge hinein. Doch
selbst im Asowschen Meer sind
die Fischvorräte nicht

unerschöpflich, allmählich
beginnt auch diese
Nahrungsquelle zu versiegen.
An den Sonntagen, wenn der
Vater frei hat, geht er morgens
mit seiner Angel zum Hafen
und kommt am Abend, wenn er
Glück gehabt hat, mit ein paar
mageren Meergrundeln
zurück.

Einmal treibt Tonja irgendwo
Ölfruchttrester auf. Sie und
Matilda drehen die zähe Masse

durch den Fleischwolf und braten daraus Küchlein in Rizinusöl. Der Schaden ist größer als der Nutzen, weil allen schlecht wird und der Körper den Trester unverdaut wieder ausspeit.

Sergej trägt zur Ernährung bei, indem er draußen mit einer Steinschleuder Krähen schießt, aus denen Tonja dann Fleischsuppe kocht. Das Krähenfleisch ist so zäh, dass

man es, nachdem man lange genug darauf herumgekauert hat, als Klumpen hinunterschlucken muss.

Als der Vater einmal statt des Gehalts einen Sack Pfefferkuchen mit nach Hause bringt, stellt sich heraus, dass sie auf einer Seite verschimmelt sind. Aber auf solche Kleinigkeiten kommt es nicht an. Tonja dämpft das versteinerte Gebäck in der

Pfanne oder kocht Brei daraus.

Viele essen Hunde und Katzen. Nachdem alle Hunde und Katzen aufgegessen sind, kommen die Menschen dran. Man hört von Frauen, die Kinder mit Essbarem in ihr Haus locken und sie töten, um Hackfleisch und Braten aus ihnen zu machen. Als Matilda Sülze, die sie auf dem Markt gekauft hat, zu Hause in Stücke schneidet, stößt sie auf ein

Kinderohr. Man bringt es zur Polizei, aber die kann die Täter nicht fassen. Es wird von einer Frau erzählt, die ihren Säugling umgebracht, das Fleisch gekocht und die Suppe ihren drei anderen Kindern zum Essen vorgesetzt hat. Sie selbst ist hinausgegangen und hat sich im Schuppen erhängt.

Eines Abends klopft es leise an der Tür. Lidia öffnet. Vor ihr steht ein seltsames,

undefinierbares Wesen. Es hat einen stark aufgeblähten Rumpf und zwei nackte Beine, die so dünn sind wie Stiele. Seine Haut ist von einem fast flammenden Orange, der Bauch so prall, dass es scheint, ein Antippen mit dem Finger würde genügen, damit die Bauchdecke aufplatzt und sich ein Schwall Wasser auf den Boden ergießt. Mit kaum hörbarer, heiserer Stimme fragt das Wesen nach

Tonja. Die kommt herbeigestürzt, schreit auf und fängt an zu weinen. Es ist ihre Schwester Marfa, die vor ihr steht. In der Küche zieht sie sie aus, badet sie und verbrennt ihre von Läusen wimmelnden Kleider im Ofen. Zum ersten Mal hört Lidia das Wort «Zwangskollektivierung». Die Enteignungskommandos hatten den Bauern in Marfas Dorf alles weggenommen, was sie

besaßen, bis zum letzten
Hühnerei, bis zum letzten
Getreidekorn. Nur einen Sack
Kürbiskerne hatten sie
übersehen. Nach einigen
Monaten, als die angepflanzten
Kürbisse reif geworden waren,
nahmen alle Dorfbewohner die
orange Farbe an, die man jetzt
an Marfa sieht, die Farbe des
Kürbisfleisches, das zur
einzigen und letzten Nahrung
der sterbenden Menschen

geworden war. Marfas gesamte Familie ist verhungert, nur sie selbst hat es irgendwie bis Mariupol zu ihrer Schwester Tonja geschafft.

Nachdem man sie mit vereinten Kräften etwas aufgepäppelt hat, bringt Tonja sie bei einem Verwandten unter, der in der unteren Stadt in einer Erdhütte wohnt. Er hat im Bürgerkrieg ein Bein verloren, betrachtet das aber

als Glücksfall. «Jetzt können sie mich nicht mehr gebrauchen», sagt er, «das weggeschossene Bein rettet mir den Kopf.»

Es kommt der Sommer, in dem die gesamte Ernte vertrocknet. Die Bäume in Mariupol sind verdörrt, der Asphalt schmilzt unter den Füßen. Es gibt kein Wasser mehr, die Kanalisation ist zusammengebrochen, immer mehr Menschen sterben an

Cholera und Typhus, Leichen liegen auf den Straßen. Oft dauert es Tage, bis man sie auf Pferdewagen wirft und wegschafft. Die glühende Luft ist verseucht von Verwesungsgestank.

Wasser muss man sich bei den Quellen unten am Fuß des Hügels holen. Tonja geht voran, auf den Schultern ein Joch mit zwei Eimern, zwei weitere Eimer in den Händen,

unbegreiflich, woher sie die Kraft dazu nimmt. Matilda ist immer noch geschwächt durch die Geburt, sie kann nur zwei kleine Eimer tragen. Den Abschluss der Prozession bilden Lidia und Sergej – Lidia mit einer großen Kanne, Sergej mit einer kleinen. Der Vater ist nicht dabei, er muss arbeiten, um wenigstens die tägliche Brotration zu verdienen. Auf die kleine Jewgenia, meine

Mutter, passt eine Nachbarin auf. Viele Menschen sind mit ihren Gefäßen unterwegs, alle trotten am Rand ihrer Kräfte unter der sengenden Sonne dahin.

Bei den Quellen muss man lange warten, das Wasser fließt nur in einem dünnen Rinnsal aus dem Berg. Niemand steht, alle lassen sich sofort auf die Erde fallen, sobald sie am Ziel sind, eine liegende

Warteschlange, die sich mühsam voranschiebt. Lidia bemerkt einen Mann, der im Gras ausgestreckt ist. Er bewegt sich nicht, über seinem Gesicht ein Schwarm grüner Fliegen. Entweder ist er tot, oder er stirbt gerade. Tonja bekreuzigt sich und schaut schnell weg, aber Lidia ist den Anblick von Leichen inzwischen so gewohnt, dass sie fast ungerührt bleibt.

Nach dem Wasserschöpfen der Heimweg, eine Stunde bergauf mit den schweren Gefäßen. Wenigstens geht endlich die Sonne unter, es wird ein bisschen kühler. Zu Hause schneidet die Mutter die zweihundert Gramm Brot, die der Vater pro Tag bekommt, in sechs Teile. Dazu gibt es für jeden eine Tasse abgekochtes Wasser und eine halbe grüne Tomate.

Inzwischen hat der Bürgerkrieg Mariupol völlig zerstört. Im Jahr 1922 gibt es keine einzige Fabrik mehr, die in Betrieb ist, in den Geschäften herrscht gähnende Leere. Nach wie vor ziehen plündernde Banden durch die Stadt, jeden Tag werden neue Fälle von Kannibalismus gemeldet. In der Familie meiner Mutter hat niemand mehr die Kraft zum Aufstehen,

alle liegen apathisch auf dem Bett. Auch Jakow, der Vater, ist so schwach geworden, dass er nicht mehr arbeiten gehen kann, wodurch auch die winzige Brotration entfällt. Die gesamte Bibliothek, die einst im Haus war, wurde längst in Nahrung umgesetzt. Lidia liest immer wieder die paar Bücher durch, die übrig geblieben sind, aber schließlich hat sie keine Kraft mehr, ein Buch zu halten.

Wahrscheinlich hat auch niemand mehr die Kraft, meine Mutter aus ihrem Bettchen zu nehmen, ihr die Windel zu wechseln. Wie hat sie ausgesehen mit ihren zwei, drei Jahren? Wie die Kinder in heutigen Hungerländern, kleine Skelette mit geblähten Bäuchen und großen leeren Augen?

Die Rettung kommt im letzten Moment von den Amerikanern.

Eine Organisation, die sich ARA nennt, entsendet Schiffe mit Lebensmitteln nach Mariupol und richtet eine Hungerhilfe in der Stadt ein. Nach genauer Überprüfung wird auch die Familie meiner Mutter als bedürftig eingestuft.

Diejenigen, die dasselbe Glück haben und sich noch zur Essensausgabe schleppen können, bekommen von nun an täglich einen Teller Maissuppe,

eine Portion Milchmaisbrei und eine Tasse Kakao. Dazu ein Stück luftiges, geschmackloses Weißbrot.

Als auf Betreiben Troztkis die NEP eingeführt wird, die Neue Ökonomische Politik, die in einer vorübergehenden Liberalisierung der Landwirtschaft und des Handels besteht, verbessert sich die Versorgungslage fast über Nacht. Nach kurzer Zeit

gibt es in den Geschäften wieder fast alles zu kaufen, der Straßenhandel erblüht, die Restaurants öffnen ihre seit langem geschlossenen Türen, am Strand gibt es sogar wieder Kurkonzerte.

Lidia kommt zu Kräften, aber ihre seit jeher labile Gesundheit ist durch den Hunger so angegriffen, dass sie nun eine schwere Krankheit nach der anderen ereilt.

Früher hatte die Familie einen Hausarzt, einen stillen alten Mann, der die Kranken abhorchte, abklopfte, ihnen in den Hals und in die Augen schaute. Am Ende jedes Besuchs bot Matilda ihm eine Tasse Mokka mit Biskuit an und überreichte ihm ein Kuvert mit dem Honorar. Jetzt hat niemand mehr einen Hausarzt, alle sind der Poliklinik ihres Wohnbezirks zugeteilt. Als

Lidia eines Tages hohes Fieber und starke Kopfschmerzen bekommt, erscheint eine dicke, gut gelaunte Blondine, die ihre Diagnose auf den ersten Blick stellt: «Typisch Meningitis. Dagegen hilft nichts.» Die Mutter schweigt dazu und macht den alten Arzt ausfindig. Lidia geht es mittlerweile so schlecht, dass sie die Augen nicht mehr öffnen und nicht mehr sprechen kann.

Federleicht geworden, schwebt sie schon über dem Bett. Aber sie kann hören, was der Arzt sagt: «Sie müssen sich wahrscheinlich von Ihrer Tochter verabschieden, Matilda Iosifowna, es gibt kaum noch Hoffnung.» Lidia kann sich nicht äußern, ihr fehlt die Kraft, aber in diesem Moment beschließt sie, auf keinen Fall zu sterben, schon aus Trotz nicht. Und da sinkt ihr Körper

zurück aufs Bett.

Als sie eines Morgens aufwacht, verspürt sie einen unüberwindbaren Heißhunger auf Schokolade. Sie bittet nie um etwas, weil sie weiß, wie arm die Eltern sind, aber diesmal hält sie es nicht aus. Sie beginnt zu weinen und zu betteln. Matilda kauft hundert Gramm Schokoladenbonbons der Marke «Kornblume», und Lidia bekommt jeden Tag ein

halbes, in der Mitte
durchgeschnittenes Bonbon.
Tatsächlich erholt sie sich nach
und nach, doch dann erkrankt
sie an Malaria. Wieder ist sie in
einem lebensbedrohlichen
Zustand, bis es dem Vater
gelingt, irgendwo Chinin
aufzutreiben. Das hilft sofort,
hinterlässt aber einen
Gehörschaden, der Lidia fürs
ganze Leben bleiben wird.
Nach der Malaria bekommt sie

die Spanische Grippe, an der zuvor ihre Tante Valentina gestorben ist, und als sie auch die übersteht, wird bei ihr Lungentuberkulose festgestellt.

In ihren Aufzeichnungen taucht ein Ortsname auf, dem ich auf meiner Suche schon begegnet bin: Cherson. Dort wurde das Foto aufgenommen, auf dem der kleine Sergej im Baum am Dnjepr sitzt. Jetzt erfahre ich, dass der Onkel, der

an diesem Ort ein noch nicht konfisziertes Weingut besaß, Antonio hieß. Wahrscheinlich hat die Familie dieses noch heile Refugium des Öfteren aufgesucht, wahrscheinlich ist meine Mutter dort als Kind barfuß durchs Gras gelaufen, hat im Dnjepr gebadet, aber sollte man versucht haben, ihr das Schwimmen beizubringen – sie hat es nie gelernt. Lidia jedenfalls verbringt einen

ganzen Sommer auf dem Weingut. Die frische Luft, das gute Essen, der Frieden des Ortes bewirken ein kleines Wunder: Zum Herbst kehrt sie genesen nach Mariupol zurück.

Sie ist jetzt zwölf Jahre alt und hat noch nie eine Schule von innen gesehen. Matilda ist nach wie vor davon überzeugt, dass der neue Staat nur ein Albtraum ist, aus dem sie im nächsten Moment erwachen

wird, und da es noch keine Schulpflicht gibt, hält sie Lidia eisern von der sowjetischen Schule fern und unterrichtet sie selbst. Zu ihren Unterrichtsfächern gehören Mathematik, Französisch, russische Geschichte und Literatur, Geographie, Sticken und Religion. Außerdem bringt die Mutter ihr bei, wie man den Tisch für ein Menü aus sechs Gängen deckt, wie man einen

Hofknicks macht, wie man Pas de Gras und Pas de Patineur tanzt – Dinge, die Lidia in ihrem späteren Leben ganz entschieden nicht brauchen wird. Zur Hausarbeit wird sie nie angehalten, Matilda sieht ihre Tochter immer noch in einer Zukunft, in der es sich für Menschen ihres Standes nicht schickt, einen Besen in die Hand zu nehmen, und genauso hat sie höchstwahrscheinlich

auch meine Mutter erzogen, für ein späteres Leben mit Dienstpersonal. Sie gab an ihre Töchter weiter, was sie selbst gelernt hatte, sie wollte partout nicht wahrhaben, dass ihre Herkunftswelt für immer untergegangen war. Alle niederen Arbeiten im Haus erledigte Tonja, sodass meine Mutter wohl tatsächlich noch nie einen Besen in der Hand gehabt hatte, als sie meinen

Vater heiratete. Wie sie mit ihren lebensuntauglichen Händen die Zwangsarbeit in Deutschland leisten konnte, weiß ich nicht, aber vermutlich gehörte dazu nicht viel, ein paar simple Verrichtungen, die sie am Fließband von morgens bis abends wiederholen musste. Das Desaster ihres Unvermögens begann erst danach, in der Freiheit, als sie zum ersten Mal eine Suppe

kochen, einen Herd anheizen, einen Knopf annähen musste.

Matildas Privatunterricht gestaltet sich nicht ganz einfach. Das Lesen braucht sie Lidia nicht beizubringen, das kann sie längst, aber das Schreibenlernen mündet in eine Machtprobe zwischen Mutter und Tochter. Lidia sind nicht nur die Handgriffe des täglichen Lebens fremd, sie ist auch noch Linkshänderin. Das

akzeptiert Matilda nicht. Sie hält die Linkshändigkeit ihrer Tochter für eine Fehlentwicklung und führt sie außerdem auf ihren widerspenstigen, störrischen Charakter zurück. Sobald Lidia den Stift in die linke Hand nimmt, bekommt sie mit dem Lineal einen Klaps auf die Finger. Lidia weint, schlägt um sich, wirft die kostbaren Stifte, die ihre Mutter sich vom Mund

abspart, heimlich in den Ofen. Beim Sticken steigert sich das Drama, da Lidias rechte Hand für diese feinmotorische Tätigkeit erst recht nicht taugt.

Schließlich verweigert Lidia den Unterricht, und Matilda, die machtlos gegen die Sturheit ihrer Tochter ist, schickt sie zu einer Hauslehrerin. Jeden Tag geht Lidia nun zu Sofia Wassiljewna, die in ihrer Wohnung eine Gruppe von

mehreren Kindern
unterrichtet. Man kann
inzwischen wieder auf die
Straße gehen, ohne befürchten
zu müssen, unversehens in eine
Schießerei zu geraten. Die Zeit
der politischen Machtkämpfe,
der Anarchie ist vorbei, schon
liegt die Ordnung in der Luft,
die Generalissimus Stalin, der
Vater der Völker, bald schaffen
wird, für die dreißig Jahre
seiner Herrschaft.

Sofia Wassiljewna und ihr Mann sind bislang von Raubüberfällen und Enteignungen verschont geblieben, leben immer noch allein in einer geräumigen, behaglich eingerichteten Altbauwohnung vorrevolutionären Stils. Kalt ist es auch hier, die Kinder sitzen in Mänteln am großen Wohnzimmertisch, Sofia Wassiljewna trägt eine Weste

aus Zeitungspapier, Lidia knurrt der Magen, aber sie ist glücklich. Das Lernen mit den anderen Kindern erlöst sie aus ihrer Isolation, sie fühlt sich zum ersten Mal in ihrem Leben als soziales Wesen, zugehörig zu einer kleinen, verschworenen Gemeinschaft von Außenseitern. Und Sofia Wassiljewna lässt sie mit der linken Hand schreiben, sie hat verstanden, dass Lidia nicht

anders kann, dass ihre Hand der Norm nicht gehorcht. Doch das Glück ist nur von kurzer Dauer. Schon nach einigen Wochen werden Sofia Wassiljewna und ihr Mann als Volksfeinde verhaftet und in eine weit entfernte Provinz verbannt.

Von nun an besteht Lidia darauf, in die Schule zu gehen wie alle anderen auch. Ihre Mutter will ihr das nicht

erlauben, aber als Lidia in den Hungerstreik tritt und länger als eine Woche nichts mehr isst, kriegt Matilda, die die Unbeugsamkeit ihrer Tochter kennt, es mit der Angst zu tun und gibt nach. Tonja näht Lidia eine Schultasche aus Segeltuch, und statt Tinte, die es nicht zu kaufen gibt, bekommt sie ein Fläschchen Kaliumpermanganat, dazu zwei Hefte, die Tonja aus den alten

Geschäftsbüchern des Großvaters fabriziert hat.

In der sowjetischen Schule gibt es keine Klassen mehr, nur noch Gruppen. Das Wort «Klasse» ist der Definition sozialer Schichten vorbehalten. Das Französische ist als Fremdsprache abgeschafft, es gilt als bourgeois. Auch Grammatik wird nicht mehr gelehrt, man hält das für überflüssigen Ballast. Das Fach

Geschichte heißt jetzt
«Geschichte der revolutionären
Bewegung».

Lidia bekommt sofort die
fatalen Folgen ihrer Erziehung
zu spüren. Die Schüler müssen
ihre Klassenzimmer selbst
sauber halten, fegen, wischen,
sie müssen die Fenster putzen
und im Winter die Ritzen mit
Zeitungspapier abkleben, damit
es nicht zieht. Sie müssen den
Kanonenofen im Klassenzimmer

anheizen und das Heizmaterial dafür draußen auf der Straße zusammensuchen. Lidia ist doppelt gehandicapt – erstens durch ihre Unerfahrenheit in solchen Dingen und zweitens durch ihre Linkshändigkeit, die ihrer rechtshändig normierten Umwelt ständig entgegenläuft. Schon bald beschimpft man sie auch in der Schule, nicht nur als bourgeois und dekadent, sondern auch als

Zurückgebliebene, als
Behinderte. Die Lehrer
verbieten ihr das Schreiben mit
der linken Hand, sie zwingt sich
durch verbissenes Üben in die
Rechtshändigkeit, bekommt für
ihre Schulaufsätze aber immer
eine Fünf, weil sie «schmiert»
und weil ihre ausufernde
Phantasie nicht gefragt ist.

Zu ihrer Schande gehört es
auch, dass sie keine
Schulbücher hat, die können

ihre Eltern sich nicht leisten.
Lidia macht zwei Mädchen,
wenig lernbegabten
Zwillingsschwwestern, die
Hausaufgaben, dafür darf sie
deren Bücher mitbenutzen.
Manchmal geben sie ihr auch
etwas von ihren Pausenbrot
ab. Sie kann nicht widerstehen,
weil sie immer hungrig ist, aber
hinterher schämt sie sich.

In ihrer Gruppe ist auch
Slawa Bronstejn, der Sohn der

Nachbarn, denen die
Böttcherwerkstatt gehört.
Früher haben die beiden im
Hof miteinander gespielt, jetzt
will Slawa nichts mehr mit Lidia
zu tun haben, weil sie aus einer
Familie von «Volksfeinden»
stammt. Ständig verkündet er:
«Mein Onkel ist der
Allerwichtigste in der Partei
und in der ganzen Sowjetunion.
Er heißt Lew Dawidowitsch
Bronstejn.» Alle wissen, dass

sich hinter diesem Namen
Trotzki verbirgt, neben Lenin
der mächtigste Mann im Staat.
Slawa wird beneidet und
gefürchtet. Doch schon bald
wird Bronstejn, alias Trotzki,
zum «jüdischen Verräter» und
«Lakai des Faschismus» erklärt
und entmachtet. «Slawa», rufen
die Kinder in der Schule jetzt,
«man hat deinen Onkel aus der
Partei ausgeschlossen. Passt
bloß auf, dass es nicht auch

euch an den Kragen geht.»
Slawa spuckt verächtlich aus:
«Wir haben mit diesem Typen
nichts zu tun. Wir heißen
Bronstejn, und er heißt
Trotzki.»

Die Schule ist für Lidia eine
traumatische Erfahrung. Hier
erlebt sie das ganze Ausmaß
ihrer Unzugehörigkeit, sie
bleibt bis zum Schluss eine
Außenseiterin, eine
Angefeindete, ein weißer Rabe.

Dass sie eine falsche Herkunft hat, ist ihre Erbsünde, ihr unauslöschliches Stigma, und langsam begreife ich, was mir das alles über meine Mutter sagt. Immer hatte ich sie tief verwurzelt in der ukrainischen Welt gewähnt, durch alle Nervenfasern mit ihr verbunden, doch da sie aus derselben Familie stammte wie ihre Schwester, muss auch sie eine Ausgestoßene gewesen

sein. Ihr Leben als Fremde in Deutschland war vermutlich keine neue Erfahrung für sie, sondern eine Fortsetzung dessen, was sie seit jeher kannte. Ich hatte mir seit jeher ein falsches Bild von ihr gemacht. Sie war keine Entwurzelte, sondern eine Wurzellose von Anfang an, schon geboren als Displaced Person.

Nach dem Schulabschluss

steht Lidia wochenlang
Schlange auf dem Arbeitsamt,
aber auch hier hat sie wegen
ihrer Herkunft keine Chance.
Nirgends in der neuen
Gesellschaft ist sie erwünscht,
überall behandelt man sie wie
eine Kriminelle, die keine
Existenzberechtigung hat. Ein
halbes Jahr schlägt sie sich mit
privatem Nachhilfeunterricht
durch, wofür sie mit jeweils
einem Mittagessen bezahlt

wird, dann fasst sie einen folgenschweren Entschluss: Sie will nach Odessa gehen und Literaturwissenschaften studieren. Obwohl sie weiß, dass Menschen ihrer Herkunft auch an den neuen Universitäten nicht beliebt sind – die Studienplätze sind jetzt weitgehend Arbeiter- und Bauernkindern vorbehalten –, will sie es zumindest versuchen. Natürlich hat sie

weder Aussicht auf ein
Stipendium noch auf einen
Platz in einem Studentenheim,
aber in Odessa wohnen zwei
ihrer Tanten, Jelena und
Natalia, die, obwohl selbst
mittellos, bereit sind, ihre
Nichte während des Studiums
unter ihre Fittiche zu nehmen.

Lidias Eltern sind bestürzt.
Sie nagen nach wie vor am
Hungertuch und hatten ihre
Hoffnungen in die Einkünfte

gesetzt, die Lidia nach ihrem Schulabschluss nach Hause bringen würde. Außerdem fürchten sie um ihre Tochter, die sich in derart unsicheren Zeiten so weit von zu Hause entfernen will. Lidia hat Schuldgefühle, weil sie ihre Eltern und Geschwister in Hunger und Elend zurücklässt, aber der Gedanke, in Mariupol zu bleiben, ist für sie gleichbedeutend mit Tod. Eine

«vorteilhafte Heirat», wie sie ihrer Mutter vorschwebt, ist für Lidia völlig abwegig. Sie verkauft fast ihre gesamte Habe auf dem Markt, schneidet ihren Zopf ab, kauft sich eine Zugfahrkarte nach Odessa und macht sich auf den Weg.

Es wird eine fröhliche Fahrt. Lidia muss viele Male umsteigen und legt einen Teil der Reise auf dem Dach eines Zuges zurück. Sie ist jung, und

sie hat das Leben vor sich, trotz allem. Inzwischen hat sie begriffen, dass sie ihre Herkunft verschweigen muss, dass sie mit der Wahrheit nicht weit kommt. Im Fahrtwind auf dem Zugdach erfindet sie sich eine mustergültige proletarische Biographie.



Als Lidia von zu Hause
weggeht, ist meine Mutter acht

Jahre alt. Ist ihr der Abschied von ihrer älteren Schwester schwergefallen, wird sie sie vermissen? Wie muss ich mir ihr Leben in jener Zeit vorstellen? Bekommt sie ebenfalls Privatunterricht von ihrer Mutter, oder wird sie von Anfang an zur Schule geschickt? Wird sie genauso strikt gemieden wie Lidia, oder vermag sie trotz ihrer Herkunft Sympathien zu erwecken, weil

sie weicher, umgänglicher ist als ihre Schwester? Wo wird sie später studieren, da es in Mariupol keine Universität gibt? Wird sie ebenfalls bei ihren Tanten in Odessa unterschlüpfen, oder wird ihr Bruder Sergej sie vielleicht nach Kiew holen, wo er am Konservatorium ist und einen mächtigen Mäzen hat?

Auf jeden Fall kann ich mir ausrechnen, dass die Jahre

ihres Studiums in die
schwärzeste Periode der
Sowjetunion fallen werden, die
Zeit des sogenannten Großen
Terrors, in der die
Säuberungen ihren Höhepunkt
erreichen. Nach Schätzungen
von Historikern verschlingt der
Leviathan drei bis zwanzig
Millionen Menschen oder noch
mehr – stark divergierende
Zahlen, zwischen denen wieder
mal ein Abgrund liegt. Für

meine Mutter muss das Studium ein großes Wagnis gewesen sein. Anstatt sich zu verstecken wie andere ihrer Herkunft in jenen Jahren, exponierte sie sich. Ich weiß nicht, wieso gerade sie den Mut dazu aufbrachte, mit Sicherheit weiß ich nur eins: Die ganze Zeit über hat sie Hunger. Bis auf die letzten Jahre in Deutschland ist Hunger die Konstante ihres Lebens.

Vielleicht ist es ja unter anderem auch der Hunger, der sie im Krieg in die Hände der deutschen Besatzer treiben wird, die Hoffnung darauf, dass sie in Deutschland mehr zu essen bekommt. Ich erinnere mich an die ängstliche Gier in ihren Augen, wenn sie aß – immer so, als könnte man ihr das Essen im nächsten Augenblick wieder wegnehmen, als täte sie etwas Verbotenes.

Sie konnte nicht aufhören,
gegen das Verhungern zu
essen, aber ihr Körper schien
die Nahrung nicht mehr
aufzunehmen, im Zustand des
Hungers zu verharren. So viel
sie auch aß, sie behielt immer
diesen mageren,
ausgehungerten Kinderkörper.

Lidia darf in Odessa bei Tante
Jelena wohnen, ihre
Verköstigung teilt sich diese
Tante mit der anderen.

Frühstück und Abendessen gibt es bei Jelena, zum Mittagessen geht Lidia zu Natalia. Da man in der Sowjetunion eine Aufnahmeprüfung ablegen muss, um an einer Universität angenommen zu werden, geht es jetzt erst einmal darum, dass Lidia überhaupt zur Aufnahmeprüfung zugelassen wird. Ihre einzige Hoffnung ist Jelenas Mann, der Maler ist und nebenbei eine Dozentur an der

Uni hat. Er ist zwar mit einer Adeligen verheiratet und gehört selbst zu den «dekadenten Intelligenzlern», wahrscheinlich hat er einen wackeligen Stand in den heiligen Hallen des neuen Bildungssystems, aber irgendwie gelingt es ihm trotzdem, seine Nichte durchzuboxen.

Da der neue Sowjetmensch allseitig gebildet sein soll, wird

den Studienbewerbern in allen klassischen Fächern auf den Zahn gefühlt. Das Dilemma für die Professoren besteht darin, dass die Arbeiter- und Bauernkinder, an die das Gros der Studienplätze vergeben werden muss, kaum über die Voraussetzungen verfügen, die schwierigen Prüfungen zu bestehen. Lassen die Professoren jedoch zu viele Bewerber aus der gebildeten

Schicht zum Studium zu, kann sie das nicht nur ihre Professur, sondern den Kopf kosten. Die meisten Arbeiter- und Bauernkinder bekommen von der Gewerkschaft oder vom Parteikomitee ihrer Kolchose allerdings eine Empfehlung, die sie von der Aufnahmeprüfung befreit.

Die größte Hürde ist für Lidia die Mathematik, die für sie immer ein böhmisches Dorf

geblieben ist. Viel mehr als zwei und zwei zusammenzählen kann sie nicht. Aber sie hat unerhörtes Glück. Als sie vorn am Pult steht und verständnislos auf die Aufgaben sieht, die der Professor mit Kreide an die Tafel geschrieben hat, wird dieser plötzlich nach draußen gerufen. Ein anderer Prüfling, ein Mathematik-Ass, springt von seinem Platz auf und kritzelt die Lösungen

blitzschnell an die Tafel. Als der Professor wiederkommt, regt sich kein Verdacht in ihm – er nickt zufrieden, Lidia hat bestanden. Sie revanchiert sich bei ihrem Retter, indem sie ihm bei der nächsten Prüfung den Aufsatz in ukrainischer Sprache schreibt, von der er keine Ahnung hat. Beide sind ein großes Risiko eingegangen. Wären sie aufgefliegen, hätte man sie nicht nur sofort von der

Uni gejagt, sondern
wahrscheinlich außerdem der
Sabotage angeklagt.

Auch in Physik und Chemie
profitiert Lidia von ihren
Ukrainischkenntnissen, die sie
ihrer Kinderfrau Tonja
verdankt. Die meisten
Professoren beherrschen nur
die in Misskredit geratene
russische Sprache, die man in
der Ukraine nach der
Revolution zur Sprache einer

chauvinistischen Großmacht erklärt hat. Tante Jelenas Mann rät Lidia, diese Situation auszunutzen, und sie spielt die Komödie perfekt. Während der Aufnahmeprüfung in Physik und Chemie behauptet sie mit dreistem Blick in die Augen des alten Professors, dass sie nur Ukrainisch spreche. Der arme Mann zerbricht sich die Zunge, um die Prüfungsfragen auf Ukrainisch zu stellen, und Lidia

erzählt ihm irgendeinen Unsinn, den er natürlich nicht versteht. Nach zehn Minuten entlässt er sie, schweißgebadet vor Angst, mit einer Eins.

Die Prüfungen in Literatur, Geschichte und Geographie stellen für Lidia keine Schwierigkeit dar. «Wären Sie aus der Arbeiterklasse», sagt man ihr am Ende, «könnten Sie sich ab sofort zu den Studenten unserer Universität zählen.»

Aber ohne zu wissen, warum, ist Lidia davon überzeugt, dass man sie trotzdem annehmen wird, einen anderen Gedanken lässt sie gar nicht erst zu. Und siehe da: Ein paar Tage später findet sie ihren Namen auf einem Aushang an der Sekretariatstür. Es ist ein Aushang mit den Namen der angenommenen Bewerber.

Für Lidia ist die Universität ein geheiligter Ort. Hier ruht

das Weltwissen, hier sind die Zeugnisse der Menschheitsgeschichte aufbewahrt. Jeden Tag beim Betreten des Vestibüls fällt ihr Blick zuerst auf eine riesige Skulptur oben auf der Balustrade: einen Globus, den Atlas auf seinen Schultern trägt, und in dem Globus eine Uhr. Immer erinnert sie der Anblick der Uhr an ihren Vater, der einst ebenfalls an dieser

Universität studierte. Auch ihm zeigten, wenn er als junger Student das Gebäude betrat, die goldenen Zeiger die Zeit an.

In der Sowjetzeit herrscht an den Universitäten ein strenger Schulbetrieb mit festen Stundenplänen und Pflichtfächern. Das Studium der Literaturwissenschaften umfasst auch die Fächer Geschichte, Psychologie,

Germanistik, Linguistik und Militärkunde. Der Professor für Geschichte, ein großer hagerer Mann mit einer langen Nase, beginnt jede Vorlesung mit einem Zitat aus der Nestorchronik: «Die Poljanen lebten an der Pripjatj, die Drewljanen an der Desna.» Er spricht so familiär über weit zurückliegende Ereignisse, als hätte er sie selbst erlebt, ein geistreicher, sehr lebhafter

Mann, der aber nach kurzer Zeit nicht mehr zu den Vorlesungen erscheint. Man munkelt, dass er verhaftet wurde, aber eines Tages ist er wieder da. Er steckt seine lange Nase in den Lehrplan und beginnt seine Vorlesung abermals mit dem Zitat von den Poljanen und Drewljanen. Bald darauf verschwindet er erneut, diesmal für immer. An seiner Stelle erscheint ein junger

selbstgerechter Typ mit einem feisten, rosigen Gesicht. Bei ihm besteht die Geschichte nur aus Klassenkämpfen, immer ist das Volk die treibende Kraft, die von einem Hegemon gebremst wird, alle Herrscher und Heerführer sind lediglich Produkte ihrer Epoche. Es ist sehr einfach, sich eine solche Historie anzueignen, nach Chronologie wird nicht gefragt, wahrscheinlich kennt der

Dozent sie selbst nicht. Die Studenten müssen sich möglichst oft zu Wort melden, sonst bekommen sie eine schlechte Zensur wegen Passivität. Nachdem der Dozent sie aufmerksam angehört hat, urteilt er fast jeden ab: Abweichler, Menschewik, Trotzist, Zarist und so weiter.

Der Psychologieprofessor erklärt den Studenten, dass «Psyche» Seele heiße, aber in

Wahrheit existiere eine Seele gar nicht. Bei seiner Geburt sei der Mensch ein weißes Blatt Papier, erst die Gesellschaft beschrifte dieses Blatt mit ihren Zeichen. Nachdem er diesen Tribut an die Zeit entrichtet hat, hält er eine sehr kluge, originelle Vorlesung. Manchmal blickt er plötzlich furchterregend drein und weist auf unheilvolle Lehren hin, die von Sigmund Freud, Josef

Breuer und anderen, er lässt auch Georgi Tschelpanow, Lidias Onkel, nicht aus, den er ordnungsgemäß als Idealisten und Mystiker verdammt.

Gewissenhaft zählt er die Titel der Bücher auf, die falsche, schädliche Lehren verbreiten, zur Freude der intelligenteren Studenten, die anschließend sofort in die Bibliothek laufen und sich genau diese Bücher ausleihen.

Der Linguistikprofessor beherrscht über ein Dutzend Sprachen, seine Lieblingssprache ist aber nicht etwa Ukrainisch, sondern Persisch. Schon dadurch zieht er sich den Unmut der studentischen Parteizelle zu. Einen wahren Sturm der Entrüstung löst seine Behauptung aus, das Ukrainische sei keine eigene Sprache, sondern ein Idiom des

Russischen. Die patriotischen Aktivisten fauchen und geifern, aber sie haben keine Argumente. Schließlich verfassen sie eine Beschwerde, liebend gern hätten sie den Professor von der Uni weggebissen, doch er ist Mitglied vieler ausländischer Akademien, gehört der britischen Royal Society an und steht im Briefwechsel mit zahlreichen Wissenschaftlern

aus aller Welt. Er ist eine Nummer zu groß für die kleinen, böartigen Kläffer. Man schlägt ihm vor, ins Ausland auszureisen, aber er lehnt ab. Ungerührt nimmt er die ständigen Angriffe gegen sich hin und erklärt immer wieder: «Lenin habe ich nicht gelesen, ich habe keine Zeit.» Einmal hat Lidia das Glück, mit ihm in einer Warteschlange nach Brot anzustehen.

Unauffällig steckt sie ihm ihre Ration in die Tasche.

Professor Bachmann, ein vitaler, humorvoller Mann, ist Germanist. Bei ihm lernt Lidia so gut Deutsch, dass sie noch Jahrzehnte später Goethe und E.T. A. Hoffmann fast ohne Wörterbuch lesen kann. Viele Jahre nach dem Studium geht sie auf dem Gelände ihres Straflagers einmal Petroleum für ihre Lampe holen. Der

Häftling in der Steppjacke, mit einer verschlissenen Uschanka auf dem Kopf, macht sich lange an ihrer Zuteilungsbewilligung zu schaffen, fragt nach ihrem Namen, lässt sich viel Zeit beim Einfüllen des Petroleums.

«Erkennen Sie mich nicht?», fragt er schließlich. Lidia erkennt ihn tatsächlich nicht. Er lächelt traurig. Und da begreift sie: Vor ihr steht Professor Bachmann. Er war

ein zu guter Lehrer gewesen,
um sich an der Universität
halten zu können.

Der militärische Ausbilder
sieht genauso aus, wie man es
von Menschen seines Berufs
erwartet: ein bulliger Mann mit
derben Gesichtszügen.

«Aufstehen!», brüllt er jedes
Mal, wenn er durch die Tür
kommt. Ein Student, der im
Bürgerkrieg beide Beine
verloren hat und sich nur

mühsam auf Krücken
fortbewegt, bleibt sitzen.
«Unerhört!», brüllt der
Ausbilder. «Das ist Missachtung
der militärischen Disziplin.
Sofort aufstehen!» –
«Verzeihung, Genosse
Ausbilder», meldet sich ein
studentischer Sprecher
schüchtern zu Wort, «er ist
Invalide.» – «Schweigen Sie.
Sofort aufstehen!» Der Invalide
versucht, sich an seinen

Krücken hochzuziehen, aber er fällt zurück auf die Bank.

Jemand gibt einen Laut des Entsetzens von sich, die Krücken fallen polternd zu Boden. Nach einem Moment peinlichen Schweigens bemerkt der Ausbilder den Unmut der Massen und legt den Rückwärtsgang ein. «Sie können sitzen bleiben, Genosse.»

Im praktischen

Militärkundeunterricht müssen die Studenten das Marschieren lernen, das Robben im Dreck, das Schießen. Lidia ist nur eins vierundfünfzig groß und ertrinkt in der Uniform, die man ihr übergestülpt hat. Der Soldatenmantel reicht ihr bis zu den Fersen, bei jedem Schritt verliert sie die Stiefel, die sie über ihre Schuhe gezogen hat. Sie ist stark kurzsichtig, hat keine Kraft in der rechten Hand

und schießt so miserabel, dass sie einmal fast den Ausbilder trifft. Er wird bleich vor Wut, dann läuft er rot an. «Genossin Iwaschtschenko!», brüllt er. «Still gestanden! Gewehr abgeben! Und wegtreten!» So endet Lidias militärische Karriere, von da an ist sie von der praktischen Ausbildung befreit. Aus unerklärlichen Gründen benotet der Ausbilder ihre Leistungen trotzdem mit

einer Zwei.

Immer wieder entbrennen hitzige Diskussionen darüber, in welcher Sprache der Unterricht abgehalten werden soll, auf Russisch oder Ukrainisch. Das Ukrainische wird von der Masse der Studenten, von der Partei und von der Leitung des ukrainischen Schriftstellerverbandes favorisiert. Alles Russische wird

in stundenlangen Tiraden
verteufelt. Im Vestibül der
Universität hängt ein großes
Plakat: «Auf dem
Universitätsgelände darf nicht
Russisch gesprochen werden.»
Es wird alles Mögliche
gesprochen, Deutsch, Jiddisch,
Englisch, Französisch,
Griechisch, Italienisch, aber
Russisch, das alle sprechen und
verstehen, ist verboten.

Die Themen, die in den

Literaturseminaren behandelt werden, sprechen für sich. Drei bis vier Stunden lang wird darüber diskutiert, ob Puschkin und Gogol kleine oder mittlere Großgrundbesitzer waren. Die Studenten müssen die Bindewörter in Gribojedows Komödie «Verstand schafft Leiden» zählen, weil man, wie behauptet wird, aus der Anzahl der Bindewörter auf Gribojedows Weltanschauung

schließen kann. Lidia bekommt die Aufgabe gestellt, eine Arbeit über die «landwirtschaftlichen Aspekte» in Tolstois «Anna Karenina» zu schreiben.

Unter der Devise «Stoßarbeiter in die Literatur» werden die Studenten dazu aufgefordert, in den Fabriken auf Talentsuche zu gehen und Literaturzirkel zu gründen. Wenn ein Arbeiter die Norm

übererfüllt, dann, so heißt es,
schlummert in ihm ein
literarisches Talent, das es zu
fördern gilt. Manche von Lidias
Kommilitonen verdienen nicht
schlecht daran. Sie suchen sich
in einer Fabrik einen
«Schriftsteller», geben ihre
eigenen Schreibereien als die
seinen aus und veröffentlichen
sie unter seinem Namen. Das
Honorar wird geteilt, beide
Seiten sind zufrieden.

Die Stoßarbeiter werden der Literatur zugeführt, die Literaturstudenten der Produktion. Mit dem Ziel der Ausbildung zu einer «allseits entwickelten sozialistischen Persönlichkeit» wird Lidia zur Arbeit in einer Jutefabrik eingeteilt. Die Persönlichkeit steht morgens um halb sechs auf, die Rüttelei in der Straßenbahn dauert annähernd eine Stunde. Manchmal

schlafen sie und ihre Kommilitonen während der Fahrt im Stehen. Am Eingang zur Fabrik geben sie ihre Passierscheine ab, sie lassen sich beim Meister blicken, und ab ins Lager. Dort sinken sie auf die Jutehaufen und schlafen noch zwei bis drei Stunden, so lange jedenfalls, bis die Aktivisten der Partei sie mit ihren Ermahnungen und Drohungen aufwecken.

Während ihres Einsatzes müssen die Studenten die gesamte Produktion durchlaufen. Die erste Station ist die scheußlichste. Lidia muss einen riesigen, staubigen Juteballen auseinanderrollen, glätten und die Bahn mit Schwung aufs Fließband werfen. Es ist eine Arbeit für einen großen, kräftigen Mann, nicht für eine ausgesprochen klein gewachsene, vom Hunger

geschwächte Frau. Ständig wird Lidia gescholten. Sie steht in einer riesigen Staubwolke, hustet und bekommt keine Luft, während sie einen Ballen auseinanderzurollen versucht, und schon kommt der nächste angefahren. Hinterher dauert es fast ein halbes Jahr, bis sie den ganzen Jutestaub wieder ausgehustet hat.

Nach zwei Wochen muss sie in die Spinnerei wechseln,

einen Raum mit einer langen Reihe von Spinnmaschinen, die ohrenbetäubenden Lärm machen. Wegen ihrer Kurzsichtigkeit kann Lidia den Fadenbruch nicht erkennen und greift ständig daneben. Die Vorarbeiterin schimpft mit ihr, die Betriebsleitung wird auf sie aufmerksam, es riecht nach Unheil. Eine Frau mit untauglichen, verzärtelten Händen, die nicht an Arbeit

gewöhnt sind – was könnte schlimmer sein in einem Arbeiterstaat.

Die dritte Station, der Websaal, ist die Rettung für Lidia: primitive, handbetriebene Webstühle, auf denen Sackzeug hergestellt wird. Ein dicker Faden, den Lidia gut sehen kann, sie erkennt sofort den Bruch und löst geschickt verwirrte Fäden auf. Sie lernt das Knoten und

kann den Webstuhl schon bald problemlos bedienen. Die Meisterin beginnt sie zu loben, lässt sie immer öfter allein. Am Ende der zweiten Woche ist sie bereits Stoßarbeiterin. Dafür gibt es in der Kantine einen zusätzlichen Löffel Grütze und eine Krautpirogge. Eines Tages spricht sie der Betriebsleiter an: «Du bist ein gescheites Mädchen! Was lernst du denn an der Universität? Literatur?

Du machst dir nur das Leben schwer. Die Literatur wird dich nicht satt machen. Bleib bei uns. Wir geben dir einen Platz im Wohnheim, du bekommst ein ausgezeichnetes Gehalt und jede Woche die zusätzliche Lebensmittelration für Stoßarbeiter. Du wirst zur Arbeiterklasse gehören und nicht zu diesen schwachbrüstigen Intelligenzlern.» Später wird

Lidia noch oft an die Worte des Betriebsleiters denken. Sehr vieles in ihrem Leben wäre ihr erspart geblieben, wäre sie seinem Rat gefolgt.

Nach und nach findet sie Anschluss an ein paar Kommilitonen. Namen aus ihrer Strafakte begegnen mir in ihren Heften wieder: Anna Bokal, Sarah Bortman, Anna Edelstejn, Lew Poznanskij und vor allem Bella Glaser, die auf

Lidia einen starken Eindruck macht – die Tochter einer in die USA ausgewanderten russischen Jüdin, die erst vor kurzem zurückgekommen ist. Die Mutter hat sich scheiden lassen und ist mit ihr aus der Welt des «verfluchten Kapitalismus» ins kommunistische Paradies geflohen. An Bella ist der Glanz Amerikas noch nicht verblasst. Sie trägt Seidenstrümpfe und

schicke Schnallenschuhe,
besitzt ein Charlestonkleid und
einen lila Pelz. Eine
charismatische junge Frau mit
ungewöhnlicher Bildung, einem
messerscharfen, kritischen
Verstand und starkem
Freiheitswillen. Nach und nach
gibt sie Lidia zu verstehen, dass
sie in der Sowjetunion alles
andere als ein Arbeiterparadies
sieht, in ihren Augen handelt es
sich um eine korrupte

Parteioligarchie, die die Arbeiter verraten hat. Sie spricht Dinge aus, die andere nicht einmal zu denken wagen. Vorsichtig weiht sie Lidia in die Arbeit der «Gruppe zur Befreiung des Proletariats» ein, die sie gegründet hat und die im Untergrund agiert. Mit der Zeit wird Lidia zu ihrer Verbündeten, sie trifft sich regelmäßig mit ihr und den anderen Gruppenmitgliedern.

Für sie ist das der einzige Ort, an dem sie offen sprechen, ihre Gedanken frei äußern kann.

Schon deshalb wird die Gruppe ihr zur Notwendigkeit, denn oft hat sie Angst, dem Druck der Anpassung, der permanenten Verstellung nicht mehr standzuhalten und etwas zu sagen oder zu tun, das schwerwiegende Folgen für ihr Leben haben könnte. Die Gruppe ist eine Art

Schutzraum, eine Atempause, ein kurzzeitiges Versteck vor dem allgegenwärtigen Auge der Überwachungsmaschinerie.

Ständig werden Kampagnen zur Bekämpfung des Analphabetismus durchgeführt. Die Studenten müssen Tribut für das Privileg entrichten, dass sie studieren dürfen. Lidia wird ausgewählt, den Arbeitern einer Schuhfabrik das Lesen und Schreiben beizubringen.

Insgesamt beschäftigt die Fabrik zweihundert Arbeiter, nach einem undurchschaubaren Prinzip werden neun für die Schulung ausgesucht. Im Fabrikgebäude wird ein Klassenzimmer eingerichtet und mit einem Lenin-Porträt und der roten Fahne geschmückt.

Schon am ersten Tag merkt Lidia, dass die Schuhmacher alle lesen und schreiben

können. Sie ist verwirrt und schaut hilflos in die Runde. Der Gruppenälteste macht ihr einen treuherzigen Vorschlag: «Der Ordnung halber sollten wir das vorgesehene Programm absolvieren, Genossin Lehrerin.» So kommt es, dass die Schuhmacher drei Monate damit verbringen, abends nach der Arbeit möglichst schnell ein Diktat zu schreiben, mit möglichst ungelenker Schrift

und vielen orthographischen und grammatikalischen Fehlern, die von Lidia gewissenhaft mit roter Tinte korrigiert werden. Nach dem Diktat liest sie ihnen aus Romanen und Gedichtbänden vor oder erzählt eine ihrer eigenen Geschichten, die sie seit jeher mit Leichtigkeit erfindet. Gebannt hören die Schuhmacher ihr zu.

Am Ende der Schulung

erscheint eine forsche,
militärisch gekleidete Frau mit
rotem Halstuch, die die
Fortschritte der Schüler
überprüft. Sie zeigen ihr die
vollgeschriebenen Hefte mit
den korrigierten
Schreibfehlern, beim Vorlesen
aus der Zeitung stottern sie
und bleiben geflissentlich
stecken. Die Kaderfrau ist sehr
zufrieden mit den Schülern und
der Lehrerin. Sie drückt die

Hoffnung aus, dass die Arbeiter bald in der Lage sein werden, Zeitung zu lesen, um anschließend über den Inhalt zu diskutieren. Dann verabschiedet sie sich.

Für diese Farce wird Lidia mit einem Opernabonnement belohnt, außerdem bekommt sie einen Ferienschek für sich und ihre Schuhmacher. Sie dürfen gemeinsam vier Tage auf die Krim fahren, nach Jalta,

Alupka, Alushta und Sewastopol. Lidia kann sich in den Hotels endlich einmal satt essen, sie genießt das eigene Hotelzimmer und das Baden im Meer. Ihre Schüler machen ihr um die Wette den Hof. Sie will sie nicht kränken und gibt ihnen zu verstehen, dass ihr Herz schon vergeben ist, sie sie aber alle zusammen liebt. Damit geben sie sich zufrieden.

Nach der Rückkehr zahlt man

ihr pro Schüler neun Rubel aus,
und die dankbaren
Schuhmacher schenken ihr zur
Erinnerung zwei Paar sehr gute
Sommerschuhe mit hohen
Absätzen. Mit diesem Geld und
in den neuen Schuhen macht
sie sich auf den Weg in ihre
ersten Ferien nach Mariupol,
wo sie sofort wieder
konfrontiert ist mit dem
familiären Elend. Ihre Eltern
und Geschwister hungern.

Jakow, der Vater, verdient so gut wie nichts mehr, er ist hinfällig geworden, fast blind. Matilda, die Mutter, muss ihm die Gerichtsakten vorlesen und die schriftlichen Arbeiten für ihn erledigen. Tonja hat eine Anstellung in einer Textilfabrik gefunden, aber sie hilft der Mutter weiterhin im Haushalt und unterstützt sie sogar mit Geld. Meine zehnjährige Mutter Jewgenia geht zur

Schule, Sergej, inzwischen fünfzehn, arbeitet für die Kampagne «Das Kirchengold den Hungernden». Er, der selbst halb verhungert ist, hilft dabei, die Kirchen und Synagogen der Stadt auszuweiden, alles Wertvolle – Gold, Silber, Diamanten, Rubine und andere Edelsteine – aus den Gebäuden herauszureißen und an einer Sammelstelle abzuliefern. Dafür

bekommt er eine kleine
Brotration pro Tag.

Lidia begreift, dass zu Hause
niemand auf sie gewartet hat,
dass sie hier nur eine
unerwünschte zusätzliche
Esserin ist. Sie würde der
Familie gern helfen, wenn sie
nur wüsste, wie. Am liebsten
aber würde sie sofort nach
Odessa zurückkehren, doch da
erreicht sie von ihren Tanten
die Nachricht, dass deren

Lebensumstände sich verändert haben. Jelenas Sohn hat geheiratet, jetzt wohnt in ihrer engen Wohnung auch die Schwiegertochter, für Lidia ist kein Platz mehr. Natalia hat den sechzehnjährigen Sohn einer Freundin bei sich aufgenommen, die zusammen mit ihrem Mann verhaftet wurde, und es ist ihr nicht mehr möglich, sich weiterhin an Lidias Verköstigung zu

beteiligen.

Die Nachricht ist wie ein Keulenschlag für Lidia. Einige Tage versinkt sie in Resignation, dann steigt Trotz in ihr auf. Dreist beschließt sie, trotzdem nach Odessa zurückzufahren. Wenn sie bei Tante Jelena vor der Tür stehen würde, so malt sie es sich aus, würde diese sie nicht einfach abweisen und der Obdachlosigkeit überlassen

können. Und ihre Rechnung geht auf. Jelena lässt sie ein und stellt ihr nach der langen Zugfahrt sogar einen Teller Suppe hin. Zum Schlafen bleibt Lidia nur ein Klappsessel, aber sie ist wieder in Odessa.

Am nächsten Tag stürzt sie sofort los, um sich Arbeit zu suchen. Es regnet in Strömen, sie wird nass bis auf die Haut, doch sie hat wieder einmal Glück. Man stellt sie als

Hilfskraft bei einer
Ausgabestelle für
Lebensmittelmarken ein. Den
ganzen Tag sitzt sie an einem
dunklen Schalter, prüft
Ausweise und reißt Marken ab,
nach denen eine nie endende
Menschenschlange ansteht.
Der Lohn ist so miserabel, dass
es ihr, die sich nun selbst
verköstigen muss, nicht fürs
Sattwerden reicht, geschweige
denn dafür, Tante Jelena etwas

für die Unterkunft zu geben.

Hilfe kommt von Bella Glaser. Sie hat Beziehungen zur Leiterin der Unibibliothek und vermittelt Lidia dort eine Arbeit. Von nun an muss sie nach den Vorlesungen, von fünf Uhr nachmittags bis zehn Uhr abends, Bücher hin und her schleppen – von den Regalen zur Ausgabe und von der Annahme zu den Regalen. Die Arbeit ist anstrengend, aber

Lidia verdient etwas mehr als vorher, und in der Bibliothek fühlt sie sich wohl. Nach einer kurzen Nacht im Klappsessel hetzt sie morgens oft zu früh zur Uni. Sie hat keine Uhr, darf jedoch auf keinen Fall zu spät kommen. Manchmal schläft sie auf den Stufen vor dem Eingang noch einmal ein, da die Tür noch abgeschlossen ist.

Der Alltag wird immer düsterer, immer

perspektivloser. Die Menschen leben auf engstem Raum zusammen und doch alle für sich allein, jeder ist nur mit dem eigenen Überleben beschäftigt. In den Geschäften gibt es nichts mehr außer ungezuckertem Powidl aus Dörrpflaumen. Der Speiseplan in der Mensa besteht im besten Fall aus flüssigem Getreidebrei als Suppe und etwas dickerem Getreidebrei als Hauptgericht.

Im schlechteren Fall gibt es Kohlsuppe und danach gedämpften Kohl. Aufs Frühstück verzichtet Lidia zumeist ganz, manchmal ersteht sie am Unibuffet eine Sojafrikadelle, an der man lange kauen kann, weil sie wie aus Hartgummi ist.

Im Frühjahr werden die Studenten in die umliegenden Dörfer geschickt, wo sie die Gründung von Kolchosen

vorantreiben und wieder den
Analphabetismus bekämpfen
sollen. Auf sogenannten
Meetings muss Lidia vor den
Bauern hohle Phrasen über
deren lichte Zukunft in den
Kolchosen und den allseitig
gebildeten Sowjetmenschen
dreschen. Es ist das Jahr 1932,
der Beginn der biblischen
Hungersnot namens
Holodomor. Noch bis vor
kurzem galt die mit der

fruchtbaren Schwarzerde
gesegnete Ukraine als
Kornkammer Europas, jetzt
wird sie zum Leichenhaus.

Holod ist das ukrainische Wort
für Hunger, *mor* kommt von
moritj – zermürben, quälen.

Stalins großes
Kollektivierungsexperiment,
das später auch als Genozid am
ukrainischen Volk in die
Geschichte eingehen wird.

Obwohl es die Zeit der

Aussaat ist, arbeitet niemand auf den Feldern, alles liegt brach. Die Enteignung der Bauern hat die gesamte ukrainische Landwirtschaft zum Erliegen gebracht. Die Bauern, die man von ihren Höfen vertrieben hat, irren umher, hausen auf der nassen Erde, meist Frauen mit ihren abgemagerten, kranken Kindern. Die Männer, die sich geweigert haben, ihr Eigentum

der Kollektivierung zu opfern und in eine Kolchose einzutreten, hat man in Lager gebracht oder ermordet. Ganze Landstriche rottet der Hunger aus. Es gibt niemanden mehr, der die Toten begraben könnte. Sie verwesen da, wo sie gestorben sind. Es herrschen Wahnsinn und Kannibalismus.

Zurück von ihrem Landeinsatz, prahlen die Studenten mit ihren Erfolgen

bei der Kollektivierung, damit,
wie viele Bauern sie überzeugt,
wie viele Aufstände sie
niedergeschlagen haben. Lidias
Bericht ist im Geist
kommunistischer Rhetorik
verfasst, er enthält, wie sie
schreibt, viele sinnlose Zahlen
und Zitate aus Stalin-Reden.
«Aus dir kann noch etwas
werden, Mädchen», sagt der
Vorsitzende des
Exekutivkomitees wohlwollend,

«man muss dich nur noch ein bisschen schleifen.»

Eines Tages taucht Onkel Valentino in Odessa auf. Zuletzt hat Lidia ihn gesehen, als sie ein Kind war, noch eine ganze Weile vor dem Tag, als der einstige Chauffeur ihres Großvaters sie auf seinen rätselhaften Ausflug zu dem deutschen Gärtner mitnahm und danach mit dem Auto verschwand. Nie hat sie das

Bild der verlassenen, bereits
von Verwahrlosung
gezeichneten Datscha
vergessen und traut ihren
Augen nicht, als Valentino, den
sie für tot hielt, plötzlich vor
Jelenas Tür steht. Er erzählt
nichts darüber, wo er sich die
ganze Zeit über aufgehalten
hat, aber offenbar ist es ihm
gelingen, etwas von seinem
Vermögen zu retten, denn er
kann es sich leisten, in einem

Hotel zu wohnen. Er berichtet von seinem Bruder Antonio aus Cherson, auf dessen Weingut Lidia sich einst von ihrer Tbc erholte. Man hat ihn inzwischen enteignet und mit Frau und Tochter nach Sibirien verschleppt, wo die kranke, an Knochentuberkulose leidende Tochter keine Überlebenschance hat. Onkel Valentino will versuchen, der Familie zur Flucht nach Odessa

zu verhelfen, um dann
gemeinsam mit ihr über das
Schwarze Meer nach Rumänien
zu gelangen.

Während seines Aufenthalts
in der Stadt lädt er Lidia
mehrmals zum Essen in
Restaurants ein und kauft ihr
ein paar dringend notwendige
Kleidungsstücke. Es ist wie im
Traum oder im Märchen. Die
glücklichen Zeiten, die sie als
Kind zusammen mit ihrer

Mutter auf seiner Datscha verbracht hat, kommen ihr vor wie die Erlebnisse eines Menschen, von dem sie in einem Roman gelesen hat.

Nach einigen Wochen kommt Valentinos Bruder Antonio mit seiner Familie tatsächlich nach Odessa, auf irgendwelchen gefahrvollen, geheimen Wegen. Valentino hat die drei für eine astronomische Summe freigekauft und versteckt sie in

einer Fischerhütte am Hafen.
In einer mondlosen Nacht soll
ein Kutter die Flüchtlinge nach
Rumänien bringen. Lidia
verabschiedet sich von
Valentino, umarmt ihn in der
bitteren Gewissheit, dass sie
ihn nie wiedersehen wird, ihren
Onkel oder ihren Vater, mit
Sicherheit weiß das nur ihre
Mutter. Später hört sie, dass es
ihm und seinem Bruder Antonio
mit dessen Familie gelungen

ist, sich von Rumänien nach Frankreich durchzuschlagen, wo sie wieder Weinbauern geworden sind.

Zum Abschied hat Valentino Lidia sechs schwere Silberlöffel mit dem Monogramm der De Martinos geschenkt. Diese Löffel ernähren sie ein halbes Jahr lang. Jeden Monat versetzt sie einen davon im Torgsin, einem Geschäft für den «Handel mit Ausländern»,

obwohl hier niemand mehr
Handel mit Ausländern treibt.
Längst hat sich der eiserne
Vorhang zum Rest der Welt
geschlossen, «Ausländer» ist
ein Schimpfwort geworden. Im
Torgsin versetzen die
Odessiten jetzt ihre letzten
Habseligkeiten, ein letztes
Schmuckstück, ein letztes altes
Service. Mitten im Holodomor
gibt es in diesem Geschäft alles,
was es nur unter Zar

Nikolaus II. gegeben hat:
Apfelsinen, Schokolade,
Schinken, Kaffee, Kaviar. Von
dem Geld, das Lidia für einen
silbernen Löffel bekommt, kauft
sie sich Getreide, Öl und
Trockengemüse für einen
Monat. Zu Hause kocht sie sich
in Jelenas Küche Suppe oder
Kascha daraus.

Als überraschende
Einnahmequelle erweist sich
für sie das Pauspapier, das in

Schreibwarengeschäften erhältlich ist. Zufällig hat sie mit Tante Natalia herausgefunden, dass eine Schicht des Pauspapiers aus Batist besteht. Sie weichen das Papier ein und kochen es anschließend so lange, bis der Batist sich abgelöst hat.

Nachdem er getrocknet und gebügelt ist, lässt sich daraus wunderbar Unterwäsche nähen, die man auf dem Markt

verkaufen oder gegen
Lebensmittel tauschen kann.
Natürlich hat Tante Natalia
keine Nähmaschine, sie sitzen
halbe Nächte unter der Lampe
in der Küche und sticheln. Das
Problem ist nur, dass sie nicht
ständig große Mengen
Pauspapier kaufen können, das
könnte Verdacht erregen. Die
Lösung kommt schließlich von
Anetschka, Tante Natalias
Tochter. Sie arbeitet in einer

Bibliothek und entdeckt im Archiv eine Vielzahl von Zeichnungen, die auf Pauspapier gemacht sind. Da sich die Tusche beim besten Willen nicht aus dem Batist herauskochen lässt, tragen die Unterhemden, Schlüpfer und Büstenhalter, die Lidia von nun an mit ihrer Tante näht, die rätselhaften, fragmentarischen Muster technischer Zeichnungen. Trotzdem findet

ihre «Kollektion» reißenden Absatz auf dem Schwarzmarkt. Man muss nur vorsichtig sein, die Polizei ist allgegenwärtig, aber sie haben Glück und werden nie erwischt.

Zusätzliche Einnahmen beschert Lidia immer wieder auch die verordnete Ukrainisierung der Odessiten. Für ein gutes Honorar wird sie mit Übersetzungen von Betriebsverordnungen und

Arbeitsbroschüren aus dem Russischen ins Ukrainische beauftragt, ein anderes Mal soll sie die Mitarbeiter der Post auf ihre Ukrainischkenntnisse prüfen. Sie macht ein Diktat mit ihnen – die Prüflinge sprechen nur Russisch und verstehen höchstens die Hälfte, ihre Diktate wimmeln von Fehlern. Lidia muss alle mit «Ungenügend» benoten, worauf sämtliche Postbeamten

gezwungen werden,
Ukrainischkurse zu belegen.
Dank ihrer Kinderfrau
beherrscht Lidia das
Ukrainische so perfekt, dass
jeder sie für eine
Muttersprachlerin hält. Das
verhilft ihr nicht nur zu
dringend benötigten
Einnahmen, sondern verleiht
ihr auch den
überlebenswichtigen
proletarischen Anstrich.

Im letzten Studienjahr
unternimmt man trotzdem den
Versuch, sie von der
Universität zu vertreiben. Ohne
Begründung werden ihr von
heute auf morgen hohe
Studiengebühren auferlegt,
jedem ist klar, dass sie die nicht
bezahlen kann. Als sie schon
fast zum Aufgeben bereit ist,
fällt ihr ein letzter und einziger
Trumpf ein, der sich noch
ausspielen lässt. Im Grunde ist

es Betrug, da ihr Vater sich längst vom sowjetischen Staat losgesagt hat, aber Lidia setzt alle Hebel in Bewegung und beschafft sich das Gerichtsurteil, nach dem ihr Vater für seine Teilnahme an der antizaristischen revolutionären Arbeiterbewegung zu zwanzig Jahren Verbannung verurteilt wurde. Sie gibt das Papier mit einem entsprechenden Brief im

Rektorat ab, und als sie am nächsten Tag im Vestibül an der Tafel vorbeigeht, auf der «Die besten Studenten unserer Universität» aufgelistet sind, findet sie darunter auch ihren Namen. Von der Studiengebühr ist sie befreit.

Ihre Diplomarbeit schreibt Lidia innerhalb von drei Tagen, nach dem Motto: Papier ist geduldig. Sie vergleicht den ukrainischen Schriftsteller

Michailo Kozjubinskij mit Maxim Gorkij und stellt die aus der Luft gegriffene These auf, dass Gorkijs Werk stark von Kozjubinskij beeinflusst ist. Ihren Tutor verwundert das, er hat davon noch nie gehört. Es erstaunt ihn auch, dass sie ihre Diplomarbeit auf Russisch geschrieben hat, aber Lidia erklärt ihm, dass sie ihre guten Russischkenntnisse der Universität verdankt, hier habe

sie die Sprache erst gelernt.
Für den Bockmist, den sie
verzapft hat, bekommt sie eine
Eins. In ihrem Diplom steht zu
lesen, nun sei sie Dozentin für
Literatur – diplomatisch wird
verschwiegen, für welche, für
die russische oder die
ukrainische.

Ihre Anstellung in der
Universitätsbibliothek, in der
sie zuletzt als Leiterin des
Lesesaals gearbeitet hat, endet

skandalös. Als man ihr die drei Wochen Urlaub verweigert, die sie beantragt hat, bleibt sie der Arbeit einfach fern. Nach Ablauf der drei Wochen stößt sie auf einen Aushang an der Bibliothekstür: «Der Arbeitsbummelantin Iwaschtschenko L. J. ist der Zutritt zur Bibliothek streng verboten.» Aber das spielt für sie keine Rolle mehr, ihre Zeit in Odessa ist sowieso vorbei.

Für die Abschlussfeier näht ihr die gute Tante Natalia aus einem alten Rock ein Kleid in der Modefarbe *elektrik*, außerdem einen weißen Bolero aus dem aus Pauspapier gewonnenen Batist. Dazu trägt Lidia ein Paar der eleganten Schuhe, die ihr die Schuhmacher geschenkt haben. Die Partei und der Genosse Stalin spendieren den Absolventen eine Frikadelle mit

Kartoffeln, zum Nachtsch ein
süßes Brötchen und eine Tasse
Tee. Lidia bemerkt, dass sie
offenkundig nicht die Einzige
ist, die die ukrainische
Unschuld vom Lande gespielt
hat. Als der gemütliche Teil des
Abends mit Tanz und
alkoholischen Getränken
beginnt, vergessen die meisten,
dass sie Ukrainisch sprechen
müssen, und verfallen freudig
ins Russische.

Lidia kehrt zurück nach Mariupol. Ihre Hauptaufgabe sieht sie nun darin, ihrem Bruder und ihrer Schwester eine Ausbildung zu ermöglichen und ihre Eltern zu unterstützen. Von ihrer Zukunft hat sie keinerlei Vorstellungen. Sie denkt weder an einen richtigen Beruf noch an eine eigene Familie. Es geht weiterhin nur ums Überleben.

Sie kommt als Redakteurin

und Übersetzerin bei der Zeitung «Asowscher Proletarier» unter. Das Gehalt ist annehmbar, außerdem gibt es ein kostenloses Mittagessen in der Kantine. Abends, nach Redaktionsschluss, unterrichtet sie wieder, sie bringt den Arbeitern eines Eisenhüttenwerks Lesen und Schreiben bei. Die zwei Gehälter machen die Familie endlich halbwegs satt, die

Eltern scheinen ein wenig aufzuleben.

Eines Tages, sie ist erst seit einigen Wochen bei der Zeitung, kommt kurz vor Redaktionsschluss eine Meldung herein, die am nächsten Tag an gut sichtbarer Stelle im Blatt erscheinen muss. Es geht um die Einberufung einer geschlossenen Versammlung des Parteiaktivs, die am

Folgetag um sechs Uhr im Bibliothekspavillon des Kulturparks stattfinden soll, Erscheinen ist Pflicht. Lidia übersetzt den einfachen Text ins Ukrainische und gibt ihn in die Druckerei. Am nächsten Morgen entlädt sich ein schreckliches Gewitter. Die Parteiaktivisten hatten sich morgens um sechs verschlafen und verschreckt im Kulturpark eingefunden (nicht zu

erscheinen wäre
lebensgefährlich gewesen) und
wunderten sich darüber, dass
der Vorsitzende nicht
auftauchte. Da stellte sich
heraus, dass die Versammlung
nicht für sechs Uhr morgens,
sondern für sechs Uhr abends
anberaumt war. Es lässt sich
nicht mehr klären, wer den
Fehler gemacht hat, der
Verfasser der Zeitungsmeldung
oder Lidia in ihrer

Übersetzung, aber nun nimmt
das schon seit langem
schwelende Unheil seinen Lauf.
Lidia wird ganz offen
angegriffen und schikaniert,
man beobachtet sie, stellt ihr
Fangfragen, interessiert sich
plötzlich dafür, was für Bücher
sie liest. Eine Kollegin gibt sich
überraschend anhänglich,
begleitet sie jeden Abend nach
Hause und fragt sie über ihr
Leben aus. Lidia ist einsam und

hat nichts dagegen, ein wenig zu plaudern.

Als sie schließlich ein Telegramm aus Odessa bekommt, mit dem Wortlaut «Nina ist krank geworden, lass dich impfen», wird ihr klar, dass sie in ernsthaften Schwierigkeiten steckt. Nina ist Bellas Deckname, und mit «krank» ist ganz offensichtlich gemeint, dass man sie verhaftet hat. Später wird Lidia sich

genau daran erinnern, dass sie zum letzten Mal am 9. November 1933 den Weg von der Redaktion nach Hause gegangen ist, in Begleitung ihrer lebenswürdigen Kollegin. Eine stille, milde Luft, in den Gärten blühen noch die Blumen – für lange Zeit der letzte ganz gewöhnliche Abend in ihrem Leben.

Am nächsten Tag gibt sie nach der Arbeit wie immer

Unterricht im
Eisenhüttenwerk. Die Arbeiter
sind müde, sie haben den Tag
über geschuftet, aber sie hören
artig zu. Nach etwa einer
halben Stunde öffnet sich leise
die Tür, die Leiterin der
Studienabteilung winkt sie nach
draußen. Lidia entschuldigt
sich bei den Schülern und geht
hinaus. Vor der Tür zwei
Männer in Zivil, die sie bitten,
ihnen zu folgen. Sie will erst

ihren Schülern Bescheid sagen und ihre Aktentasche holen, aber die Männer halten das nicht für nötig. Auf der Straße zeigen sie ihr im schwachen Licht einer Laterne irgendein gestempeltes Papier. Dann hört sie eine messerscharfe Stimme: «Sie sind verhaftet!»

Sie wird in einem Dienstwagen des NKWD nach Hause gebracht. Erst jetzt, auf der kurzen Fahrt zu ihrer

Wohnung, fällt ihr das belastende Material ein, das zu Hause in einer Schublade liegt: Bellas auf Zigarettenpapier gekritzelt Manifest, in dem die Partei als arbeiterfeindliche Bande bezeichnet und zu einer neuen Revolution gegen den terroristischen Staatskapitalismus aufgerufen wird. Dazu mehrere Briefe von Bella, in denen sie Lidia ganz unverhohlen auffordert, sich

durch die Gründung von Literaturzirkeln in den Mariupoler Betrieben Zugang zu den Arbeitern zu verschaffen und die zu agitieren. Selbst das warnende Telegramm aus Odessa hat Lidia nicht an dieses vernichtende Beweismaterial erinnert. Sie versteht nicht, wie sie so unvorsichtig sein konnte.

Während der Hausdurchsuchung kann Lidia

ihrer Mutter zuflüstern, dass man sie mitnehmen wird. Die ganze Wohnung wird auseinandergenommen, jede Ritze durchsucht, und natürlich findet man auch Bellas Briefe samt dem Manifest, das Lidia zusammengerollt und in einem Buch versteckt hat, zwischen Buchrücken und Buchblock. Gegen Mitternacht bringt man sie in die Kommandantur des NKWD. Gab es noch einen

letzten Blick, ein Abschiedswort zwischen meiner Mutter und ihr? Die Schwestern werden sich nie wiedersehen. Als Lidia mit achtzig Jahren ihre Geschichte niederschreiben wird, ist meine Mutter schon seit fast sechs Jahrzehnten nur noch Erinnerung für sie, in ihrem Gedächtnis vielleicht schon bis zur Unkenntlichkeit verblasst.

Das Verhör in der

Kommandantur dauert bis zum Morgen, dann darf Lidia ein paar Stunden auf dem Sofa im Vernehmungsraum schlafen. Sie wird von einem Uniformierten geweckt, der sie auffordert, ihr zu folgen. Sie zieht ihren Mantel an und nimmt das Bündel, das ihr Bruder Sergej vorbeigebracht hat. Als er vor ihr stand, beschimpfte er sie als Vaterlandsverräterin, als

Renegatin und Egoistin, die die ganze Familie ins Unglück gestürzt habe. Vermutlich ist das die letzte Begegnung zwischen den Geschwistern. Später, in ihren Aufzeichnungen, schon nach Sergejs Tod, wird sie sagen, sie habe ihm lange Zeit nicht verzeihen können, erst später habe sie verstanden, dass er gezwungen war, sich von ihr zu distanzieren. Nur so habe er

die restliche Familie und sich selbst vor weiterem Unheil bewahren können.

Draußen muss Lidia in einen Gefängniswagen steigen und wird nach Donezk gebracht, ins regionale Hauptgefängnis, wo man ihr den Kopf kahl schert und sie allein in eine Kellerzelle sperrt. Tag und Nacht brennt das Licht, die Einrichtung der Zelle besteht aus einer eisernen Pritsche und einer

Latrine. In den ersten Wochen holt man sie täglich zum Verhör, stellt ihr immer wieder dieselben Fragen. Dann reißen die Verhöre plötzlich ab, es scheint, als hätte man sie in ihrem Verlies vergessen. Zwar quälen sie die Ratten und Kakerlaken, aber sie genießt das Alleinsein. Für sie, die seit langer Zeit nichts anderes kennt als «komprimiertes» Wohnen, ist Alleinsein Glück.

Sie hat seit jeher das Nachdenken geliebt, jetzt hat sie endlich Zeit dafür. Mit geschlossenen Augen liegt sie auf der Pritsche und geht all den vielen Fragen nach, die sie an das Leben hat. Einzig an ihre Zukunft versucht sie nicht zu denken.

Nach drei Wochen wird sie aus dem unterirdischen Gefängnisreich geholt, halb verhungert und halb blind von

dem schneidenden, nie
verlöschenden Zellenlicht. Man
bringt sie ins
Untersuchungsgefängnis von
Odessa, die Stadt, in der ihr
Verhängnis seinen Ausgang
genommen hat. Aus der
Isolationshaft kommt sie zu elf
Frauen in eine enge Zelle, wo
es ständig Streit um eine der
acht Pritschen gibt. Lidia
schläft meistens auf dem
Fußboden, aber ab und zu lässt

eine junge deutsche
Kommunistin, die schon zum
zweiten Mal inhaftiert ist, sie
bei sich auf der Pritsche
unterschlüpfen und instruiert
sie flüsternd über das richtige
Verhalten bei Verhören. Einmal
sieht sie durch das vergitterte
Fenster Bella Glaser, die von
zwei Uniformierten über den
Gefängnishof geführt wird. Es
ist der letzte Blick auf ihre
Freundin.

Über ihre Vernehmungen schreibt Lidia nichts. Sie schildert lediglich ein besonderes Vorkommnis. In einem ihrer Vernehmer in Odessa erkennt sie Slawa Bronstejn, ihren einstigen Nachbarn und Mitschüler. In der Schule hatte er sie gemeinsam mit den anderen gemieden, später machte er sich an sie heran, umsonst. Jetzt rächt er sich, indem er sie

im Vernehmungszimmer
vergewaltigt, was bei
weiblichen Angeklagten zu den
probaten Verhörmethoden
gehört. Danach bittet sie Slawa
Bronstejn um Papier und einen
Stift, sie wolle ihr Geständnis
niederschreiben. Er gibt ihr
das Gewünschte, erfreut
darüber, dass seine Methode so
prompt gewirkt hat. Doch Lidia
schreibt kein Geständnis, sie
schreibt eine Denunziation. Sie

berichtet von seiner verleugneten Verwandtschaft mit Trotzki, von seinem Hass auf den Staat, von der Böttcherwerkstatt seines Vaters, der bis zur Revolution zwanzig schlecht bezahlte Angestellte beschäftigt hat. Als sie am nächsten Tag wieder zum Verhör gebracht wird, begegnet sie Slawa auf dem Korridor. Er ist kreidebleich. «Du Dreckstück!», zischt er. Es

ist noch nicht lange her, da hat er sich Bücher bei Lidia ausgeliehen, etwa den Schmöker «Engel der Liebe». Daran erinnert Lidia sich jetzt. «Nicht doch, nicht doch», erwidert sie leichthin im Vorübergehen, «ich bin der Engel der Liebe.» Einige Tage später sieht sie, wie er, blutig geschlagen, über den Gefängniskorridor geschleift wird.

Nach insgesamt fast fünf Monaten Untersuchungshaft führt man Lidia in irgendein Kämmerchen und fordert sie auf, ihr Urteil zu unterschreiben. Durch eine angelehnte Tür hört sie, wie zwei Gefängnisangestellte sich unterhalten. «Bei den Ärzten und Ingenieuren haben wir das Plansoll schon übererfüllt», sagt die eine. «Aber mit den Lehrern sind wir im Rückstand,

da müssen wir uns noch ranhalten», erwidert die andere.

Schwer vorstellbar, dass die dreiundzwanzigjährige, eins vierundfünfzig große Lidia, die nach der langen Untersuchungshaft nur noch ein Fliegengewicht ist, als besonders gefährlich gilt, trotzdem wird sie von zwei bewaffneten Begleitsoldaten nach Medweshja Gora

gebracht, in einem Zugabteil,
das extra für sie reserviert ist.
Ob auch all die anderen, jeder
einzelne der Millionen
Verurteilten, mit so viel
Aufwand und Komfort an ihre
Bestimmungsorte gebracht
werden? Die Soldaten sprechen
bis Moskau kein einziges Wort
mit ihr. Zweimal pro Tag
bekommt sie einen Becher Tee
und Brot mit etwas Speck.
Wenn sie zur Toilette muss,

wird sie begleitet und darf die Tür nicht abschließen. In Moskau muss sie den Zug verlassen und wird in einem Gefängniswagen zu einem anderen Bahnhof gebracht. Von dort geht es weiter in Richtung Murmansk, wieder in einem eigenen Zugabteil, mit zwei neuen Begleitsoldaten, aber es gibt eine Verbesserung. Die Fenster haben jetzt keinen Sichtschutz mehr, sie darf

hinausschauen in die
verschneite, immer
menschenleerer werdende
Landschaft.

Am 1. April 1934 kommt sie
in Medweshja Gora an. In der
Aufnahmebaracke wird sie
freundlich von einem jungen
Häftling begrüßt, der ihre
Personalien aufnimmt. Es ist, so
bemerkt sie in einem
Nebensatz, ihr zukünftiger
Mann Juri.

Nach der Registrierung ist sie «frei», sie kann gehen, wohin sie will. In ihren leichten Halbschuhen und ihrem dünnen Mantel steht sie draußen im Schnee, in der nur von ein paar großen, tief hängenden Sternen erleuchteten Nacht. Die Verbannten werden einfach in der Wildnis ausgesetzt, sie müssen selbst sehen, wie sie zurechtkommen. Man weiß,

dass sie nicht fliehen können,
hier gibt es weit und breit
nichts als Wälder, Sümpfe,
Bären und Wölfe. Irgendwo in
der Ferne scheinen ein paar
schwache Lichter zu flackern,
aber Lidia ist schon nach zwei
Minuten zu einem Eiszapfen
erstarrt und kann nirgends
einen Weg erkennen, der zu
den Lichtern führen könnte. In
ihrer Ratlosigkeit geht sie
zurück in die

Aufnahmebaracke.

Juri rettet sie nicht nur in dieser Nacht. Letztlich ist wahrscheinlich er es, dem sie ihr Überleben im Lager verdankt. Von Lidias Sohn Igor weiß ich, dass Juri, sein Vater, aus einer bekannten Dynastie russisch-orthodoxer Priester stammte, selbst aber die Nachfolge nicht angetreten hat, weil er sich zum Ingenieur berufen fühlte. In die

Verbannung geriet er wegen einer abfälligen Bemerkung über Marschall Woroschilow, einen der engsten Vertrauten Stalins, den er einen Speichellecker nannte. Dafür bekam er fünf Jahre aufgebrummt. Jetzt, im Lager, ist er auch nur ein Häftling, aber ein privilegierter, ein begabter junger Ingenieur, dem die Lagerleitung wohlgesinnt ist und der

lebenswichtige Verbindungen hat. In dieser Nacht bringt er Lidia zu einer geheizten Frauenbaracke, in der sie für die nächsten Tage bleiben darf. Es gibt dort keine Pritsche für sie, aber sie darf auf dem Fußboden neben dem warmen Ofen schlafen. Die Frauen geben ihr großzügig von ihren Essensrationen ab, dafür stehlen sie ihr fast den gesamten Inhalt ihres Bündels.

Die erste Arbeitsstelle, die Lidia zugewiesen wird, ist ein Kindergarten für Kinder höherer Lagerkader. Die Mütter behandeln Lidia wie eine Leibeigene, aber die Anstellung verhilft ihr zu einer eigenen Pritsche in einer anderen, besser ausgestatteten Frauenbaracke, sie bekommt Bons für die Kantine des NKWD und darf aufessen, was die Kinder übrig lassen. Doch

das Glück währt nur kurze Zeit.
Unvertraut mit den örtlichen
Gegebenheiten, gerät Lidia mit
den Kindern beim
Beerensuchen in einen der
überall lauernden Sümpfe. Im
letzten Moment, als einige
schon zu versinken beginnen,
bemerkt sie ein Wachsoldat aus
der Ferne und führt sie heraus
aus der Todeszone. Lidia wird
fristlos entlassen, aber sie muss
froh sein, dass man ihre

Verbannungsfrist nicht verlängert. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn eines der privilegierten Kinder im Sumpf umgekommen wäre.

Um der drohenden Einteilung zum Holzfällen zu entgehen, begibt Lidia sich auf eigene Faust auf Arbeitssuche. Sie fährt auf dem riesigen Lagerterritorium mit der sogenannten Kuckucksbahn von Kolonie zu Kolonie und

stellt sich vor. Die Bahn besteht aus einer kleinen, schwer keuchenden Dampflok, die einen Anhänger mit Holzkloben hinter sich herzieht. Das Holz, mit dem die Lok geheizt wird, dient gleichzeitig als Sitzgelegenheit für die Passagiere. Einmal, als die Bahn mitten in der Taiga stehen bleibt, weil der Brennstoff ausgegangen ist und neue Bäume gefällt werden müssen,

schlägt ein Mitpassagier Lidia vor, die letzten fünfzehn Kilometer bis zur Kolonie zu Fuß zu gehen. Lidia ist einverstanden. Es ist eine helle weiße Nacht, aber nach kurzer Zeit sind sie wieder mitten in einem Sumpf, sie müssen den Rest des Weges auf den hölzernen Bahngleisen zurücklegen. Lidias junger Weggefährte hat lange Beine, für ihn ist der Abstand

zwischen den Schwellen ein normaler Schritt, aber Lidia muss von Schwelle zu Schwelle springen. Sie springt auf einer Wegstrecke von fast fünfzehn Kilometern. Einmal verfehlt sie die Schwelle, und ihr Begleiter muss sie herausziehen aus dem kalten schwarzen Brei, der sofort unerbittlich an ihr zu saugen beginnt. Irgendwann nähert sich ihnen einer der riesigen Braunbären, die hier

überall herumstreifen und nachts auf der Suche nach Nahrung in die Kolonien eindringen. Aber zum Glück liegt der Sumpf zwischen ihnen und dem hungrigen Koloss.

Nach wochenlangen vergeblichen Bewerbungen, niemand will eine «Politische» einstellen, verhilft ihr Juri, mit dem sie inzwischen eine scheue Liebe verbindet, zu einer Anstellung als Lehrerin in einer

Strafkolonie für minderjährige
Häftlinge. Bei ihrem Eintreffen
im Lager ließ ihr
Überlebensinstinkt sie sofort
nach dem ersten Strohalm
greifen, der sich ihr in Gestalt
von Juri bot, doch nun erweist
er sich nicht als Strohalm,
sondern als starkes Tau, das ihr
hilft, sich aus den tödlichen
Gefilden des Lagers
herauszuziehen. Eine schwere
körperliche Arbeit hätte sie auf

Dauer nicht durchhalten können, insofern ist eine Stelle als Lehrerin die Rettung für sie. Allerdings bedeutet diese Stelle die örtliche Trennung von Juri. Die Kinder- und Jugendkolonie namens «Polarkreis» liegt direkt am Weißmeer-Ostsee-Kanal, zwanzig Kilometer entfernt von Medweshja Gora, wo Juri in der technischen Verwaltung arbeitet. Bevor Lidia ihre neue

Stelle antritt, heiraten sie. Nur als Ehepaar werden sie die Erlaubnis bekommen, einander gelegentlich zu besuchen.

In der Kolonie «Polarkreis» sind zweitausend Kinder und Jugendliche zwischen acht und siebzehn Jahren untergebracht. Straßenkinder, Waisen, Häftlingskinder, solche, die schon im Kindesalter zu Verbrechern, sogar zu Mördern geworden sind. Lidia

wird eine Pritsche in der Baracke für weibliches Schulpersonal zugewiesen. Als Matratze dient ein Sack mit Sägespänen, man händigt ihr eine Blechschüssel, einen Becher und einen Löffel aus. Nachts wird der Kanonenofen geheizt, das Holz müssen die Frauen sich im Wald zusammensuchen, aber davon gibt es hier genug. Die Tür wird über Nacht mit einem

Baumstamm gegen Einbrecher und Bären verbarrikadiert.

Mittags darf Lidia in der Lehrerkantine essen, für den Abend bekommt sie eine Brotration mit nach Hause.

Manchmal bessern die Frauen ihren Speiseplan durch Pilze und Preiselbeeren auf, die sie in den umliegenden Wäldern sammeln, immer darauf bedacht, nicht in einen der tückischen Sümpfe zu geraten.

Zur Umerziehung der kriminellen Kinder und Jugendlichen leistet der Staat sich achtzig Lehrer. In allen Klassen wird der Unterricht im Beisein eines bewaffneten Wachtpostens abgehalten. In Unkenntnis der Verhältnisse lehnt Lidia das ab, sie möchte mit ihren Schülern allein sein. Man warnt sie, aber sie besteht auf ihrem Willen, und als sie zum ersten Mal in Begleitung

des Direktors das
Klassenzimmer betritt, stehen
die Schüler artig auf.
Fünfundzwanzig Jungen in
weißen Hemden, alle sauber,
manierlich. Der Direktor stellt
Lidia vor, doch kaum hat er das
Klassenzimmer verlassen,
bricht ein Sturm anzüglicher,
unflätigster Bemerkungen los,
bis hin zu dem Ausruf, es der
«Puppe» mal ordentlich zu
besorgen. Lidia will

davonlaufen, doch die Tür ist bereits verstellt. Im Übrigen hätte die Flucht, wäre sie ihr gelungen, ebenfalls schlecht für sie ausgehen können.

Womöglich hätte man sie wegen unerlaubten Verlassens des Arbeitsplatzes für einige Tage in den Karzer gesteckt und anschließend zum Holzfällen eingeteilt.

Sie beschließt die Flucht nach vorn. So gefasst wie

möglich erklärt sie den Schülern, dass sie allein für das, was sie vorhätten, nicht reichen werde, aber erschießen werde man hinterher sie alle. Auf jeden Fall werde man gewiss nicht zimperlich mit ihnen umgehen, weshalb es vielleicht besser wäre, es mit dem Unterricht doch zumindest einmal zu versuchen. Die Schüler bringen ein schlagendes Gegenargument

vor: «Wir scheißen auf deinen Unterricht!» Panisch fängt Lidia an, eine ihrer Phantasiegeschichten zu erzählen, frei nach Scheherazade. Zuerst wird gelacht und gespottet, dann wird es immer ruhiger im Klassenzimmer, die Gesichter der Jungen werden ernst und aufmerksam. Als es zur Pause läutet, wird protestiert: «Wir wollen keine Pause, erzähl

weiter.» Lidia erklärt, dass sie jetzt müde ist und erst am nächsten Tag weitererzählen wird. Allerdings müsse sie auch den vorgegebenen Stoff mit ihnen durchnehmen, andernfalls werde man sie an die Luft setzen. Sie schlägt vor, in den Unterrichtsstunden so schnell wie möglich das Programm zu absolvieren, danach werde sie erzählen. Damit sind die Schüler

einverstanden.

Als sie am nächsten Tag mit fünfundzwanzig Heften unter dem Arm das Klassenzimmer betritt, wird sie mit Sprechgesang empfangen: «Die Fotze, die Fotze, die Fotze ist da, sie bringt uns was Schönes, was Schönes, hurra!» Lidia überhört die Begrüßung, legt die Hefte ab, zieht ihren Mantel aus und hängt ihn an den Nagel. Als sie sich wieder

umdreht, sind die Hefte verschwunden. Sie bringt ihre Verwunderung darüber zum Ausdruck, aber die Klasse erklärt im Chor, dass da keine Hefte gewesen seien, dass sie sich täuschen müsse.

Lidia überlegt, wie sie reagieren soll. Der Direktor hatte ihr dringend empfohlen, gleich zu Beginn einen Klassensprecher auszuwählen. Einer der Jungen war ihr schon

am ersten Tag durch seinen wachen, intelligenten Blick aufgefallen, also ruft sie ihn auf, und er stellt sich als Iwanow 26 vor. Später erfährt sie, dass alle in der Kolonie Iwanow heißen, sie unterscheiden sich nur durch Nummern voneinander. Der wahre Name wird niemals preisgegeben, und wer es trotzdem tut, wird von der Gruppe schwer bestraft. Einmal gelingt es der Lagerleitung,

einem der jungen Häftlinge
seinen richtigen Namen zu
entlocken, nachdem man ihm
besseres Essen, bessere
Kleidung und sogar die
Aufnahme in die
Pionierorganisation
versprochen hat. Man bindet
ihm das rote Halstuch um, und
nach einem feierlichen
Abendessen mit reichlich
Alkohol schickt man ihn zurück
in die Baracke. Am nächsten

Morgen findet man ihn unter seiner Pritsche, erwürgt mit dem roten Halstuch.

Nach dem Unterricht sieht Lidia sich die Akte von Iwanow 26 an, den sie zum Klassensprecher bestimmt hat. Dieser Sechzehnjährige mit den klaren blauen Augen hat bereits drei Menschen ermordet. Er erstickte seine Großmutter mit einem Kopfkissen, um ihr das Geld zu

rauben, das sie für keinen anderen als ihn gespart hatte, bei einem Wohnungseinbruch zertrümmerte er einem Mann mit einem Hammer den Schädel, schließlich erschoss er einen Polizisten. Damals war er zwölf Jahre alt.

Lidia zögert, aber bei der nächsten Gelegenheit spricht sie ihn auf die entwendeten Hefte an. Sie erfährt, dass die Schüler aus dem Papier nicht

nur Spielkarten, sondern auch
Geldscheine herstellen. Das
machen sie so perfekt, dass
ihnen nie jemand auf die
Schliche kommt. Sie selbst
dürfen nicht im Lagerkiosk
einkaufen, offiziell besitzen sie
kein Geld, deshalb verkaufen
sie die Blüten an andere
Lagerinsassen, von denen sie
Prozente in Form von
Zigaretten und Eau de Cologne
kriegen, das trinken sie wegen

seines Alkoholgehalts. Beim Kartenspielen geht es um hohe Einsätze. Zum Beispiel kann man seine Stimme verspielen und darf danach nur noch quaken oder bellen. Die Spieler setzen ihre Brotration, ihr Mittagessen, ihr einziges Paar Schuhe und manchmal sogar ihr Leben – nicht mehr und nicht weniger.

Einmal folgt einer, der sein Leben verspielt hat, gehorsam

demjenigen, der es gewonnen hat. Die beiden Elfjährigen gehen hinunter in eine Schlucht, wo der Gewinner dem Verlierer die Hände mit einer Schnur zusammenbindet und mit einer stumpfen Rasierklinge an seiner Kehle zu sägen beginnt. Das Kind, gewöhnt an die unerbittliche Lagerdisziplin, hält eine Weile todesmutig still, dann reißt es sich los und läuft schreiend, blutüberströmt,

nach oben, wo sofort die
Wachen zur Stelle sind. Das
Kind wird auf die
Sanitätsstation gebracht, das
Urteil über den Täter ist sofort
gefällt. Man hält ihm den
Gewehrlauf an die Schläfe, er
wird gefragt, ob er noch etwas
zu sagen habe. «Onkel, ich
mach es nie wieder», sagt er
kleinlaut. Dann ertönt ein
dumpfer Schuss, der Körper
des Jungen sackt zusammen.

Wenn Lidia den Schülern vor dem Ende des Unterrichts Geschichten erzählt, kann sie beobachten, wie diese Halbwüchsigen, die schon lange kein menschliches Wort mehr gehört haben, sich verändern. Ihre Gesichter werden weich und zugänglich. Manchmal stellen sie naive Fragen, machen treuherzige Bemerkungen. Mit der Zeit entsteht so etwas wie

Freundschaft zwischen ihnen, aber Lidia vergisst nie, mit wem sie es zu tun hat, sie bleibt immer auf der Hut.

Die Polarnacht und die langen Dämmerperioden bewirken, dass Lidia in ihrer Freizeit immer mehr schläft. Oft dauert der Tag nur ein, zwei Stunden und zeigt auch in dieser Zeit nicht mehr als ein bisschen Himmelsgrau. Manchmal leuchtet der Schnee

in der Dunkelheit, manchmal sieht man große, glasklare Sterne am Himmel und immer wieder die märchenhaften Schauspiele des Polarlichts. Aber Lidia wird immer müder, immer kraftloser. Einmal schläft sie am Wochenende zwanzig Stunden hintereinander. Der Arzt diagnostiziert bei ihr beginnenden Skorbut, sie soll mehr Beeren und Knoblauch essen, den Sud abgekochter

Fichtennadeln trinken und vor dem Schlafengehen Spaziergänge machen. Das ist leichter gesagt als getan, in der Kolonie geht niemand spazieren. Mehr als vor Bären, Wölfen und herrenlosen bissigen Hunden fürchtet Lidia die Menschen, denen man hier begegnet.

Eines Morgens spürt sie, dass sie sich nicht mehr von der Pritsche erheben kann. Sie

weiß, dass sie Karzer riskiert, wenn sie unentschuldigt der Arbeit fernbleibt, aber es ist ihr unmöglich, sich zu erheben, ihr Körper ist schwer wie Beton. Reglos liegt sie da und starrt an die dunkle Barackendecke. Sie ist sich sicher, dass sie nie mehr aufstehen wird. Die Mitbewohnerinnen ihrer Baracke kennen diesen Zustand. Sie geben Lidia von ihren Brotrationen ab, kochen

ihr den verordneten
Fichtennadelsud auf dem
Kanonenofen und mischen
einen Löffel von dem kostbaren
Preiselbeerwarenje hinein.

Am dritten Tag bringen sie
ihr aus der Schule eine
Geschichte mit, die ihre
Lebensgeister wieder weckt:
Während ihrer Abwesenheit
war ein gewichtiger Professor
aus Leningrad in die Kolonie
gekommen. Er hatte schon viel

von der berühmten
Umerziehungsschule in
Karelien gehört und wollte die
Gelegenheit nutzen, mit Lidias
Schülern eine Probestunde
abzuhalten. Ihm war zu Ohren
gekommen, dass die junge
Lehrerin es ablehnt, den
Unterricht im Beisein eines
Wachpostens abzuhalten, und
er wollte ihrem
beeindruckenden Beispiel
folgen. Kaum hatte der

Direktor ihm die Klasse
vorgestellt und wieder den
Raum verlassen, stand der
Klassensprecher Iwanow 26 auf
und wollte wissen, wo ihre
schöne junge Lehrerin
abgeblieben sei und was so ein
fieser alter Knochen hier wolle.
Die Frage war von gröbsten
Beschimpfungen und
anwachsendem Gebrüll
begleitet. Der Professor wollte
sich rechtfertigen und mit dem

Unterricht beginnen, aber das Geschrei wurde immer wüster. Als er endlich mit der Faust auf den Tisch schlug und sich Ruhe ausbat, warfen die Schüler mit ihren Tintenfassern nach ihm. Er erschrak zu Tode und lief, übergossen von Tinte, aus dem Klassenzimmer. Die ganze Klasse kam für vierundzwanzig Stunden in den Karzer, aber selbst auf dem Weg dorthin wiederholten die Schüler, sie

würden es nicht zulassen, dass man ihnen ihre Lehrerin wegnehme, sie wollten sie sofort zurück.

Am nächsten Tag, wieder im Klassenzimmer, ruft Lidia ihre Schüler zur Ordnung: Sie seien nicht nur unschön mit einem älteren Mann umgegangen, sondern hätten auch schwerwiegende Folgen für ihre eigene Zukunft riskiert. Aber die Jungen bleiben dabei,

dass man mit solchen Mistkäfern kurzen Prozess machen müsse, und betonen, auf sie, Lidia, ließen sie nichts kommen, sie stehe unter ihrem persönlichen Schutz.

Eines Tages fällt ihr auf, dass die Schüler so eifrig lernen wie noch nie, ja, sie behandeln sie mit einer fast zärtlichen Fürsorge, lassen sie nicht aus den Augen. Iwanow 26 flüstert ihr zu, dass ein Junge aus der

Parallelklasse beim
Kartenspielen ihre, Lidias,
Besitztümer verspielt habe, sie
dürfe vorläufig keinen einzigen
Schritt mehr allein tun.

Morgens, wenn sie sich auf den
Weg zur Schule macht, stehen
jetzt tatsächlich ein paar
Schüler bei ihr vor der Tür,
nach dem Unterricht begleiten
sie sie zurück bis zur Baracke.

Zu Silvester wird Lidia
erlaubt, für ein paar Tage zu

ihrem Mann nach Medweshja Gora zu fahren. Statt ihren Schülern Bescheid zu sagen, schleicht sie sich nach dem Unterricht unbemerkt davon, holt ihren Passierschein im Büro ab und ist kurz darauf am Zaun mit dem Wachturm. Man kontrolliert ihren Passierschein, und schon ist sie draußen, vor dem Tor. Vor ihr liegt eine Strecke von zwanzig Kilometern durch die

Polarnacht. Fünfzehn Grad minus, ein breiter, geräumter Waldweg, ein heller Mond, Stille. Sie geht raschen, beschwingten Schrittes, in Vorfreude auf das Wiedersehen mit Juri. Da sie die Gesetze der Region kennt, trägt sie die Aktentasche mit ihren Sachen in der Hand, Passierschein und Geld hat sie unter ihrem Hemd versteckt. Äste knacken, aber sie denkt sich nichts dabei –

wahrscheinlich ein
Eichhörnchen, denn die Bären
schlafen um diese Jahreszeit in
ihren Höhlen, die Wölfe halten
sich in der Regel näher bei den
Siedlungen auf. Doch ehe sie
sich's versieht, wird sie aus der
Dunkelheit angesprungen und
zu Boden geworfen. Sie
erkennt die Umrisse zweier
Gestalten. Einer der beiden
Männer setzt sich auf ihre
Brust und durchsucht sie, der

andere wühlt in ihrer Aktentasche. «Her mit dem Geld und dem Passierschein, sonst bist du erledigt!», lautet der leise Befehl. Lidia drückt sich tiefer in den Schnee, fängt dabei aber aus Leibeskräften zu schreien an. Der zweite Mann packt sie am Bein und verdreht es so rabiāt, dass man es knirschen hört. Plötzlich ein Schuss, dann Pferdegetrappel – eine berittene Streife. Die

Gestalten stürzen davon in den Wald, Lidia wird aufs Pferd gehoben und zur Bahnstation gebracht. Dort lässt man einen Krankenwagen kommen und transportiert sie nach Medweshja Gora, wo man ihr auf der Krankenstation das Bein wieder einrenkt. Am nächsten Tag bringt man ihr zwei Männer zur Gegenüberstellung. Sie sieht in die schmutzigen, boshaften

Gesichter mit den flehenden Augen und schüttelt den Kopf. Sie weiß, dass die beiden, auch ohne dass sie sie identifiziert, ihr Fett abbekommen werden.

Als sie nach ihren freien Tagen mit einem immer noch schmerzenden Bein in die Kolonie zurückkommt, stellt ihr niemand Fragen. Stattdessen teilen die Schüler ihr nur kurz und knapp mit, dass die Gefahr vorüber sei, dass sie keines

besonderen Schutzes mehr bedürfe. Lidia versteht die Zusammenhänge nicht, aber sie spürt, dass sie von nun an zur «Familie» gehört.

Oft ist es so eisig im Klassenzimmer, dass die Schüler erst die Tinte in den Fässern unter ihrer Kleidung auftauen müssen, bevor sie schreiben können. Manchmal toben wochenlang Schneestürme, die Welt

versinkt in Dunkelheit, den ganzen Tag brennt im Klassenzimmer das Licht.

Einmal, es ist still im Raum, man hört nur das Kratzen der Federn auf dem Papier, fällt wie aus dem Nichts ein

Sonnenstrahl herein. Alle sind wie elektrisiert, lassen ihre Federn fallen und stürzen zum Fenster. In all dem ewigen Dunkelgrau sieht man den schmalen, leuchtenden Rand

des Sonnenballs, er scheint zum Greifen nah. Die Vision dauert nicht länger als eine Minute, schon ist die leuchtende Sichel wieder hinter dem Horizont versunken – ein Moment des Lichts, ein Hoffnungsstrahl in der Unterwelt.

Eines Tages wird Lidia zur Lagerleitung zitiert. Man erkundigt sich danach, wie es ihr in der Kolonie geht, ob sie

Klagen hat. Dann fragt man sie, ob sie ihr Vaterland liebt. Ihr ist klar, was diese Frage bedeutet. Man stellt sie immer denen, von denen man Spitzeldienste erwartet. Und in der Tat, man benötigt ihre Hilfe zur Beseitigung eines «schädlichen Elements». Es geht um einen ihrer Kollegen, den Naturkundelehrer Gennadij Petrow. Lidia lehnt den «Antrag» nicht ab, sie weiß,

dass das ihre Verbannungsfrist erheblich verlängern würde, aber sie spielt die Dumme. Eine Woche später liefert sie bei der Lagerleitung einen Bericht ab, in dem in etwa zu lesen ist: Der Sträfling P. ist morgens um sechs aufgestanden, er hat sich gewaschen und rasiert, seine Schösslinge in den Versuchstöpfen gegossen, dann ist er in die Kantine gegangen, um seine Kascha zu essen. Im

Unterricht hat er über die Keimfähigkeit von Bohnen im nördlichen Klima gesprochen und einen seiner Schüler wegen schmutziger Fingernägel getadelt, er hat sich über Rückenschmerzen beklagt und so weiter und so fort. In der Lagerleitung wird Lidia erklärt, dass sie den Auftrag falsch verstanden habe, man erwarte von ihr kompromittierendes Material

gegen Petrow. Lidia nickt eifrig und liefert zum nächsten Termin wieder einen ähnlichen Bericht ab. Das ist das Ende ihrer Karriere an der berühmten sozialistischen Umerziehungsschule am Polarkreis. Sie wird «mangels intellektueller Fähigkeiten» entlassen.

An ihrem letzten Arbeitstag kauft sie am Lagerkiosk fünfundzwanzig Angelhaken

und schenkt jedem ihrer
Schüler einen zum Abschied.
Die Jungen sind
niedergeschmettert, aber sie
protestieren nicht. Sie wissen,
dass die Gesetze des Lagers
unabänderlich sind, dass auch
Lidia kein freier Mensch ist und
über ihr Schicksal nicht selbst
entscheiden darf.

Zwei Monate muss sie noch in
einem Holzwerk in Medweshja
Gora arbeiten, dann ist ihre

Verbannungsfrist abgelaufen.
Auch Juri ist inzwischen frei.
Sie haben ein Kind bekommen,
ihren Sohn Igor, den ich fast
achtzig Jahre später im
sibirischen Miass finden werde.
Lidia tritt eine Stelle als
Lehrerin an einer freien Schule
an, ihr Mann arbeitet als
Ingenieur in einem
Metallurgiekombinat. Sie
wohnen mit dem Kind in einer
Erdhütte ohne Wasser und

Strom, aber beiden ist klar, dass es vorläufig besser für sie ist, an einem abgelegenen Ort auszuharren, in sicherer Entfernung von den Machtzentren. Lidia zieht eine traurige Bilanz: Ich bin gröber geworden, schreibt sie, habe viel von meinem kritischen Geist eingebüßt, von den feineren Gefühlen. Das System hat gesiegt.

Während Lidia mit ihrer

Familie zurückgezogen in der Taiga lebt, hält meine Mutter mit ihrer Mutter Matilda und Tonja nun wahrscheinlich allein die Stellung in Mariupol. Jakow, der Vater, ist inzwischen gestorben, ihr Bruder Sergej studiert am Konservatorium in Kiew, Lidia ist weit weg.

Vermutlich sieht sie jetzt so aus wie auf dem alten Foto, das sie mit ihrer weißhaarigen Mutter zeigt – das magere junge

Mädchen mit dem schwarzen
Pagenkopf und dieser
bestürzenden Mischung aus
Unschuld und Wissen im Blick.
Vielleicht entsteht in dieser
Zeit die innige, immer von
Bangen erfüllte Beziehung zu
ihrer Mutter, die inzwischen
über sechzig Jahre alt und als
Tochter ehemaliger
Großkapitalisten nach wie vor
politisch gefährdet ist. Lässt
meine Mutter sie irgendwann

trotzdem allein und geht zum
Studieren nach Odessa?
Schlüpft sie ebenfalls bei einer
ihrer Tanten unter und
bekommt das Mittagessen bei
der einen, das Abendessen bei
der anderen? Muss sie
ebenfalls die Bindewörter in
Gribojedows «Verstand schafft
leiden» zählen, im
Militärkundeunterricht das
Schießen lernen, Juteballen
herumwuchten und

Postbeamten Ukrainisch
beibringen, das auch sie von
ihrer Kinderfrau gelernt hat?
Was bedeutet es, dass sie ihr
Studium mit Auszeichnung
abgeschlossen hat – sind solche
Auszeichnungen in der
damaligen Zeit nicht Arbeiter-
und Bauernkindern
vorbehalten?

Im Jahr 1941 geschieht in
Lidias Leben ein kleines
Wunder: Sie bekommt von der

Gewerkschaftsleitung ihrer Schule einen Ferienscheck für drei Wochen auf der Krim. Für eine Person ihres sozialen Status ist das ein kaum begreifliches Ereignis, aber diesem Ereignis verdanke ich wahrscheinlich die Tatsache meines Lebens. Lidias Mann arbeitet und kann den kleinen Igor nicht allein versorgen, weshalb sie eigentlich nicht in Urlaub fahren kann, aber nach

der langen Zeit am Polarkreis ist die Aussicht, auf die Krim zu reisen, allzu verlockend. Lidia schickt ihrer Mutter in Mariupol ein Telegramm und fragt sie, ob sie nicht für drei Wochen zu ihr kommen könne, um das Kind zu hüten, den Enkel, den sie noch nie gesehen hat. Und die vierundsechzigjährige Matilda macht sich tatsächlich auf in das ferne Karelien, nicht ahnend,

dass der Krieg ihr den
Rückweg abschneiden, dass sie
Mariupol und ihre Tochter
Jewgenia nie wiedersehen wird.

Hätte Lidia keinen
Ferienscheck bekommen, wäre
meine Großmutter nicht nach
Medweshja Gora gefahren, und
dann wäre das Leben meiner
Mutter wohl anders verlaufen.
Sie hätte meinen Vater nicht
geheiratet, sie hätte ihn
vermutlich gar nicht

kennengelernt, und schon gar nicht hätte sie sich nach Deutschland deportieren lassen. Sie hätte ihre Mutter nicht allein zurückgelassen mitten im Krieg, sie hätte sich vor den Deutschen versteckt. Sie wäre in Mariupol geblieben, und vielleicht hätte sie irgendwann ein anderes Kind geboren, aber nicht mich. Ich bin die Folge eines Ferienschecks, den irgendein

sowjetischer Kader aus
unerfindlichen Gründen meiner
Tante, einer ehemaligen
Konterrevolutionärin,
ausgestellt hat.

Das Urlaubsglück auf der
Krim dauert für Lidia nicht
einmal eine Woche. Am fünften
oder sechsten Tag wird sie
morgens in ihrem Hotelzimmer
von einem fernen Donner
geweckt. Es ist kein Gewitter,
wie sie im ersten Moment

glaubt, es ist der Beginn des
Kriegs, der deutsche Überfall
auf die Sowjetunion. Alle Gäste
müssen das Hotel verlassen und
werden in Bussen nach
Simferopol gebracht. Von dort
geht es weiter in überfüllten
Zügen. Draußen brennt der
reife Weizen auf den Feldern,
der Zug fährt ein Stück vor und
wieder zurück, vor und wieder
zurück, um den
Bombengeschwadern

auszuweichen. Die Menschen schreien vor Angst, bei einer jungen, barfüßigen Frau, die in Lidias Abteil sitzt, färbt sich plötzlich das Kleid rot. Ihr Kind, das sie auf dem Arm hat, wurde von einem Bombensplitter getroffen.

In Charkow geht es nicht mehr weiter, die Gleise sind zerbombt. Die Häuser in der Umgebung des Bahnhofs brennen, auf den Straßen

liegen Menschen. Erst auf den zweiten Blick begreift Lidia, dass sie nicht schlafen, sondern tot sind. Sie verliert sich in dem panischen Gedränge auf den Straßen, und als sie endlich vor dem anderen Bahnhof steht, von dem ihr Zug nach Leningrad abfährt, ist der Bahnsteig bereits geschlossen. Klein und wendig, wie sie ist, klettert sie über das eiserne Absperrgitter. Der Zug hat sich

schon in Bewegung gesetzt, sie wirft ihren Koffer in ein offenes Fenster, Hände ziehen sie durch ein anderes Fenster in den Zug. Drei Tage lang geht es immer ein Stück vorwärts und wieder rückwärts. Die Wälder brennen, vom Himmel fallen Flugzeugtrümmer. Es gibt nichts zu essen, kein Trinkwasser, die überquellenden Toiletten verbreiten einen

unerträglichen Gestank.

Als der Zug endlich im Morgengrauen in Leningrad einfährt, sieht man schon von weitem die brennenden Lebensmittelspeicher, Flammen, die bis zum Himmel schlagen und die ganze Stadt erleuchten, obwohl es regnet. Sperrballons schweben in der Luft, sie sollen die «Messerschmitts», wie die Russen die deutschen

Kriegsflugzeuge nennen, zum Absturz bringen. Überall in den Straßen bewaffnete Volkswehrtruppen. Lidia schafft es gerade noch, aus der Stadt hinauszugelangen, kurz darauf sind die Bewohner eingekesselt – die in der Menschheitsgeschichte beispiellose, über zwei Jahre andauernde militärische Blockade, während der etwa eine Million Menschen eines

langsamen Hungertodes
sterben. In der Stadt soll es
keinen einzigen Hund mehr
gegeben haben, keine einzige
Ratte. Die Menschen aßen alles,
die Sohlen ihrer Schuhe,
Tapetenkleister, Leichen.

Vom Bahnhof in Medweshja
Gora stürzt Lidia nach Hause.
Alle sind noch am Leben, ihr
kleiner Sohn Igor, ihr Mann
und ihre Mutter. Juri muss
nicht an die Front, bei der

Tauglichkeitsuntersuchung hat sich herausgestellt, dass er Tuberkulose hat. Seine Krankheit rettet nicht nur ihm das Leben, sondern der ganzen Familie. Ohne ihn, schreibt Lidia, wäre es ihr mit dem kleinen Kind und ihrer alten Mutter nicht gelungen, den Krieg zu überleben, der auch in Medweshja Gora tobt. Tägliche Luftangriffe, immer wieder stoßen Flugzeuge in der Luft

zusammen und fallen als brennende Fackeln vom Himmel. Die sowjetischen Soldaten zielen aus ihren primitiven Gewehren auf die deutschen Flugzeuge, die deutschen Piloten antworten mit Maschinengewehr-Salven. Matilda hängt draußen Wäsche auf und entrüstet sich: «Hört endlich auf herumzuschießen! Hier ist ein Kind, seht ihr das nicht?!»

Einmal werden Flugblätter
abgeworfen. Auf einer Seite ist
ein Bauer abgebildet, der in
Bastschuhen und mit
irgendwelchen Fetzen am Leib
gebeugt hinter einem Pflug
hergeht. Bildunterschrift: «So
lebt der russische Bauer unter
der Sowjetmacht.» Auf der
anderen Seite des Blattes
derselbe Bauer, aber er sitzt
gut genährt, mit Filzhut und
Lederstiefeln, auf einem

nagelneuen Traktor.

Bildunterschrift: «So wird der russische Bauer unter dem deutschen Führer leben.»

Zuweilen fliegt eines der Jagdflugzeuge mit dem Hakenkreuz am Heck so tief, dass man das Gesicht des deutschen Soldaten in der Kanzel erkennen kann.

Einer von Lidias Schülern wird verwundet. Er liegt auf der Erde, die Eingeweide

quellen ihm aus dem Bauch. Lidia bückt sich und nimmt das warme, blutige Gedärm in beide Hände, damit es nicht in den Dreck fällt. Der Junge schreit wie am Spieß. Zwei Sanitäter kommen angerannt, heben den Jungen auf eine Trage – auf dem Weg zum Lazarett hält Lidia im Laufschrift weiterhin die Därme des immer noch schreienden Jungen fest. Auf der Hälfte des Wegs wird ihr

übel, sie spürt, dass sie gleich ohnmächtig wird, aber einer der Sanitäter herrscht sie so an, dass ihr das Blut wieder in den Kopf schießt. Am Eingang zum Lazarett kommt ihnen eine Sanitäterin entgegen und hält Lidia eine Emailleschüssel hin, in die sie die Eingeweide des inzwischen bewusstlos gewordenen Jungen legt. Später hört sie, dass er überlebt hat.

Immer mehr Bewohner
fliehen. Die Türen der
verlassenen Wohnungen und
Geschäfte stehen offen,
niemand kümmert sich darum.
Im Ort spazieren herrenlose
Hühner und Kühe umher. Eine
barfüßige junge Frau flüchtet
kreischend, auf den Armen
ihren kranken Vater. Ständig
hört man von Dörfern, deren
gesamte Bewohnerschaft
ausgelöscht wurde.

Im Oktober wird Lidia mit ihrer Familie nach Kasachstan evakuiert. In einem Güterzug geht die Reise durch ganz Russland – fast fünftausend Kilometer, eine Odyssee von über einem Monat durch das brennende Land, immer vor und zurück, bis an die Grenze nach China. Ein Teil der Evakuierten stirbt unterwegs, die meisten anderen kommen in der Schneenacht um, in der sie

man sie schließlich in der kasachischen Wildnis aussetzt und ihrem Schicksal überlässt. Juri schafft es zu Fuß bis nach Alma-Ata und kommt mit einem Pferdefuhrwerk zurück.

Letztlich, so schreibt Lidia, verdanken Juri und sie ihre Rettung dem Krieg. Sie verbrennen ihre Pässe, in denen sämtliche Daten ihrer Vorgeschichte als Volksfeinde festgehalten sind, und

behaupten auf dem Amt in Alma-Ata, die Pässe seien ihnen in den Kriegswirren abhandengekommen. Man glaubt ihnen und stattet sie mit neuen Pässen aus. Lidia ist wieder ein unbeschriebenes Blatt, ein neuer Mensch. Sie kann noch einmal ganz von vorn beginnen.

Dritter Teil



Am 8. Oktober 1941, meine
Mutter ist einundzwanzig Jahre

alt, wird Mariupol von den Truppen der deutschen Wehrmacht besetzt – Hitlers Unternehmen Barbarossa, das die Slawen dezimieren und Lebensraum für die arische Herrenrasse schaffen soll. Zum Zeitpunkt der Okkupation leben 240000 Menschen in Mariupol, zwei Jahre später sind es nur noch 85000.

Ich weiß nicht, was meinen Vater dazu bewogen hat,

Russland zu verlassen und in die Ukraine zu gehen, ich weiß nicht, wann und wie meine Eltern sich kennengelernt haben. Aber ich glaube, dass es im Krieg war, dass der Krieg diese Ehe gestiftet hat.

Vielleicht war auch der Hass gegen Stalin im Spiel, den mein Cousin Igor für die stärkste Gemeinsamkeit zwischen seinen Eltern Lidia und Juri hielt. Aber entscheidend war

wohl, dass meine Mutter im
Kriegsinferno niemanden mehr
hatte außer Tonja, dass sie ganz
auf sich gestellt war. Vielleicht
wäre sie in ihrer Verlassenheit
und Todesangst einfach jedem
gefolgt, der ihr Schutz
versprach. Der Russe von der
Wolga war zwanzig Jahre älter
als sie und besaß genau die
Fähigkeiten, die ihr abgingen.
Er konnte kämpfen, sich
durchschlagen, überleben. Ein

gut aussehender, männlich-zupackender Mann, der wahrscheinlich sofort ihr Leben in die Hand genommen hat. Sie ist ein unverhoffter Glücksfall für ihn – eine junge Frau, die noch von der Aura der vorrevolutionären Elite umgeben ist, zu der er, Sohn eines kleinen Gemischtwarenhändlers, nie Zugang hatte. Sie, blutjung, schön, unschuldig und völlig

verloren, fällt ihm ganz von selbst in die Hände, ein Geschenk des Krieges an ihn. Angezogen von seiner Stärke, fasziniert von seinem derben, herrischen Verlangen nach ihr, erlebt sie mit ihm ihre erste Leidenschaft, die im Krieg, in der ständigen Gegenwart des Todes, wohl umso existenzieller ist.

Weiß sie von seiner ersten Frau, als sie ihn heiratet, einer

Jüdin, mit der er zwei Kinder hat? Diese Ehe, von der ich später nur durch Zufall erfahren werde, ist für mich der dunkelste Aspekt in der insgesamt dunklen Biographie meines Vaters. Nie hat er über seine Vergangenheit in der Sowjetunion gesprochen, sie war in ihm eingeschlossen wie in einem Tresor, zu dem vielleicht nicht einmal er selbst den Schlüssel besaß. Auch

meine Mutter hat er nach ihrem Tod kein einziges Mal erwähnt – als hätte sie nie existiert. Meine Schwester und ich waren allein mit ihm zurückgeblieben, einem Mann, der in einer undurchdringlichen inneren Emigration lebte. Abgesehen von seinen unberechenbaren Gewaltausbrüchen kannten wir ihn nur schweigend, trinkend, rauchend, dicke russische

Bücher lesend, die er sich einmal im Monat in einem großen Paket aus der Tolstoi-Bibliothek in München kommen ließ. Gelegentlich, wenn er in guter Stimmung war, erzählte er von seinem vorrevolutionären Leben in Kamyschin, von traditionellen religiösen Festen, von Hochzeiten und Beerdigungen, von seinem Singen im Kirchenchor und immer wieder

von den riesigsten, saftigsten Wassermelonen der Welt, die an der schier unendlichen Wolga wuchsen, gegen die die deutsche Elbe (hatte er sie je gesehen?) ein Rinnsal war. Die einzige gewichtige Auskunft, die er je über sich gab, war die, dass seine Eltern, als er dreizehn Jahre alt war, beide an Typhus starben und er sich und seine drei jüngeren Brüder vor dem Hungertod rettete, indem

er das Häuschen seiner Eltern
für einen einzigen Sack Mehl
verkaufte. Jahrzehnte später
erfahre ich aus Lидias
Aufzeichnungen, dass es sich
dabei um eines jener
«Knebelgeschäfte» gehandelt
haben muss, die ihr Vater
später als
Untersuchungsrichter
verfolgte.

Über das Schicksal der
ersten Familie meines Vaters

konnte ich nie etwas in Erfahrung bringen, aber ihre Existenz bescheinigt mir eine Gemeinsamkeit zwischen meiner Mutter und mir: Wir wurden beide in der zweiten Familie unserer Väter geboren, waren so etwas wie Nachfolgekinder gealterter Männer, die ihre erste Ehe verlassen und eine deutlich jüngere Frau geheiratet hatten. Jakows erste Frau war

wahrscheinlich in Sibirien
zurückgeblieben, den
gemeinsamen Sohn hatte er
nach Warschau mitgenommen,
aber wie war es bei meinem
Vater? Lebte er bereits
getrennt von seiner ersten
Familie, als er meine Mutter
kennenlernte, oder verließ er
seine Frau und die Kinder
mitten in der Hetzjagd auf die
Juden, um sich mit einer
Dreiundzwanzigjährigen nach

Deutschland abzusetzen?
Wurden die Frau und meine
Stiefgeschwister, allein
zurückgeblieben, von den
Nazis ermordet, oder waren sie
vielleicht schon tot, als meine
Eltern einander begegneten?
Ich werde es nie erfahren.
Dieses und zweifellos nicht nur
dieses Geheimnis nahm mein
Vater mit ins Grab, als er 1989,
dreiunddreißig Jahre nach
meiner Mutter, als blinder,

sprachloser Greis in einem deutschen Altenheim starb.

Die massenhafte Deportation der Ukrainer nach Deutschland wird damals eingeleitet von einer allgegenwärtigen Propaganda der Besatzer. Auf Schritt und Tritt werden die Sowjetbürger dazu aufgerufen, sich zum Arbeitseinsatz in Deutschland zu melden, man verspricht ihnen dort das Paradies. Die Gehirnwäsche

findet überall statt: in den Vorprogrammen der Kinos, auf allen Rundfunksendern, an den Arbeitsplätzen, auf Bahnhöfen, in Theatern, auf öffentlichen Plätzen und Straßen. Große bunte Plakate zeigen glückliche Ukrainer an fortschrittlichen deutschen Werkbänken, schmuck gekleidete ukrainische Haushaltshilfen beim Rühren des deutschen Sonntagskuchens.

Ukrainerinnen sind als Dienstmädchen besonders beliebt, 1942 erteilt Hitler den Befehl, eine halbe Million von ihnen deutschen Haushalten zuzuführen, damit die deutschen Frauen entlastet werden. In der Presse erscheinen täglich Aufrufe wie dieser:

UKRAINISCHE FRAUEN UND

MÄNNER

Die bolschewistischen
Kommissare haben eure
Fabriken und Arbeitsplätze
vernichtet und euch um Arbeit
und Brot gebracht.

Deutschland bietet euch
nützliche und gut bezahlte
Arbeit. In Deutschland werdet
ihr hervorragende Arbeits- und
Lebensbedingungen vorfinden
und nach Tarif und Leistung

bezahlt werden. Besonders um die ukrainischen Arbeiter kümmern wir uns. Damit sie unter den ihnen gemäßen Bedingungen leben und ihre Kultur pflegen können, werden eigene Siedlungen für sie errichtet, in denen alles vorhanden ist, was man zum Leben braucht: Kinos, Theater, Krankenhäuser, Radio, Bäder usw. Die Ukrainer wohnen in hellen, gut ausgestatteten

Räumen und bekommen
dasselbe zu essen wie die
deutschen Arbeiter. Darüber
hinaus tragen die
Betriebsküchen den
Besonderheiten aller Nationen
Rechnung und haben deshalb
für ihre ukrainischen Arbeiter
Wareniki, Galuschki, Kwas usw.
in den Speiseplan
aufgenommen.

Deutschland erwartet dich!
Hunderttausende Ukrainer

arbeiten bereits im freien,
glücklichen Deutschland. Wie
steht es mit dir? Während
deines Aufenthalts in
Deutschland werden wir gut für
deine Familie in der Heimat
sorgen.

Am Anfang zeigt die
Propaganda Wirkung. Nicht
alle der sogenannten
Ostarbeiter werden gewaltsam

verschleppt, zu Beginn melden sich viele freiwillig. Erst nach und nach sickert die Wahrheit über die ganz und gar unparadiesischen Arbeits- und Lebensbedingungen im Deutschen Reich durch. Zuerst treffen versteckte Botschaften in Briefen ein, zum Beispiel in Form einer gemalten Blume im Brief eines Sechzehnjährigen an seine Mutter – die Blume ist das verabredete Zeichen dafür,

dass es ihm schlecht geht. Mit der Zeit kehren immer mehr Deportierte aus Deutschland zurück, zugrunde gerichtet und in die Heimat abgeschoben, weil man sie in diesem Zustand nicht mehr gebrauchen kann. Was sie erzählen, lässt den hoffnungsvollen Strom derer, die sich freiwillig zum Arbeitseinsatz melden, schnell versiegen: ein ernsthaftes

Problem für die deutsche
Kriegsindustrie, denn die
deutschen Männer sind an der
Front, sie stehen als
Arbeitskräfte nicht zur
Verfügung.

Indessen fordert der Krieg
unersättlich
Produktionsnachschub, der
deutsche Sieg steht und fällt
mit den importierten
Arbeitssklaven aus aller Herren
Länder, besonders aus der

Sowjetunion, namentlich aus der Ukraine. Hitler ernennt seinen Mustergauleiter Fritz Sauckel zum Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz. Der Sohn eines fränkischen Postbeamten und einer Näherin, den man später, in den Nürnberger Prozessen, als den «größten und grausamsten Sklavenhalter seit den Pharaonen» bezeichnen wird, gibt mit dem

Aufruf, «endlich auch die letzten Schlacken der Humanitätsduselei abzulegen», das Kommando zur Eröffnung der Menschenjagd. Die Ukraine ist das bevorzugte Operationsgebiet der Jäger. Die Ukrainer, die den größten Teil der «Ostarbeiter» stellen, gelten als die minderwertigsten Slawen, noch niedriger als sie stehen in der Rassenhierarchie nur noch die Sinti und die

Roma und die Juden. Sie werden auf den Straßen ergriffen, in Kinos, in Cafés, an Straßenbahnhaltestellen, auf Postämtern, überall, wo man ihrer habhaft werden kann, sie werden bei Razzien aus ihren Wohnungen geholt, aus den Kellern und Verschlägen, in denen sie sich verstecken. Man treibt sie zum Bahnhof und bringt sie in Viehwaggonen auf den Transport nach

Deutschland. Zahllose
verschwinden spurlos, mit
nichts anderem als ihren
Kleidern am Leib. Besonders
beliebt sind leistungsfähige
junge Leute – ganze Güterzüge,
vollgestopft mit ukrainischen
Teenagern, rollen täglich ins
Deutsche Reich. Aber nach und
nach verschleppt man auch die
Vierzig- und Fünfzigjährigen,
dann auch die Alten und
Schwachen. Die

Bewohnerschaft ganzer Dörfer wird deportiert, samt den Großmüttern mit ihren Enkeln, die menschenleeren Dörfer werden niedergebrannt. Zuerst beträgt das Mindestalter der Arbeitssklaven zwölf Jahre, dann wird es auf zehn herabgesetzt. Und nicht nur das, im Sommer 1942 wird für alle Jugendlichen aus der Ukraine zwischen achtzehn und zwanzig Jahren ein zweijähriger

Pflichtdienst im Reich
eingeführt. Bis zu zehntausend
künftige Zwangsarbeiter
werden Tag für Tag nach
Deutschland transportiert, und
alle diese Menschen müssen
nach Fritz Sauckel so ernährt,
untergebracht und behandelt
werden, dass sie bei denkbar
sparsamstem Einsatz die
größtmögliche Leistung
erbringen.

Eine ostdeutsche Freundin

macht mich auf ein
Reclambändchen aufmerksam,
das 1962 in der DDR
erschienen ist. Darin ein kurzer
Text von Franz Fühmann, der
in der Ukraine an der Front
war:

Vor uns stand, an die
Barackenwand gedrängt, ein
stummer, leis in den Hüften
sich wiegender Zug. Es waren

ukrainische Frauen und Mädchen, die hier in Dreierreihn vor der Barackenwand standen und sich in den Hüften wiegten; sie standen dicht aneinandergedrängt und hatten sich untergehakt und standen und wiegten sich leis wie Halme im Wind. Jede von ihnen hatte ein Bündel Gepäck vor sich auf dem Boden liegen, ein kleines Bündel: Wäsche,

einen Kochtopf, einen Löffel,
und sie standen, und der Wind
blies über das Dach der
Baracke, und nun hörten wir,
daß ihre Reihe nicht stumm
war; sie sumnte leise, ganz
leise ein sanftes Lied. Vor den
Frauen standen, das Gewehr
umgehungen, in Pelzmänteln
Posten. Ein Feldwebel ging
rauchend auf und ab; gellend
pfiß eine Lokomotive, dann
schob sich schwarz ein

Güterzug aufs Gleis. Wir hatten keinen Schritt weiter getan; ich starrte auf die Frauen, und eine der Frauen in unserer Nähe drehte den Hals und sah mich an und sah Nikolaj und Wladimir an, die beiden Hiwis mit ihren Armbinden «HIWI», dann stieß sie die Frau neben sich an, und die Reihe der Frauen wandte sich, Kopf um Kopf, als blättere ein Buch auf, langsam um und sah den Hiwis

ins Gesicht und auf die
Armbinde HIWI, dann wandten
sie sich, Kopf um Kopf,
schweigend wieder ab. Die
Hiwis standen kalkweiß, ihre
Lippen bebten. Der Güterzug
hörte auf zu rattern; grauer
Rauch wallte jäh, ein warmer
Schleier; ich hoffte, daß die
Hiwis im Schutz der
Rauchwolke weglaufen würden,
aber sie blieben stehn, wie in
den Boden eingefroren. Die

Schiebetüren der Güterwagen rasselten auseinander, Höhlen taten sich auf, die Frauen hoben schweigend ihr Gepäck auf, und der Feldwebel schrie: «Los, los, Beeilung!», die Soldaten drängten die Frauen nach vorn, da plötzlich schrie Wladimir auf und ließ die Kabeltrommel fallen und sprang auf den Zug zu, und eine der Frauen, die sich schon abgewandt hatte, wandte sich

noch einmal nach ihm um, und
Wladimir schrie einen Namen,
ein gurgelnder Schrei. Einer
der Posten sprang vor und stieß
Wladimir vor die Brust und
brüllte, wir sollten uns
wegscheren. Wladimir ballte die
Fäuste, der Posten griff nach
seinem Gewehr; ich riss
Wladimir zurück, und Wladimir,
da er die Hand auf seiner
Schulter spürte, sackte in sich
zusammen und drehte sich um

und ging, wankend und mit vornüberhängendem Kopf, hinter die Baracke zurück, Nikolaj stand stumm, seine Kiefer mahlten. Die Frauen verschwanden im Dunkel der Wagen, und plötzlich sah ich zum ersten Mal, was ich doch hier am Güterbahnhof schon Dutzende Male gesehen und worüber ich schon zahllose Fernschreiben weitergegeben hatte: Ein Arbeitstransport ging

nach Deutschland, nach Berlin
oder Wien oder Essen oder
Hamburg. Doch nun sah ich:
Mein Gott, sie hatten ja keine
Schuh' an den Füßen, nur
Bündel von Lumpen, und
Papier von Zementsäcken um
Brust und Rücken gebunden,
und keine hatte eine Decke,
und die Waggonns waren
ungeheizt, kein Ofen glühte,
auf dem Boden lag eine dünne
Spreu, und an den Gittern vor

den Fensterluken hing Eis. Der Feldwebel stapfte heran. «Was gaffen Sie hier?» fragte er leise. Ich machte meine Meldung, dann nahm ich mit Nikolaj schnell die Kabeltrommel und ging. Wladimir stand vor dem Bahnhof an einen Baum gelehnt; er hatte die Augen geschlossen, und ein Frost schüttelte ihn. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und suchte nach Worten, ihm etwas

zu sagen; ich wollte ihm sagen, daß es die Frauen von Kiew an sich besser haben würden und daß man sie in Deutschland gut unterbringen würde, aber ich brachte kein Wort heraus. Ich zog mein Etui und gab jedem eine Zigarette; wir rauchten und hörten das Stampfen des Zuges, das schneller wurde und zugleich leiser, und dann piff noch die Lokomotive, und das Stampfen

verscholl im grauen Tag. War es sein Mädchen gewesen oder seine Schwester? Ich wollte fragen, doch ich fragte ihn nicht.

Beim Lesen war mir, als könnte ich auch meine Mutter sehen, wie sie, an eine Barackenwand auf dem Bahnhof gelehnt, mit den anderen Frauen leise ein ukrainisches Lied summt, aber

ich weiß, dass ich sie in diesem Bild nicht wiederfinden kann. Sie hat die Ukraine nicht auf dem Land-, sondern auf dem Wasserweg verlassen, über das Schwarze Meer, wie vor ihr schon ihr Onkel Valentino. Meine Erinnerungen decken sich mit den Unterlagen einer amerikanischen Besatzungsbehörde, die ein internationaler Suchdienst mir zugeschickt hat. Ich starre die

Papiere an wie gespenstische Zeugen einer mir nie ganz bewusst gewordenen Wirklichkeit. Die stark vergilbten Blätter tragen kein Datum, aber es muss sich um Angaben meiner Eltern handeln, die sie im Zusammenhang mit einem ihrer vielen Einreiseanträge in die USA gemacht haben. Die Stationen ihrer Reise lassen keinen Zweifel daran, dass sie

auf der Flucht vor der Roten Armee waren.

Was mein Vater während der Zeit der deutschen Besatzung in Mariupol gemacht hat, weiß ich nicht. Vielleicht hatte er für eine Flucht vor den zurückkehrenden sowjetischen Machthabern noch mehr Gründe als meine Mutter, aber wenn die Schuld meiner Mutter bisher darin bestanden hatte, dass sie aus einer Familie von

Volksfeinden, Kapitalisten und
Konterrevolutionären stammte,
so war sie jetzt darüber hinaus
als Mitarbeiterin des
Arbeitsamtes, als Rädchen in
der deutschen
Deportationsmaschinerie, zur
aktiven antisowjetischen
Täterin geworden, zur
Vaterlandsverräterin und
Kollaborateurin. Straflager war
das mindeste, was ihr drohte.
Wäre sie den zurückkehrenden

Sowjets in die Hände gefallen, hätte man sie vermutlich auf der Stelle erschossen.

Bevor sie sich auf den Weg machen, heiraten sie. Das Datum auf der seitenverkehrten Kopie der Heiratsurkunde besagt, dass ihre Ehe sechs Wochen vor dem Rückzug der deutschen Besatzer geschlossen wurde, als offenbar bereits abzusehen war, dass die sowjetischen

Truppen die Stadt zurückerobern würden. Sie traten die große Reise als Ehepaar an, so waren ihre Chancen größer, unterwegs nicht auseinandergerissen zu werden.

An einem Tag im August des Jahres 1943 geht meine Mutter zum letzten Mal durch den verwitterten Torbogen ihres Hauses. Wie sah die Stadt zu jener Zeit aus? *Ganz Mariupol*

verbrannt, gesprengt, schreibt der Beauftragte des Nationalkomitees Freies Deutschland, Friedrich Wolf, im selben Jahr an seine Frau in Deutschland. Das letzte Bild, das sich meiner Mutter von ihrer Stadt bietet, ist das einer gigantischen Zerstörung. Längst ist klar, dass der Krieg verloren ist, aber im letzten Moment verwüsten die deutschen Soldaten, was von

Mariupol noch übrig ist.

Blindwütig sprengen sie ein Gebäude nach dem anderen, zielen mit Flammenwerfern in Fenster und Türen der noch unversehrten Wohnhäuser, sie zerstören die Schulen, die Kindergärten, die Bibliotheken, die Getreide- und Wasserspeicher, um so viel verbrannte Erde wie möglich zu hinterlassen.

Was hat meine Mutter wohl

mitgenommen auf die
ungewisse Reise? Ich weiß von
der alten, mit Gold unterlegten
Ikone mit der großen Schar der
wichtigsten russisch-
orthodoxen Heiligen, die jetzt
bei mir zu Hause an der Wand
hängt – mein einziges kostbares
Familienerbe. Ich weiß von den
drei Fotos, darunter jenes
Kopftuchbild, das sie allein
zeigt und das sie wie zum
Andenken an sich selbst

mitgenommen hat. Ich weiß von der Heiratsurkunde und jenen Papieren, die ich als Kind vernichtet habe, dazu die zwei schmalen Bände mit russischen Gedichten und Erzählungen, aus denen sie mir so oft vorgelesen hat. Die Büchlein sind mir abhandengekommen, aber bis heute ist das eingerissene, schon fast erdbraun gewordene Papier mit seinem dumpfen, bitteren

Geruch wie ein Teil von mir. Ich
kenne es immer noch
auswendig, Puschkins
berühmtes Gedicht vom
gelehrten Kater, der an einer
goldenen Kette Tag und Nacht
im Kreis um eine grüne Eiche
geht, Lermontows Gedicht vom
einsamen Segel, das weiß im
Dunst des blauen Meeres blinkt
und nicht weiß, was es in der
Ferne sucht. All das liegt bei
den anderen Sachen in ihrem

Bündel, als sie zum letzten Mal durch den Torbogen ihres Wohnhauses geht, das schon lange von fremden Menschen in Besitz genommen wurde.

Wahrscheinlich hat ihr die Kinderfrau Tonja beim Packen geholfen, wahrscheinlich begleitet sie sie noch ein Stück, trägt ihr Bündel. Tonja, die gute Seele, ihre zweite Mutter, die ihre Windeln gewechselt, sie auf den Armen getragen, ihr

ukrainische Lieder beigebracht hat – auch von ihr nimmt sie Abschied für immer.

Aus den Papieren der amerikanischen Behörde geht hervor, dass die erste Station ihrer Flucht Odessa war.

Vielleicht hatten sie, als sie Mariupol verließen, noch gar nicht die Absicht, nach Deutschland zu gehen.

Vielleicht wollten sie nur bis nach Odessa kommen, das zu

jener Zeit noch fest in der Hand der deutschen Besatzer war. Immerhin bleiben sie ganze acht Monate in der Stadt am Schwarzen Meer, so jedenfalls steht es in den amerikanischen Papieren. Als Beruf ist bei meiner Mutter nichts eingetragen, bei meinem Vater «bookkeeper». Immer hatte ich geglaubt, dass er von den Kriegswirren aus Russland in die Ukraine verschlagen wurde,

nun stellt sich heraus, dass er bereits seit 1936 in Mariupol gelebt und schon dort als Buchhalter gearbeitet hatte. Die aus dem Jahr 1947 stammenden, schon fast in Auflösung begriffenen amerikanischen Papiere gaben mir Auskünfte über ihn, die er selbst mir nie gegeben hatte und die ganz neue Fragen aufwarfen.

Mein Vorname spricht dafür,

dass meine Eltern in Odessa bei meiner Tante Natalia Zuflucht finden. Natascha ist die Koseform von Natalia, und ich vermute, dass meine Mutter mich aus Dankbarkeit nach dieser Tante benannt hat, der scheuen, mädchenhaften Frau mit dem Ausdruck von Vergeblichkeit im Blick. Sie hat mir, ihrem ersten Kind, den Namen des letzten Menschen gegeben, unter dessen Dach sie

in der Ukraine gewohnt hat.

Am 10. April 1944 wird Odessa von der Roten Armee zurückerobert – im letzten Moment verlassen meine Eltern die Ukraine. Die Frage bleibt offen, ob sie freiwillig gehen oder ob man sie von Odessa aus deportiert. Ausgeschlossen ist, dass sie zu dieser Zeit noch nicht wissen, was sie in Deutschland erwartet. Sie haben wahrscheinlich nur die

Wahl zwischen Pest und Cholera, zwischen der Zwangsarbeit in Deutschland oder dem Tod in der Ukraine. Vielleicht gehen sie auch in der Hoffnung, über Deutschland nach Amerika zu gelangen. Das haben sie immer gewollt, solange ich sie kannte. Amerika war vielleicht von Anfang an ihr eigentliches Ziel, Deutschland nur ein unvermeidbarer Umweg, die Zwangsarbeit der

Preis, den sie für Amerika zahlen mussten. Oder trifft nichts von all dem zu? Wollten sie wirklich nur nach Odessa, und wurden sie dort gejagt und verschleppt wie so viele andere?

Während meine Mutter sich Deutschland nähert, entfernt sie sich von mir. Völlig unverhofft hatte sich mir der Vorhang zu ihrem Leben in der Ukraine geöffnet, aber über

ihre Zwangsarbeit in
Deutschland konnte ich nie
mehr herausfinden, als ich
schon wusste, und ich wusste
lediglich, was auf der
Arbeitskarte meines Vaters
steht. Bei der Rekonstruktion
ihres Reisewegs nach
Deutschland leisten die Papiere
der amerikanischen Behörde
mir noch Navigationshilfe,
danach bleibt mir allein die
Geschichtsschreibung. Die

amerikanischen Unterlagen sagen mir nichts darüber, auf welchem Weg meine Eltern von Odessa nach Rumänien gelangt sind, aber hier hilft mir eine Erinnerung. Sie haben des Öfteren von einer Schiffsreise gesprochen, von den sowjetischen Bomben, die sie auf dem Schiff bedroht haben.

In Massen, so stelle ich mir vor, werden die Menschen in Odessa zu den im Hafen

wartenden Schiffen getrieben
und auf die Decks gestoßen.
Wenig später sieht meine
Mutter das Ufer des Schwarzen
Meeres davonschwimmen, für
immer entschwindet die
himmelblaue Ukraine ihren
Blicken, versinkt in den Wellen
des stürmischen Aprilmeeres.
Zum Weinen hat sie keine Zeit.
Sie weiß, dass sie in den
nächsten Stunden sterben
kann, denn die Flottenverbände

der zurückgedrängten,
abziehenden Deutschen
werden gnadenlos
bombardiert.

Die eigentliche Fracht der
deutschen Schiffe, die Odessa
mit Kurs auf Rumänien
verlassen, besteht in der Regel
aus strategischen Rohstoffen,
bestimmt für die deutsche
Kriegsindustrie.
Zwangsarbeiter, die
mittransportiert werden,

dienen als menschlicher
Schutzschild gegen die
sowjetische Armee, die die
feindlichen Schiffe aus der Luft
und zu Wasser angreift. Zu
Hundertern, zu Tausenden
lagern die von Todesangst
erfüllten Menschen auf den
Decks, teilweise übereinander,
bedeckt nur mit Planen gegen
Regen, Kälte und Wind.
Manchmal wird die
Menschenfracht von den

sowjetischen Bomberpiloten nicht erkannt, manchmal werden wissentlich Landsleute geopfert, um ein deutsches Schiff zu versenken. Es sind ja nur Verräter, Kollaborateure, die sich dem Kriegsfeind ergeben haben und deren Leben nichts wert sind. Bei einem dieser Angriffe kommen achttausend Menschen in den Fluten des Schwarzen Meeres um.

Das Schiff, auf dem meine Eltern sind, erreicht Rumänien, aber wo es anlegt, weiß ich nicht. In den Unterlagen der US-Behörde ist als nächste Station auf dem Weg nach Deutschland das «Transitcamp Brailov» angegeben. Brailov ist der englische Name für die Stadt Brăila, die im Landesinneren liegt, am Unterlauf der Donau. Vielleicht ist das Schiff ja bis dorthin

gefahren, aber vielleicht hat es
auch in dem großen
rumänischen
Schwarzmeerhafen Constanța
angelegt, und von dort ging es
weiter mit dem Zug in das etwa
zweihundert Kilometer
entfernte Brăila. Wie auch
immer es gewesen ist – in
Rumänien sind meine Eltern
bereits auf der anderen Seite
der Welt. Rumänien ist
Kriegsverbündeter

Deutschlands, auf rumänischem Territorium hat das sowjetische System keinen Zugriff mehr auf sie. Meine Mutter kann es noch nicht glauben, aber es ist geschehen, was sie nie für möglich hielt: Sie ist entkommen, wirklich entkommen. Sie ist gerettet, in der Freiheit. So mag es ihr erschienen sein.

Auf die verschiedenen Suchbegriffe, mit denen ich das

Internet nach einem
Transitlager in Brăila befrage,
bekomme ich, wie erwartet,
keine Antwort. Wer hätte sie
auch alle verzeichnen sollen,
die zahllosen Durchgangs-,
Transit- oder Filtrationslager in
ganz Europa! Dem Atlas
entnehme ich, dass Brăila in
der rumänischen Walachei
liegt, und ich erinnere mich,
dass mein Finger schon einmal
an dieser Stelle auf der Suche

war. Aus der rumänischen Walachei stammte jener mögliche Vorfahr meiner Urgroßmutter Anna von Ehrenstreit, den ich in einem österreichischen Adelslexikon aus dem 18. Jahrhundert gefunden hatte, Jacob Zwillach, Edler von Ehrenstreit vom «ersten Wallachischen Infanterie-Regimente». Wusste meine Mutter, dass Brăila, ihre erste Station in der anderen

Welt, in jener Walachei lag, aus der möglicherweise ihre Vorfahren väterlicherseits stammten? Kannte sie die Geschichte ihrer Vorfahren? Oder wusste ich inzwischen mehr über die Familie, als sie je gewusst hatte? Hatte sie ihre Ursprünge genauso wenig gekannt wie ich selbst zeit meines Lebens? War sie nicht nur ein Mensch ohne Zukunft, sondern auch einer ohne

Vergangenheit?

Stundenlang schaue ich mir Fotos von Durchgangslagern an, hoffe darauf, in den endlosen Menschenströmen plötzlich das Gesicht meiner vierundzwanzigjährigen Mutter zu entdecken. Junge Frauen, Mädchen mit Kopftüchern, Pappkoffern und Stoffbündeln, manche von ihnen fast noch Kinder, gekleidet in Lumpen. Alle verschreckt, nicht

begreifend, wohin man sie
gebracht hat aus ihren
Heimatstädten und -dörfern.
Unendliche Massen namenloser
Menschen, die es nur als
Zahlen gibt. Jeder von ihnen ist
meine Mutter.

Nach dem Eintreffen im
Durchgangslager, Dula
genannt, werden die
Ankömmlinge registriert,
gezählt, auf Arbeitsfähigkeit
überprüft, sortiert. Sie werden

einer Desinfektion unterzogen, indem man die behaarten Stellen ihres Körpers durch die Kleider hindurch mit einer petroleumartigen Flüssigkeit abspritzt, oder sie müssen sich nackt ausziehen, worauf ihre Kleidung samt Gepäck in einer sogenannten Entwesungskammer von Ungeziefer gereinigt wird. Wenn Duschen vorhanden sind, dürfen sie duschen. Vielleicht

gehört das Dula in Brăila aber auch zu den Lagern, die nichts weiter sind als Brachland, einfach ein Stück Landschaft, wo die Menschen unter freiem Himmel auf ihren Weitertransport warten müssen. Viele werden krank, weil sie, bereits geschwächt vom Transport, nichts zu essen bekommen und auf der nackten Erde schlafen müssen, im Dreck, in der Kälte, im Regen.

Entsprechend hoch ist die Sterblichkeitsrate in diesen Lagern, sodass viele der Deportierten ihren Bestimmungsort nie erreichen.

Auf der Arbeitskarte meines Vaters steht, dass er am 14. Mai 1944 in Deutschland angekommen ist, aber die Karte selbst wird erst am 8. August ausgestellt – eine Lücke von fast drei Monaten, die ich wieder einmal nur mit

Vermutungen füllen kann.
Werden sie, wie viele andere
auch, in dem herrschenden
Chaos von Dula zu Dula
geschickt? Registrierung und
nochmals Registrierung, immer
wieder neue Überprüfungen,
Filtrationen, Zählungen,
Desinfektionen, Feststellungen
der Arbeitstauglichkeit? Die
Arbeitsämter sind überfordert
von den eintreffenden
Menschenmassen, sie kommen

nicht nach mit den Zuteilungen,
und ganz nebenbei sollen die
Menschen mürbe gemacht
werden, sich daran gewöhnen,
dass sie nicht länger Subjekte
sind, sondern nur noch
Objekte, mit denen nach
Belieben verfahren wird. Gut
möglich aber auch, dass meinen
Eltern die Odyssee durch die
Durchgangslager erspart blieb,
dass sie von Brăila aus direkt
nach Leipzig gebracht wurden.

In diesem Fall hätte das dortige Arbeitsamt die Karten mit dreimonatiger Verspätung ausgestellt.

Auf welchem Weg sie von Brăila nach Leipzig gelangt sind, verraten mir die amerikanischen Unterlagen auch diesmal nicht. Entweder geht die Reise auf dem Wasserweg weiter, auf einem Schiff, das sie auf der Donau über Serbien und Ungarn ins

Deutsche Reich bringt,
irgendwohin in die Nähe von
Passau, oder sie werden in
einem der Viehwaggon
transportiert, die die nie
versiegende Menschenfracht
aus allen Himmelsrichtungen
nach Deutschland befördern.
Es sind Ukrainer, vor allem
Ukrainer, aber auch Russen,
Polen, Letten, Litauer, Esten,
Bjelorussen, Aserbaidchaner,
Tadschiken, Usbeken,

Griechen, Bulgaren,
Jugoslawen, Ungarn,
Tschechen, Franzosen,
Italiener und viele andere,
sogar Chinesen sind dabei.
Meine Mutter ist auf ihrer
ersten Auslandsreise in
internationaler Gesellschaft.

Eintausendachthundert
Kilometer von Brăila bis
Leipzig, die Stadt von Gottfried
Wilhelm Leibniz, Friedrich
Nietzsche, Karl Liebknecht,

Johann Sebastian Bach. Jetzt gehört sie den nationalsozialistischen Barbaren. Der berühmte Kopfbahnhof ist bis auf eine Halle zerstört, an einem einzigen Tag getroffen von sechshundvierzig Tonnen amerikanischer Bomben. Was sieht meine Mutter in der Stadt? Vermutlich nur Ruinen, in denen Hakenkreuzfahnen wehen. Ruinen und Lager,

überall Lager. Sie weiß längst, dass es nicht ins Paradies gegangen ist, sondern in die Hölle, mitten hinein in den Gulag, dem sie sich für immer entkommen glaubte.

Es gibt Zwangsarbeiter, die Glück haben. In Kleinbetrieben, Privathaushalten, auf Bauernhöfen werden sie manchmal nicht schlecht behandelt, in Ausnahmefällen sogar in die Familie integriert.

Aber so ein Arbeitsplatz ist meiner Mutter nicht beschieden, und er wäre für sie wahrscheinlich auch kein Glück gewesen. Wegen ihrer Untauglichkeit für alle alltäglichen Arbeiten, erst recht in einem deutschen Haushalt oder auf einem Bauernhof, hätte sie sich nur den Zorn ihrer deutschen Arbeitgeber zugezogen. Auch der sexuellen Ausbeutung, die weithin an der

Tagesordnung war, waren die jungen Slawinnen in den von außen nicht einsehbaren Räumen der privaten Einsatzorte auf besondere Weise ausgesetzt.

Ich erinnere mich an den fränkischen Bauern, bei dem ich vor langer Zeit für einen Sommer ein kleines Haus am Rand eines Dorfes gemietet hatte, um dort in Ruhe zu arbeiten. An den Wochenenden

besuchte mich mein damaliger
Freund, unter der Woche war
ich zumeist allein. Der
Vermieter, der einen
Restbauernhof im Nachbardorf
hatte und wegen seiner
Trunksucht Frührentner
geworden war, kam hin und
wieder bei mir vorbei. Er
brachte mir ein paar Eier von
seinen übriggebliebenen
Hühnern oder ein Stück
Schweinespeck, das war der

Vorwand für seine Besuche.

Sein Alkoholikerblick verriet jedoch ein anderes Motiv.

Wankend und schwer atmend, starrte er mich mit seinen glasigen Augen gierig an.

Obwohl ich im Notfall wahrscheinlich leicht mit ihm fertiggeworden wäre, weil er so betrunken war, dass er kaum noch auf den Beinen stehen konnte, geriet ich jedes Mal wieder in Panik, wenn er

auftauchte, meist abends, wenn das einsame Haus am Dorfrand schon von der Dämmerung der nahen Wälder eingehüllt war. Er nannte mich im regionalen Dialekt «Russla», und irgendwann ging mir ein Licht auf. Das Wort entsprang nicht etwa seiner eigenen Phantasie, er kannte es aus früherer Zeit, als fast jeder deutsche Bauer auf seinem Hof sein «Russla» gehabt hatte. So hatte man sie

damals in Franken genannt, solche wie meine Mutter, nicht böseartig – «Russla» hätten sie auch ihre Milchkuh nennen können. Wäre ich in der Lage meiner Mutter gewesen, hätte dieser Bauer es nicht nötig gehabt, mit Eiern und Speck um meine Gunst zu werben, diese Mühe hätte er sich nicht machen müssen.

Ein Bauernhof bleibt meiner Mutter erspart, aber trotzdem

hat sie Pech, dreifaches Pech.
Sie und mein Vater kommen
nicht nur an einen Ort, der
unter dem ständigen
Bombardement der Alliierten
steht, sie werden nicht nur
einem der gefürchteten
Rüstungsbetriebe zugeteilt,
sondern ausgerechnet einem
des Flickkonzerns, der bekannt
ist für seine besonders
unmenschlichen Arbeits- und
Wohnbedingungen. Es ist die

ATG, Allgemeine
Transportgesellschaft mbH in
Leipzig, Schönauer Straße 101,
ein Montagewerk für
Kriegsflugzeuge, die von den
deutschen Kampfpiloten
frenetisch besungen werden:

Lasst dröhnen der Motoren
Lied,
Die Freiheitsstunde schlug.
Und wo ihr stolzen Vögel zieht,

sei sieghaft euer Flug ...

Die «stolzen Vögel» werden bei
Flick von

neuntausendfünfhundert
Arbeitern gefertigt, davon
zweieinhalbtausend

Zwangsarbeiter, die sich am
Bau von

Vernichtungsmaschinen gegen
ihre Heimatländer beteiligen
müssen. Meine Eltern werden

getrennt, mein Vater kommt in ein Männerlager, meine Mutter in ein Frauenlager. Von nun an haben sie keinen Namen mehr, sie sind nur noch die Nummer, die auf ihrer jeweiligen Arbeitskarte steht. Auf der rechten Brustseite ihrer Kleidung müssen sie das Abzeichen «OST» tragen, drei weiße Buchstaben auf blauem Grund, das Kürzel für «Ostarbeiter», die am

wenigsten vorteilhafte
Kennzeichnung nach dem
Judenstern. Arbeitern anderer
Nationen ist es unter Strafe
verboten, mit ihnen zu
sprechen.

Den Neuankömmlingen wird
ein Merkblatt in ukrainischer,
russischer und deutscher
Sprache überreicht:

Für Arbeitskräfte aus den

besetzten altsowjetrussischen
Gebieten gelten folgende
Vorschriften:

1. Den Anordnungen der
Aufsichtspersonen ist jederzeit
Folge zu leisten.
2. Das Lager darf nur in
Begleitung einer
Aufsichtsperson verlassen
werden.
3. Jeder Geschlechtsverkehr mit
Personen deutscher

Staatsangehörigkeit und anderen ausländischen Zivilarbeitern oder Kriegsgefangenen ist bei Todesstrafe verboten. Frauen werden in ein Konzentrationslager eingewiesen.

4. Wer die Arbeit niederlegt, andere Arbeiter aufhetzt, die Arbeitsstelle eigenmächtig verlässt oder reichsfeindliche Bestrebungen unterstützt, wird

zur Zwangsarbeit in ein Konzentrationslager eingewiesen. In schweren Fällen wird er mit dem Tod bestraft.

5. Das vorgeschriebene Kennzeichen mit der Aufschrift «Ost» ist auf der rechten Brustseite der jeweiligen Oberbekleidung zu tragen. Wer sich disziplinvoll verhält und gute Arbeit leistet, wird anständig behandelt.

An der rein utilitaristischen
Sicht auf die slawischen
Zwangsarbeiter lässt Heinrich
Himmler in seiner Posener
Geheimrede keinen Zweifel:
*Wie es den Russen geht, wie es
den Tschechen geht, ist mir
total gleichgültig. (...) Ob sie
verrecken vor Hunger, das
interessiert mich nur insoweit,
als wir sie als Sklaven für
unsere Kultur brauchen. Ob bei
dem Bau eines Panzergrabens*

*zehntausend russische Weiber
an Entkräftung umfallen oder
nicht, interessiert mich nur
insoweit, als der Panzergraben
für Deutschland fertig wird.*

Es versteht sich von selbst,
dass die Zwangsarbeiter nicht
kündigen dürfen, dass es ihnen
nicht möglich ist, den
Arbeitsplatz zu wechseln. Und
natürlich ist ihnen die
Rückkehr in die Heimat nicht
erlaubt.

Die Arbeiter der ATG sind auf
zwanzig Wohnlager verteilt,
zwanzig von insgesamt
sechshundert, die es im
Großraum Leipzig gibt. Die
ATG ist ein riesiges
Unternehmen, eine kleine Stadt
aus Werkhallen, geheimen
unterirdischen
Produktionsstätten,
Wohnbaracken,
Wirtschaftsbaracken,
Küchenbaracken,

Waschhausbaracken,
Abortbaracken,
Kantinenbaracken. Den
weiblichen Zwangsarbeitern ist
es verboten, ein Männerlager
zu betreten, und umgekehrt.
Weiß meine Mutter überhaupt,
in welchem Lager mein Vater
wohnt, wo er arbeitet auf dem
weitläufigen Betriebsgelände?
Gibt es Möglichkeiten, sich zu
begegnen, Blicke, ein paar
Worte miteinander zu

wechseln? Treffen sie sich vielleicht beim Essen in einer der Kantinenbaracken, an irgendwelchen Orten, an denen sich Männer und Frauen gemeinsam aufhalten dürfen? Existieren Nischen auf dem Lagerterritorium, wo die nach Geschlechtern und Nationen getrennten Zwangsarbeiter miteinander in Berührung kommen können?

Die Lager haben so

malerische Namen wie
Sonnenrose, Birkenhain,
Wiesengrün, Papyrus,
Weißflog, Märchenwiese,
Rohhaut, Glückauf, Heiterblick,
Schwarze Rose, Brunhilde,
Rotdorn, Kleeblatt oder
Tiefland, um nur einige wenige
aufzuzählen. In welchem war
meine Mutter? Es existieren
keine Unterlagen mehr, die mir
diese Auskunft geben könnten.
Das Firmenarchiv der ATG ist

nicht mehr vorhanden,
vielleicht verbrannt, vielleicht
haben die amerikanischen oder
russischen Besatzer es
mitgenommen, am ehesten hat
die Firmenleitung es bei
Kriegsende selbst vernichtet,
um kein Beweismaterial zu
hinterlassen. Von einer
Gedenkstätte bekomme ich ein
paar dünne Informationen,
darunter eine Geländeskizze
der ATG und ihrer Lager. Ich

begegne wieder demselben
Phänomen, auf das ich während
meiner Spurensuche ständig
stoße: Von den zwanzig Lagern
der ATG ist nur ein Außenlager
des KZ Buchenwald
dokumentiert, in dem
fünfhundert ungarische
Jüdinnen untergebracht waren,
die für die ATG gearbeitet
haben. Über dieses Lager gibt
es umfangreiches Material,
auch eine Gedenktafel wurde

auf dem einstigen
Lagergelände angebracht.
Über die etwa zweitausend
anderen, zumeist slawischen
Zwangsarbeiter der ATG wird
kein einziges Wort verloren,
geschweige denn hat man auch
ihnen eine Gedenktafel
gewidmet.

Immer wieder betrachte ich
die Geländeskizze, fahre mit
dem Finger die Linien der
Straßen nach. Das Lager für die

ungarischen Jüdinnen kann ich für meine Mutter ausschließen, aber es bleiben noch neunzehn andere, in denen sie gewesen sein könnte. Irgendwo hier ist sie gegangen, morgens, im Winter bei Dunkelheit, zur Arbeit in die Montagehalle, abends, im Winter ebenfalls bei Dunkelheit, zurück in die Baracke. In der hellen Jahreszeit hat sie vielleicht die deutschen Straßenschilder

gelesen: Aternweg, Rosenweg,
Dahlienstraße ... Kommt sie auf
ihrem Weg zur Arbeit an
Schrebergärten vorbei, an
einer Eigenheimkolonie mit
Rasengrundstücken, oder muss
ich mir die Ödnis eines vom
Krieg zerstörten
Industriegeländes vorstellen, in
dem die nach Blumen
benannten Straßen nur noch
Überreste einer nicht mehr
sichtbaren Vergangenheit sind?

Es gibt Arbeitskolonnen, die selbständig gehen dürfen, und es gibt solche, die von Wachpersonal begleitet, durch Beschimpfungen und Prügel angetrieben werden. In den Straßen klappern die Holzschuhe, die die Frauen an den Füßen tragen. Die gefürchteten Holzschuhe, zu denen es keine Alternative gibt, wenn die eigenen, von zu Hause mitgebrachten Schuhe

abgetragen sind. Dann bleiben nur die Holzschuhe, die man teuer bei der Betriebsleitung kaufen muss, die schiffchenartigen, harten Pantinen, die die Füße deformieren, bei jedem Schritt schmerzen und scheuern.

Wenn man Pech hat, bilden sich an den Füßen Entzündungen und Geschwüre, und wer seinen Weg zum Arbeitsplatz nicht mehr schafft, wer krank

wird, läuft schnell Gefahr,
ausgesondert zu werden und
zu sterben. Einige Frauen
nehmen die Schuhe in die Hand
und gehen barfuß, weil sie
sonst das Tempo nicht halten
könnten. Manchmal singen sie
leise beim Gehen, das Singen
sind sie gewohnt von zu Hause,
dort singt man fast immer, auf
den Feldern, in den
Wohnungen, auf den Straßen.
Auch meine Mutter singt, mit

ihrer schönen, hellen
Sopranstimme, mit der ich sie
später noch so oft werde singen
hören, jetzt ist es wohl mehr
ein Summen, wie Franz
Fühmann es hörte auf dem
ukrainischen Bahnhof, bevor
die Frauen in die Viehwaggons
verladen wurden. Sie trägt ein
Kopftuch wie alle Frauen,
vielleicht noch ein eigenes, aus
Mariupol mitgebrachtes Kleid.
Aber vielleicht sind ihre Sachen

auch schon durchgescheuert,
zerrissen, und an ihrem
mageren, halb verhungerten
Körper schlottert ein
Arbeitsanzug aus dunklem
Drillich, an den Füßen das
starre, scheuernde Holz.

Werden die deutschen
Anwohner der Straßen, durch
die sich die Kolonnen der
Zwangsarbeiter auf dem Weg
zur Arbeit bewegen, nicht
Morgen für Morgen geweckt

von dem Geklapper der vielen
Holzschuhe draußen auf dem
Pflaster?

In der Werkhalle erwartet sie
ein zwölfstündiger Arbeitstag.
Ich erinnere mich an den
ständigen Streit zwischen ihr
und meinem Vater, der
verlangte, dass sie arbeiten
gehen sollte, um Geld
dazuzuverdienen wie die
meisten anderen Frauen in den
«Häusern». Sie weinte, weil sie

sich dazu nicht in der Lage fühlte. Wahrscheinlich hatte das Arbeitslager ihre Gesundheit und ihre Nerven für immer ruiniert, allein das Wort Fabrik löste bei ihr Panik aus. Einmal versuchte sie es trotzdem, sie ließ sich in einer Rollladenfabrik anstellen, aber nach einer Woche brach sie zusammen.

Wie schafft sie es jetzt, nicht zusammenzubrechen? Tag für

Tag zwölf Stunden am
Fließband, sechs Tage die
Woche, bei Engpässen auch am
Sonntag. Dabei ist sie stark
geschwächt vom Hunger, von
den unruhigen, kalten Nächten
in der überfüllten, von
Ungeziefer wimmelnden
Baracke. Und sie macht nicht
irgendeine Arbeit, sondern
muss sich an der Montage von
Kriegsflugzeugen beteiligen,
die gegen ihre eigenen

Landsleute eingesetzt werden,
um sie töten. Das
Aufsichtspersonal hat
Züchtigungsrecht,
wahrscheinlich wird sie nicht
selten geschlagen, weil sie zu
langsam arbeitet.

Vereinzelt gibt es Saboteure,
die ihr Leben riskieren, indem
sie bei der Arbeit absichtlich
Fehler machen, um der
deutschen Kriegsindustrie zu
schaden. Meine verängstigte,

nervenschwache Mutter gehört wohl kaum dazu. Sie wird eher darum bemüht sein, sich so angepasst wie möglich zu verhalten, nicht aufzufallen. Diese Haltung ist ihr wahrscheinlich schon in Mariupol zur zweiten Natur geworden – nicht auffallen als Überlebensstrategie.

Zum Alltag aller gehören Schikanen und Strafen, und am meisten leiden die in der

Rassenhierarchie ganz unten stehenden Ukrainer, die als noch fauler, arbeitsscheuer und verschlagener gelten als der Rest der «Ostarbeiter».

Bestraft werden das Nichttragen des Ost-Abzeichens, das Nichtgrüßen des Kommandanten, Tauschhandel, Mundraub, angebliche Arbeitsbummelei, Sachbeschädigung und vieles andere. Die geringste Strafe

sind sogenannte Mauschellen,
dem folgen Peitschenhiebe,
Strafarbeit, Essensentzug,
stündliches Wecken bei Nacht.
Gelegentlich werden Arbeiter
mitten im Winter mit kaltem
Wasser übergossen und in den
Karzer gesperrt, wo sie an
Unterkühlung sterben. Es
genügt eine Bagatelle, um in
eines der
Arbeitserziehungslager
eingeliefert zu werden. Damit

schlägt man zwei Fliegen mit einer Klappe: Man bestraft die Zwangsarbeiter und außerdem die Deutschen, die in diesen Lagern inhaftiert sind – die Gleichstellung mit den slawischen Untermenschen soll sie zusätzlich demütigen und degradieren. Die Überlebenschancen in diesen Lagern sind besonders niedrig, in manchen sollen die Bedingungen noch brutaler

gewesen sein als in den
Konzentrationslagern. Fritz
Sauckel, der
Generalbevollmächtigte für den
Arbeitseinsatz, spornt das
Aufsichtspersonal zu
Bestrafungen der
Zwangsarbeiter an: *Wenn sie
sich das geringste Vergehen im
Betrieb zuschulden kommen
lassen, dann bitte sofort
Anzeige an die Polizei,
aufhängen, totschießen! Das*

kümmert mich gar nicht.

Die slawischen Arbeiter wohnen in den schlechtesten Baracken, bekommen die geringste Bezahlung und die miserabelste Verpflegung. Ihre Hauptnahrung ist sogenanntes Russenbrot, das aus Roggenschrot, Zuckerrübenschnitzen, Strohmehl und Laub besteht und Erkrankungen des Magen-Darm-Trakts verursacht. Statt

der versprochenen Wareniki und Galuschki gibt es mittags und abends je einen Liter trüben Wassers, aus dem sich ein paar Kohlblätter, Erbsen oder Rübenschnitze herausfischen lassen.

Abwechslung bietet Spinatsuppe, in der Würmer schwimmen. Ergänzt wird der Speiseplan durch hundert Gramm Margarine und achtzig Gramm Wurst oder Fleisch pro

Woche, meist handelt es sich um rohes Pferdefleisch von der Freibank. Die Arbeiter müssen mit ihren Aluminiumnäpfen an der Essensausgabe anstehen – wer zu spät kommt, geht leer aus.

Um trotz dieser Hungerrationen noch mehr Leistung aus den Arbeitern herauszupressen, wird die sogenannte Leistungsernährung

eingeführt. Wer mehr arbeitet, bekommt mehr zu essen. Das verursacht der Firma Flick keine Mehrkosten, da nur eine Umverteilung stattfindet. Das, was die Leistungsstarken zusätzlich bekommen, wird den Schwächeren von der Ration abgezogen. Dadurch werden sie zwangsläufig noch schwächer, können noch weniger leisten und geraten in eine gefährliche

Abwärtsspirale. Das nimmt
Flick in Kauf. Nachschub an
Menschenmaterial ist jederzeit
zu haben, frische, noch
unverbrauchte Arbeitskräfte
aus den besetzten Ländern. Die
Slawen gelten als besonders
robust. *Es gibt Lebewesen, so*
Joseph Goebbels, die so
widerstandsfähig sind, weil sie
so minderwertig sind. Ein
Straßenkötter ist auch
widerstandsfähiger als ein

hochgezüchteter Schäferhund.

Ich erinnere mich an einen Arzt, der in den achtziger Jahren eine Augendiagnose bei mir machte. Er wusste um meine Herkunft und war schockiert von dem, was er durch sein Diagnosegerät in meinen Augen sah. Statt der genetischen Robustheit und Unverwüstlichkeit, die er bei einer Slawin vorausgesetzt hatte, zeigte ihm meine Iris so

viele konstitutionelle Mängel und Schwächen, dass er mir meine Herkunft nicht mehr glauben wollte. Vierzig Jahre nach Kriegsende war für ihn eine Welt zusammengebrochen. Er sah mich so konsterniert und misstrauisch an, als wäre ich eine Betrügerin.

Die Vernichtung möglichst vieler Slawen durch Arbeit kommt auch Hitlers Plan

entgegen, die slawische Rasse zu dezimieren, um Raum für die arische Herrenrasse zu schaffen, und den Rest der Slawen in deren Dienst zu stellen. Es sollen Menschen ohne Bildung und Bindung sein, ohne eigene Kultur und eigene nationale Identität. Es darf ihnen durchaus gut gehen, sie sollen satt sein und sich mit Gesang und Tanz vergnügen dürfen, damit ihre Arbeitsmoral

gestärkt wird und sie dem
Tausendjährigen Reich
möglichst viel Nutzen bringen.
Universitäten und andere
höhere Bildungseinrichtungen
in den besetzten Gebieten der
Sowjetunion werden
dementsprechend zügig
geschlossen – Nutztiere
brauchen keine Bildung, sie
müssen nur auf Kommandos
hören. Vier Jahre
Grundausbildung, so Hitler in

seinen berühmten
«Tischgesprächen», seien für
die künftigen Domestiken mehr
als genug.

Die Bezahlung der
Zwangsarbeiter ist ein Hohn,
und Frauen verdienen noch
weniger als Männer. Nach
Abzug der Steuer, der
Sozialversicherung, der
Ostarbeiterabgabe und der
Kosten für Unterkunft und
Verpflegung werden meiner

Mutter, wenn ich richtig gerechnet habe, weniger als sechs Reichsmark die Woche geblieben sein. Dafür kann sie sich so gut wie nichts kaufen. Ein Laib Brot kostet zu dieser Zeit etwa zehn Reichsmark, und jenseits des Schwarzmarktes hat Geld sowieso kaum noch Wert, da man in den Geschäften ohne Bezugsschein fast nichts mehr bekommt.

Manchmal reißen sich

Arbeiter auf dem Lagergelände wie Tiere um Essensabfälle, um ein paar erfrorene oder verfaulte Kartoffeln oder Rüben, andere schaffen es unter Lebensgefahr, nachts aus den abgeschlossenen, bewachten Wohnbaracken auszubrechen, um auf den umliegenden Feldern zu stehlen, was zu stehlen ist. Einige, die noch die Kraft dafür haben, verdingen sich an

arbeitsfreien Sonntagen, die im letzten Kriegsjahr immer seltener werden, bei einem Bauern in der Umgebung, um etwas dazuzuverdienen oder sich einmal satt zu essen.

Andere basteln Dekoration oder Spielzeug aus Altmaterial, das sie auf dem Fabrik- und Lagergelände finden, und tauschen die hergestellten Gegenstände auf dem Schwarzmarkt gegen

Lebensmittel. Werden sie dabei erwischt, ist die Gefahr groß, dass sie in eines der gefürchteten Arbeitserziehungslager kommen, das die wenigsten lebendig wieder verlassen.

Meine Mutter ist Hunger ihr Leben lang gewohnt, aber in Verbindung mit dem Lageralltag, mit zwölf Stunden Arbeit täglich, beginnt der Körper, sich selbst

aufzuzehren. Wahrscheinlich befindet sie sich in jenem menschenunwürdigen Stadium von Unterernährung, in dem die Gedanken nur noch ums Essen kreisen. Ihre angeschwollenen Beine stechen, während sie am Fließband steht, der Rücken schmerzt, die Augen brennen, in den Ohren das Dröhnen der Maschinen, dessen Echo ihr bis in den Schlaf in der Baracke

folgt. Wahrscheinlich leidet sie an Sehstörungen, an Schwindel, an Darmkrämpfen, aber alles das befördert nur den zwanghaften Gedanken an das harte, mörtelartige Stück «Russenbrot», das sie in der Tasche ihrer Hose aufbewahrt, damit niemand es ihr stehlen kann. Würde sie der Versuchung nachgeben und das fürs Abendessen bestimmte Brot gleich aufessen, würde sie

nachts nicht schlafen können vor Hunger, und am Morgen würde sie es vielleicht nicht schaffen, sich von der Pritsche zu erheben. Und das könnte ihr Ende sein. Sie arbeitet um ihr Leben, sie weiß, dass ihre Arbeitskraft ihr einziges Kapital ist, dass sie verloren ist, wenn sie schlappmacht, ihrer Schwäche erliegt.

Die hellen, mit Bädern, Radioapparaten und anderem

Komfort ausgestatteten
Wohnräume, die die
Propaganda den
leichtgläubigen, in Armut
lebenden Slawen versprochen
hat, sind nichts anderes als
heruntergekommene
Holzbaracken, die zudem
hoffnungslos überfüllt sind, da
immer mehr Lager bei
Luftangriffen zerstört und
immer mehr Menschen auf
immer engerem Raum

zusammengepfercht werden.
Meine nicht nur in den Hunger,
sondern auch in die
sowjetischen
Menschenkomprimierungen
hineingeborene Mutter ist auch
die permanente
Zwangsgemeinschaft mit
fremden Menschen gewohnt, so
etwas wie Privatsphäre wird ihr
nur vage bekannt sein, aber im
Lager besteht ihr gesamter
Lebensraum aus einer

hölzernen Schlafpritsche. Aus hygienischen Gründen wurden die Strohsäcke durch Papiermatratzen ersetzt, die mit Holzspänen gefüllt sind, aber davon lässt sich das Ungeziefer nicht beeindrucken und drangsaliert die erschöpften Frauen weiterhin die ganze Nacht.

Im letzten Kriegswinter herrschen ausgesprochen strenge Temperaturen. In den

Baracken gibt es zwar Öfen,
aber es fehlt das Heizmaterial.
Die Frauen suchen draußen
nach Holzabfällen, Ästen, Laub,
nach allem, was brennt. Nach
und nach zerlegen sie die zur
Barackeneinrichtung
gehörenden Holzchemel,
schließlich reißen sie Bretter
aus ihren Pritschen und
verheizen sie für ein paar
Minuten Wärme. Zum
Zudecken hat meine Mutter

vermutlich nur eine dünne,
zerschlissene Decke.

Wahrscheinlich zieht sie für die
Nacht alles übereinander an,
was sie noch an Kleidung
besitzt, dann deckt sie sich mit
ihrem grauen Mantel zu,
darüber die Lagerdecke. Fast
den ganzen Winter ist sie
erkältet, ihre ausgetrocknete
Haut brennt, schuppt sich, die
Hände sind rau und rissig, die
Lippen blutig aufgesprungen.

An den Füßen hat sie rot glänzende Frostbeulen, die das Hineinschlüpfen in die Schuhe jedes Mal zu einer Tortur machen und unerträglich zu jucken beginnen, wenn die Füße im Lauf des Tages warm werden. Das Rheuma, das sie sich während der Zwangsarbeit holt, wird sie bis zum Ende ihres Lebens quälen, ebenso wie ein durch die verschmutzte Lagerkost verursachter

Leberschaden.

Der schrecklichste Moment des Tages ist das Aufwachen, das Gewecktwerden durch die Trillerpfeife um fünf Uhr morgens. Vielleicht wird meine Mutter aus einem Albtraum gerissen, aber kein Albtraum kann schlimmer sein als die Lagerrealität, die im Augenblick des Erwachens sofort wieder präsent ist. Jeder Tag ist endlos, Teil einer Zeit, von der

man nicht weiß, wie lange sie
noch dauern und ob sie
überhaupt je enden wird.
Häftlingen ist bekannt, wann
ihre Haftfrist abläuft, im
deutschen Zwangsarbeiterlager
gibt es keinen
Entlassungstermin. Meine
Mutter lebt nicht nur ohne
Zukunft, auch die
Vergangenheit erscheint ihr so
fern, als hätte sie sie irgendwo
außerhalb der Welt

zurückgelassen, auf einem
anderen, unendlich weit
entfernten Stern, auf den sie
nie mehr zurückkehren wird.
Mit aller Kraft muss sie sich
gegen das Heimweh stemmen,
das an ihr reißt, denn ließe sie
es zu, würde ihr seelisches
Abwehrsystem
zusammenbrechen. In ihrem
früheren Leben hat sie nicht
gewusst, wie kostbar gerade
die ganz schlichten,

selbstverständlichen Dinge des Alltags sind – wie beglückend, einfach auf die Straße hinausgehen zu können, auf der Toilette die Tür hinter sich abzuschließen, abends das elektrische Licht nach Wunsch ein- und auszuschalten, ein sauberes, gebügeltes Kleid anzuziehen. Während sie am Fließband unentwegt ein und denselben Handgriff wiederholt, der so etwas wie

eine selbsttätige Funktion ihres Körpers geworden ist, denkt sie an diese Dinge wie an ein unschätzbares, für immer verlorenes Glück. Immer wieder, beinah zwanghaft, ziehen vor ihrem inneren Auge die Gesichter derer vorbei, die sie gekannt hat, die Gesichter der Eltern, der Geschwister, der Freunde und Bekannten. Mit jedem von ihnen führt sie Zwiegespräche, in denen sie

nach sich selbst sucht, nach dem Menschen, der sie früher einmal gewesen ist.

Immer ist der Lageralltag bestimmt von Unberechenbarkeit und Willkür. Dauernd kommen neue Befehle von oben, die Launen des Aufsichtspersonals wechseln von Tag zu Tag, ständig wird die Lagerordnung geändert. Mal wird der Stacheldraht entfernt, dann aus

unerfindlichen Gründen wieder
angebracht. Mal werden
Essensrationen geringfügig
erhöht, dann wieder minimiert.
Mal ist Ausgang erlaubt, dann
für lange Zeit wieder verboten.
Immer wieder kommt es vor,
dass ein Arbeiter ohne jeden
ersichtlichen Grund
totgeprügelt oder erschossen
wird. Hunger, Angst und die
unerträgliche Enge in den
Baracken führen zu

Denunziation, Diebstahl,
Prostitution. Für ein Stück
Brot, für ein Stück Seife
verkaufen Frauen ihren
ausgemergelten Körper an
Deutsche oder an besser
gestellte, weil rassistisch
hochwertigere Fremdarbeiter
und riskieren damit ihr Leben.

Butterbrot – ein Jahr

Gefängnis. Kuss – zwei Jahre

Gefängnis.

Geschlechtsverkehr – Kopf ab,

lautet die von Fritz Sauckel ausgegebene Devise.

Die «Ostarbeiter» stellen ein unlösbares Dilemma für die Nazis dar. Sie sind unerlässlich für die Aufrechterhaltung der deutschen Kriegsindustrie, aber ihr Einsatz ist nicht zu vereinbaren mit der nationalsozialistischen Rassenideologie, er gefährdet die Blutreinheit des deutschen Volkes. Deutschen Männern ist

der Geschlechtsverkehr mit
den Slawinnen streng verboten,
trotzdem gehören

Vergewaltigungen zum
Lageralltag. Warum sollte
meine Mutter verschont
geblieben sein, zumal sie
schöner anzuschauen war als
die einfachen, derben
Mädchen, die man zuhauf aus
ihren russischen und
ukrainischen Dörfern
verschleppt hat? Aber

wahrscheinlich spielen optische Unterschiede zwischen den Arbeiterinnen gar keine Rolle, sie alle sind ein Körper, ein einziges, jederzeit verfügbares Geschlechtsorgan. Ein deutscher Mann, der auf frischer Tat ertappt wird, kommt mit einer geringen Strafe oder ganz straflos davon, die Vergewaltigte muss mit der Todesstrafe rechnen oder mit der Einweisung in ein KZ.

Deutsche Frauen, denen ein Verhältnis mit einem Slawen nachgewiesen wird, werden aus der Volksgemeinschaft ausgestoßen, kahl geschoren und als Huren durch die Straßen getrieben, der Slawe, der es gewagt hat, sich einer deutschen Frau zu nähern, wird öffentlich gehängt. Seine Leiche lässt man tagelang am Galgen baumeln, zur Abschreckung für die anderen.

In den Lagern grassieren Typhus und Ruhr. Arbeiter, die krank werden, kommen in die überfüllte Krankenbaracke, wo sie minimale medizinische Hilfe erfahren. Am Anfang hat man die Kranken noch in ihre Heimatländer zurückgeschickt, jetzt macht man sich diese Mühe nicht mehr. Genesen die Erkrankten nicht schnell genug, droht ihnen die Bescheinigung dauerhafter

Arbeitsunfähigkeit – fast immer das Todesurteil. Der Patient wird nicht mehr behandelt, das würde dem deutschen Volk zu viele dringend benötigte Medikamente abziehen. Er wird sich selbst überlassen, bekommt nur noch sogenannte Diätkost und stirbt meist nach kurzer Zeit.

Zu den typischen Lagerepidemien gehört auch die Lungentuberkulose.

Aufgrund ihres geschwächten Immunsystems ist ein Großteil der Arbeiter infiziert, aber nicht bei allen bricht die Krankheit aus. Erst wer ohnehin schon am Limit seiner Kräfte ist, kann sich gegen den «Weißten Tod» nicht mehr wehren. Die für die Produktion unbrauchbar gewordenen Arbeiter weist man in sogenannte Heilanstalten ein, wo sie durch überdosierte

Medikamente beseitigt werden – sofern sie nach kurzer Zeit nicht wegen Unterernährung und unterlassener medizinischer Hilfeleistung von selbst gestorben sind. Im September 1944 ordnet Heinrich Himmler zudem die Ermordung aller Slawen an, die sich in psychiatrischen Anstalten befinden. Da die deutschen Hospitäler überfüllt seien, sei

es unverantwortlich, in diesen
Hospitälern Slawen zu
behandeln, deren Arbeitskraft
dem Deutschen Reich auf
unabsehbare Zeit nicht mehr
zur Verfügung stehe. Andere
Quellen belegen, dass nicht nur
jüdische Häftlinge, sondern
auch slawische Zwangsarbeiter
als Menschenmaterial für
medizinische Experimente
verwendet wurden. Man
unterzog sie Versuchen in

gekühlten Wasserbecken, in Druckkammern, injizierte ihnen probeweise Impfstoffe, setzte sie starken Röntgenstrahlungen und anderen, zumeist tödlichen Torturen aus.

Mit der Zeit wurde das Elend der Zwangsarbeiter immer größer. Ein Beamter des damaligen Auswärtigen Amtes notierte:

Der Ostarbeiter befindet sich in einer allgemeinen Apathie, in der er vom Leben nichts mehr erhofft. So wird z.B. Frauen mit genagelten Brettern ins Gesicht geschlagen. Männer und Frauen werden wegen des leichtesten Vergehens nach Ablage der Oberbekleidung im Winter in betonierte kalte Kerker gesperrt und ohne Essen gelassen. Aus «hygienischen Rücksichten»

werden Ostarbeiter im Winter auf dem Hof des Lagers aus Schläuchen mit kaltem Wasser begossen. Hungrige Ostarbeiter werden wegen einer gestohlenen Kartoffel vor den versammelten Lagerinsassen auf die unmenschlichste Art und Weise hingerichtet.

Die Rechtlosigkeit der «Ostarbeiter» soll so weit

gegangen sein, dass jeder Deutsche, der sich dazu berufen fühlte, sie schlagen durfte. Gegen Kriegsende hatte er selbst im Falle eines Totschlags in der Regel keine Sanktionen mehr zu erwarten.

Auch die Bombardements durch die Alliierten werden immer erbarmungsloser. Befindet sich das Wohnlager meiner Mutter weit entfernt von ihrem Arbeitsplatz, hat sie

täglich die langen,
erschöpfenden Märsche zu
bewältigen, ist sie in der Nähe
ihres Arbeitsplatzes
untergebracht, womöglich im
Wola 1 direkt auf dem
Betriebsgelände, ist sie ganz
unmittelbar den Luftangriffen
der Alliierten ausgesetzt, zu
deren ausgewählten
Angriffszielen die deutschen
Rüstungsbetriebe gehört
haben. Die Luftschutzbunker

sind im Allgemeinen den Deutschen vorbehalten, zahllose «Ostarbeiter» kommen während der Angriffe in den Baracken um, nachts, wenn sie darin eingeschlossen sind. Ein russischer Zwangsarbeiter, der ebenfalls in einem Betrieb in Leipzig eingesetzt war, erzählt:

Die Engländer flogen ihre Luftangriffe nachts, die

Amerikaner tagsüber ... Man konnte die Uhr danach stellen. Sobald es dunkel wurde, begannen schon die Sirenen zu heulen. Na, und sie bombardierten. Es waren wahnsinnig viele Flugzeuge, «fliegende Festungen» nannte man sie. Wenn man den Kopf hob, sah man über sich den Himmel vor Flugzeugen nicht mehr. Unser Lager wurde nur von so kleinen Brandbomben

getroffen, die kamen in der Sonne wie Hagel herunter. Auf dem Boden explodierten sie und verstreuten Phosphor. Einmal schliefen wir bis Mitternacht nicht, weil wir auf den nächsten Luftangriff warteten, aber er kam nicht. Wir wunderten uns, und schließlich schliefen wir doch ein. Und plötzlich fielen Bomben, morgens um vier Uhr, ohne jede Vorwarnung. Und

wissen Sie, die halbe Stadt oder mehr ... das waren die großen, tonnenschweren Sprengbomben. Die ganze Stadt brannte. Am Tag war es dunkel vor Rauch, nachts war es hell. So ein Feuerschein war das. Irgendwann wurde auch unsere Fabrik getroffen, wir selbst wohnten ja weiter draußen. Die Produktion wurde eingestellt, wir wurden unter Bewachung in die Stadt

gebracht und mussten Ruinen aufräumen. Da ging es uns besser. In den Trümmern fanden wir Lebensmittel, und das wanderte natürlich in unseren Magen, zusätzlich zu unserer Ration. Einmal brachten uns SS-Männer mit Maschinengewehren zur Arbeit. Wir mussten die Trichter zuschütten, die die Sprengbomben geschlagen hatten. Es war ein Faschist

dabei, dessen ganze Familie in den Bomben umgekommen war. Er nahm einen Schluck aus einer kleinen Flasche, nur einen Schluck, die Deutschen trinken ja nicht viel, dann nahm er seine Armbinde mit dem Hakenkreuz ab und schnäuzte sich in sie hinein ...

Ein Fremder, der mir zeigt, was auch meine Mutter gesehen

haben muss: die «fliegenden Festungen», den Widerschein der brennenden Stadt. Nach den deutschen Bomben, die auf Mariupol fielen, nach den sowjetischen Bomben, die während der Schiffsüberfahrt nach Rumänien ihr Leben bedrohten, ist sie in den Bombenhagel der Amerikaner und Engländer geraten. In Mariupol konnte sie sich wenigstens in den Keller ihres

Hauses retten, im deutschen Lager ist sie dem Inferno schutzlos ausgeliefert. Sie kann nicht einmal hinauslaufen ins Freie, sondern ist gefangen in der Baracke, die jeden Moment in Flammen aufgehen kann.

Sind es diese Bombennächte auf dem Höhepunkt des Kriegs, in denen sie den Verstand zu verlieren beginnt? Oder hat sie ihn schon irgendwo unterwegs verloren, auf der

katastrophalen Strecke ihres Lebens, das ihr vorkommen muss wie ein einziger Albtraum? Von ihrer Mutter, die, obwohl katholisch, offenbar tief im russisch-orthodoxen Volksglauben verwurzelt war, ist auch sie zum Glauben erzogen worden, dem Glauben an einen rettenden, erlösenden Gott. Betet sie während der Luftangriffe, ruft sie ihre Schutzheilige an, die

Märtyrerin Jewgenia, deren Ikone sicher einmal an ihrem Kinderbett befestigt war? Betet sie, oder kämpft sie bereits ihren aussichtslosen Zweikampf mit Gott, der erbarmungslosen, gleichgültigen Instanz, an deren Schweigen sie zugrunde gehen wird? Wenn sie jetzt noch Hoffnung hat, dann kann sie nur noch den Alliierten gelten, die ihre potenziellen Befreier und ihre potenziellen

Mörder in einem sind.

Erst Jahrzehnte nach ihrem Tod kam ich auf die Idee nachzurechnen. Das Resultat war eindeutig: Mein Leben hatte in einem Arbeitslager des Flick-Konzerns begonnen, in der finalen Phase des Weltkriegs. Wie hatte es dazu kommen können? War verheirateten Paaren unter den Zwangsarbeitern der Geschlechtsverkehr erlaubt,

gab es für sie Gelegenheiten, sich einmal allein zu treffen, unbeobachtet zu sein? Schwer vorstellbar, denn Kinder von Zwangsarbeitern waren unerwünscht, erst recht die von minderwertigen Slawen.

Ich stelle mir vor, es ist ein Sonntag, der Tag, den die meisten Arbeiter zum Schlafen nutzen, zum Wäschewaschen, zur Körperpflege. Aber dieser Sonntag im frühen März, der

Frühling liegt schon in der Luft,
ist ein Festtag für meine Eltern.
Sie haben Ausgang bekommen
und verlassen gemeinsam das
Lagergelände. Man hat ihnen
einen Erlaubnisschein
ausgestellt, sie dürfen in die
Stadt gehen, ohne Aufsicht. Ein
paar Stunden, die sie
gemeinsam verbringen können,
endlich einmal ohne das
allgegenwärtige Auge derer,
die sie Tag und Nacht

bewachen. Meiner Mutter ist schwindelig vor Hunger und so viel freiem Raum, den sie nicht mehr gewohnt ist, sie hat sich bei meinem Vater eingehakt. Ihr abgezehrter Körper versinkt in ihrem grauen Mantel, möglicherweise besitzt sie doch noch ein Paar geflickter Schuhe, die sie aus Mariupol mitgebracht hat und die ihr die schlurfenden Holzpantinen ersparen. Es ist

noch kühl, wahrscheinlich trägt sie ein Kopftuch, darunter das schwere, aufgesteckte Haar, das, wenn sie es öffnet, auf ihre Schultern fällt wie eine schwarze Pelerine – jetzt ist es wohl abgeschnitten, kurz geschoren wegen der Läuse. Am Körper meines Vaters schlackert ein abgewetztes Sakko, zu dem er zur Feier des Tages die einzige, von zu Hause mitgebrachte Krawatte um den

dünnen Hals gebunden hat.
Beide tragen das
vorgeschriebene Abzeichen
«OST» auf der rechten
Brustseite ihrer Kleidung.
Vielleicht besitzen sie an
diesem Sonntag ein paar Mark,
um sich etwas Essbares zu
kaufen. Viele Geschäfte in der
zerstörten Geisterstadt
bedienen die zerlumpten
Zwangsarbeiter nicht,
manchmal steht schon an der

Tür, dass ihnen der Zutritt verboten ist, anderen Ladenbesitzern ist es egal, wo das Geld herkommt. Vielleicht können sie sich ein Brötchen aus echtem Mehl leisten, eine Limonade. Vielleicht macht auch mein Vater Tauschgeschäfte auf dem Schwarzmarkt, vielleicht ist meine Mutter nur dank dieser heimlichen Aktivitäten ihres Mannes noch auf den Beinen.

Es birgt Gefahren, durch die verwüsteten Straßen zu gehen. Jeden Moment könnten die Sirenen aufheulen und einen neuen Luftangriff ankündigen, jeden Moment könnten meine Eltern von einem der überall patrouillierenden Militärfahrzeuge angehalten werden, von der Volkswehr oder der SS, Organisationen, die beliebig mit ihnen verfahren dürfen, besonders

zum Kriegsende hin, als die Gewalt gegen Zwangsarbeiter immer willkürlichere Formen annimmt. Angstvoll prüft die Hand meiner Mutter, ob sie noch die Ausgangserlaubnis in ihrer Manteltasche tasten kann, ohne diesen Nachweis wären sie verloren, man würde sie sofort verhaften, möglicherweise erschießen. Es könnte sein, dass man da und dort schon ein paar grüne

Knospen sieht, erste zaghafte
Ginsterblüten, Schnipsel Natur,
deren Existenz meine Mutter in
diesem nicht endenden
Lagerwinter vergessen hat.

Vielleicht passiert es an
diesem Tag, vielleicht finden sie
irgendwo in den Ruinen oder
hinter Büschen am Stadtrand
ein Versteck. Vielleicht bin ich
aber auch das Resultat einer
gehetzten, atemlosen
Umarmung irgendwo im Lager,

wo sie jeden Augenblick
entdeckt werden können,
womöglich gewittert von einem
der Schäferhunde, mit deren
Hilfe das Wachpersonal nach
Flüchtlingen sucht. Vielleicht
ist meine Zeugung einem
Moment des Leichtsinns
geschuldet, weil bereits das
Ende des Kriegs in der Luft
liegt, weil im Lager euphorische
Gerüchte über die
bevorstehende Befreiung

kursieren, zumal die Luftangriffe der Alliierten immer aggressiver werden.

Eines Tages jedenfalls bemerkt meine Mutter, dass sie schwanger ist. Ihr Körper hat es ihr längst signalisiert, aber sie hat die Botschaft nicht verstanden. Die Entkräftung führt bei vielen Frauen im Lager zum Ausbleiben der Monatsblutung, die morgendliche Übelkeit kann ein

Symptom des Dauerhungers sein. Ihr ausgeplündelter Körper ist ihr schon lange fremd, er gehört ihr nicht mehr, er gehört der Firma Flick. Aber irgendwann begreift sie schlagartig, dass in diesem Körper ein Kind wächst, ein zweites Lebewesen, mit dem sie von nun an ihre Essensration teilen muss. Ein Kind, das durch sie leben will, das nach ihrer Lebenskraft

verlangt, nach Schutz, nach einem Platz in der Welt. Nichts von alledem besitzt sie für sich selbst.

Weiß sie, was mit Kindern geschieht, die im Lager geboren werden? Wäre sie früher mit mir schwanger geworden, gäbe es mich wahrscheinlich nicht. Am Anfang werden schwangere Zwangsarbeiterinnen in ihre Heimat zurückgeschickt, aber

als immer mehr Frauen sich absichtlich schwängern lassen, um dem Lager zu entkommen, ändert Fritz Sauckel seine Taktik. Deutsche Frauen sollen möglichst viele Kinder gebären, um die germanische Rasse zu stärken, Abtreibungen sind ihnen unter strenger Strafe verboten. Den slawischen Zwangsarbeiterinnen hingegen sind Abtreibungen nicht nur erlaubt, sondern geboten, der

rassisch minderwertige Nachwuchs ist nicht erwünscht. Tausende der «primitiven, kurz stampfenden Slawinnen», wie Hitler sie nennt, werden unter Androhung von Strafe zur Abtreibung gedrängt und schließlich dazu gezwungen, wenn sie sich weigern.

Frauen, denen es gelingt, ihr Kind trotzdem auszutragen, genießen keinen Mutterschutz. Nach Ansicht der Nazis

bedürfen die Slawinnen keiner besonderen Schonung, weil Schwangerschaft und Geburt bei ihnen ähnlich unkompliziert verliefen wie bei einem Tier. Das Neugeborene wird ihnen nach der Geburt weggenommen und an einen Ort gebracht, der mal «Ausländerkinder-Pflegestätte», mal «Fremdvölkische Kinderanstalt», mal

«Aufzuchtsraum für Bastarde» heißt. Hinter diesen Namen verbergen sich zumeist Säuglingssterbelager. Mit manchen der Neugeborenen geht man gnädig um, man tötet sie gleich nach der Geburt durch Giftinjektionen, die meisten müssen langsam und qualvoll von selbst sterben. Sie sind bedeckt von Furunkeln, Ekzemen, Borkenflechten, sie verhungern, erfrieren, gehen

an mangelnder Hygiene, an
Verwahrlosung zugrunde, an
organisierter Lieblosigkeit und
Vernachlässigung. In den
Baracken, die voller
Exkreme, Wanzen und
Maden sind, lagern
Kinderleichen,
übereinandergestapelt, bevor
man sie in Margarineschachteln
vergräbt. Quellen zufolge sind
in den entsprechenden
Einrichtungen der Nazis

ein- bis
hunderttausend Kinder
von «Ostarbeiterinnen» zu
Tode gekommen – die
Dunkelziffer gilt als deutlich
höher.

Im August 1943 schreibt der
SS-Gruppenführer Erich
Hilgenfeldt an Heinrich
Himmler:

Hier gibt es nur ein Entweder-

oder. Entweder man will nicht, dass die Kinder am Leben bleiben – dann soll man sie nicht langsam verhungern lassen und durch diese Methode noch viele Liter Milch der allgemeinen Ernährung entziehen; es gibt dann eine Form, dies ohne Quälerei und schmerzlos zu machen. Oder aber man beabsichtigt, die Kinder aufzuziehen, um sie später als Arbeitskräfte

verwenden zu können. Dann muss man sie aber auch so ernähren, dass sie einmal im Arbeitseinsatz vollwertig sind.

Offenbar ist Himmler dem zweiten Vorschlag des SS-Gruppenführers gefolgt, denn es entstehen zumindest einige Kinderhorte, in denen die Neugeborenen aufgenommen werden und ausreichend

Nahrung und Pflege bekommen. Anscheinend ist den Verantwortlichen für den Arbeitseinsatz auch im letzten Stadium des Kriegs noch nicht klar, dass man sich diese Mühe umsonst macht, dass es für Arbeitssklaven schon sehr bald keine Verwendung mehr geben wird.

In Leipzig herrscht Chaos. Lager und Betriebe werden immer häufiger von Bomben

getroffen und zerstört.
Herrenlos gewordene
Zwangsarbeiter irren auf der
Suche nach Obdach und
Essbarem durch die qualmende
Stadt. Sie gelten als Plünderer,
sind Freiwild für die
willkürlichen Standgerichte von
SS und Wehrmacht. Wegen
unerlaubten Verlassens des
Arbeitsplatzes, der nicht mehr
existiert, oder aus Angst vor
Rache, vor Zeugenaussagen

werden Tausende erschossen.

Aber dann sind sie endlich da, die Amerikaner. Die GIs betreten die Lagerbaracken und sagen: *You are free*. Sie lachen: *The war is over*, sagen sie und verteilen Zigaretten und Schokolade.

Die Geschäftsführung der ATG und deren Angestellten sind bereits auf und davon gegangen. Die Arbeiter verwüsten die Büros der

Firmenleitung, stürmen die
Wirtschaftsbaracken, stürzen
sich auf Lebensmittelvorräte,
Marmeladeneimer, Brot- und
Käselaibe. In der Stadt
plündern sie deutsche
Geschäfte, stopfen alles in sich
hinein, was sie finden können,
braten Fleisch auf Feuern, die
sie in den Straßen anzünden.
Sie strömen aus allen Lagern
der Stadt ins Freie, verbrüdern
sich auf den Straßen, Russen

mit Italienern, Franzosen mit
Polen, Ukrainer mit Serben,
jeder mit jedem, der nicht zu
schwach ist für den
Freudentaumel. Die Deutschen
haben Angst, verbarrikadieren
sich. Der Spieß hat sich
umgedreht: Aus den
Herrenmenschen sind Verlierer
geworden, aus den
Geknechteten Sieger. Zu
Tausenden ziehen sie durch die
Stadt, arbeitslos gewordene

Zwangsarbeiter, für die es keine Verwendung mehr gibt. Die einen machen sich zu Fuß auf den Weg in Richtung Heimat, andere treiben ziellos umher – unverwaltete Menschen, desolate, heruntergekommene Gestalten, die oft in Gruppen, in Horden unterwegs sind. Über Nacht ist eine neue Menschenkategorie entstanden: die Displaced Persons, kurz DPs. Millionen

von slawischen Nichts- und
Niemandsmenschen, die bald
auch den amerikanischen
Befreiern suspekt sind.
Gemeinsam mit Stalin
verdächtigen sie sie der
Zusammenarbeit mit den
Deutschen, in der
Armeezeitung «Stars and
Stripes» werden sie als
kriminelle Vagabunden, als
Faschisten und Bolschewiken
bezeichnet.

Die auf der Konferenz von
Jalta beschlossene
Zwangsrepatriierung aller
Sowjetbürger kommt daher
nicht nur den Deutschen
entgegen, die die
ausgebluteten Arbeiter nicht
mehr gebrauchen können und
sich vor Rache fürchten. Sie ist
auch im Sinne der Amerikaner,
die so schnell wie möglich
wieder Ordnung schaffen
wollen. Es beginnt der

Rücktransport der Millionen
Deportierten, Millionen, die
Stalins Sanktionen
entgegenfahren, einer elenden
Existenz bis ans Ende ihres
Lebens. Für Stalin sind die
ehemaligen Zwangsarbeiter
Vaterlandsverräter und
Kollaborateure, die sich der
Ausbeutung durch den
Kriegsfeind nicht widersetzt,
sondern gebeugt haben,
während Millionen ihrer

Landsleute für die Verteidigung
des Vaterlands ihr Leben
ließen. Manche werden nach
der Rückkehr in die Heimat
erschossen, andere kommen
aus dem deutschen
Arbeitslager übergangslos in
ein sowjetisches. Die meisten
sind dazu verurteilt, den Rest
ihres Lebens am Rand der
Gesellschaft zu fristen, sie
finden keine Arbeit und müssen
sich von Eltern oder

Verwandten durchbringen lassen, schon gar nicht dürfen sie studieren. Sie leben nicht nur in Armut, sondern auch in Isolation, weil alle den Umgang mit den zu Verrätern erklärten Rückkehrern fürchten, außerdem gelten ehemalige Zwangsarbeiterinnen als Huren der Deutschen.

Erst Jahrzehnte später werden
Entschädigungszahlungen an

die ehemaligen Zwangsarbeiter
in der Bundesrepublik
Deutschland zum Thema.
Repatrianten, die eine
Wiedergutmachung
beantragen, müssen Nachweise
für die geleistete Zwangsarbeit
vorlegen. Die wenigsten sind
dazu in der Lage, weil die
Papiere in den Kriegswirren
verlorengegangen sind oder
aus Angst vor dem sowjetischen
Staat vernichtet wurden. Für

diejenigen, die eine
Entschädigung erhalten, ist die
gezahlte Summe angesichts
ihrer anhaltenden Not ein
Tropfen auf den heißen Stein.

Während der Repatriierung
spielen sich grauenvolle
Szenen ab. Sowjetische DPs
werfen sich den Amerikanern
zu Füßen, flehen sie an, sie
lieber zu erschießen, als in die
Heimat zurückzuschicken.
Manche bringen sich um,

erhängen sich aus Angst vor Stalins Rache an einem Balken in ihrer Baracke. Man hat sie deportiert, ihre Arbeitskraft bis zum Äußersten ausgebeutet, jetzt schickt man sie zurück, liefert sie dem Wahnsinn eines erbarmungslosen Despoten aus.

Für Balten, Bjelorussen und Ukrainer, die vor dem Krieg auf polnischem Staatsgebiet gelebt haben und von dort nach

Deutschland verschleppt
wurden, gibt es eine
Ausnahmeregelung. Ihnen ist
es freigestellt, sich repatriieren
zu lassen, in Deutschland zu
bleiben oder in ein anderes
Land zu emigrieren. Durch
dieses Schlupfloch retten sich
meine Eltern. Die Hand eines
Amerikaners trägt in ihre
Papiere als ihren Heimatort
«Cracow» ein – obwohl nur ein
paar Zeilen weiter oben steht,

dass meine Mutter in Mariupol
und mein Vater in Kamyschin
und Mariupol gelebt hat und
dass beide von Odessa aus
deportiert wurden. Von Polen
keine Spur. Trotzdem ist als
Ort der Deportation Krakau
eingetragen. Das große Rätsel
der amerikanischen Papiere,
die Lüge meiner Eltern,
vielleicht der Gnadenakt eines
amerikanischen Militärs,
vielleicht lediglich seine

geographische Unkenntnis –
das kleine Wort «Cracow»
jedenfalls muss meine Eltern
vor der Repatriierung bewahrt
und bewirkt haben, dass ich
nicht in der Sowjetunion
geboren wurde, sondern in
Deutschland.

Im Juli 1945 ziehen sich die
Amerikaner aus Sachsen
zurück und überlassen diesen
Teil Deutschlands der Roten
Armee. Erneut werden meine

Eltern von der Sowjetmacht
eingeholt, sie ist ihnen bis nach
Deutschland gefolgt. Wieder
fliehen sie, diesmal in Richtung
Nürnberg, die nächstgelegene
große Stadt in der
amerikanischen
Besatzungszone. Hier werden
bald auch die
Kriegsverbrecherprozesse
stattfinden, in denen die
Zwangsarbeit zum Verbrechen
gegen die Menschlichkeit

erklärt wird. Auch die Firma Flick ist angeklagt. Ein Mitarbeiter der ATG sagt unter Eid aus, man habe nie einen Unterschied zwischen deutschen und ausländischen Arbeitern gemacht, die Fremdarbeiter seien einwandfrei untergebracht gewesen, die deutschen Lagerführer hätten sich bei ihnen großer Beliebtheit erfreut. Er fährt fort:

Sicherlich war das Leben eines Fremdarbeiters kein Leben im Paradies, da er von seiner Familie und Heimat getrennt war. Es fordert aber die Gerechtigkeit von mir auszusagen, dass von der Führung des Betriebes alles getan wurde, dieses Leben der Arbeiter zu erleichtern. (...) Die Verpflegung war den Umständen gemäß als gut zu bezeichnen. (...) Für die

Versorgung der Ausländer hat die Geschäftsleitung über die Zuteilungen hinaus auf eigene Faust Lebensmittel, besonders Kartoffeln und Gemüse, in der weiteren ländlichen Umgebung Leipzigs in großem Umfange beschafft. Den übrigen mannigfachen Bedürfnissen der Arbeiter wurde ebenso wirkliche Beachtung geschenkt. (...) Auch an regelmäßigen künstlerischen

Darbietungen für die fremden Arbeiter fehlte es nicht. Die Lager der ATG galten lange Zeit als Musterlager, und erst als einige durch Luftangriffe zerstört wurden und ein Zusammenlegen erforderlich machten, boten sie nicht mehr das frühere besonders gute Bild inmitten junger Grünanlagen.

Die Ankläger kommen zu einem

anderen Schluss:

In allen Betrieben des Flick-Konzerns herrschten besonders schlechte Bedingungen; in vielen Fällen waren die Unterkünfte elend, die Arbeitszeit übermäßig lang; Angst und Freiheitsentziehung, körperliche Leiden und Krankheit, Misshandlungen aller Art, darunter

Auspeitschungen, waren an der Tagesordnung.

Zu den namentlich Angeklagten in dem Prozess gehört auch Fritz Sauckel, der oberste Vorgesetzte meiner Eltern. Ich wachse in Nürnberg ausgerechnet mit dem Dialekt auf, den der Franke Sauckel, der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz, gesprochen

hat, sein Deutsch ist das erste, das ich lerne. Das Fränkische soll bei ihm so stark ausgeprägt gewesen sein, dass man ihn während des Prozesses immer wieder auffordern musste, verständlicher zu sprechen. Als er zum Tod durch den Strang verurteilt wurde, brach er in Tränen aus. Er war überzeugt davon, dass seine Verurteilung Übersetzungsfehlern geschuldet war.

Friedrich Flick weist jede Schuld von sich und stellt sich selbst als Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft dar. Das Urteil gegen ihn fällt milde aus. Er wird zu sieben Jahren Haft verurteilt und nach drei Jahren wieder freigelassen, schnell avanciert er zu einem der reichsten Männer der gerade neu gegründeten Bundesrepublik. Sein Konzern

wird der einzige bleiben, der
den früheren Arbeitssklaven
nie eine einzige Mark
Entschädigung bezahlt. Die
Leipziger ATG wird von den
sowjetischen Truppen
abgetragen: Die Maschinen
werden in die Sowjetunion
abtransportiert, die
Fabrikgebäude gesprengt.

Wieder frage ich mich, wie
meine Eltern auf ihrer Flucht
vor den Sowjets von einem Ort

zum nächsten gelangen,
diesmal von Leipzig nach
Nürnberg, dreihundert
Kilometer durch das zerstörte
Land. Kaufen sie sich einfach
Fahrkarten und setzen sich in
einen Zug? Haben sie das Geld
dafür? Fahren überhaupt Züge,
oder sind die Gleise zerbombt?
Kommen sie in Etappen voran,
ein Stück mit dem Zug, ein
Stück zu Fuß? Millionen
anderer sind mit ihnen

unterwegs, Displaced Persons,
Zwangsarbeiter aller Nationen,
befreite KZ-Häftlinge und
Kriegsgefangene, evakuierte
Deutsche, die nach Hause
zurückkehren wollen, zahllose
Vertriebene aus Schlesien,
Ostpreußen, Böhmen. Alle
ziehen mit ihren letzten
Habseligkeiten westwärts,
allein oder in Trecks – eine der
größten
Menschenverschiebungen aller

Zeiten, die Götterdämmerung
des «Tausendjährigen
Reiches».

Meine Eltern haben sich mit
einem zweiten ukrainischen
Paar zusammengetan, das sie
entweder schon in Leipzig
kennengelernt haben oder
später, auf der Flucht. Erst als
sie zu viert in Nürnberg
ankommen, sehen sie, dass von
der Stadt nicht mehr viel übrig
ist. Bei ihrem letzten großen

Luftangriff hat die Royal Air Force in einer halben Stunde sechstausend Sprengbomben und eine Million Brandbomben auf die fränkische Metropole abgeworfen. Eine gespenstische Trümmerwelt. Und doch – meine Eltern sind den Sowjets ein weiteres Mal entkommen.

Stundenlang irren sie umher, es regnet, wird schon dunkel. Auf einem abseits gelegenen

Fabrikhof direkt an der Nahtstelle der Doppelstadt Nürnberg-Fürth finden sie einen unabgeschlossenen Lagerschuppen, der offenbar zu der angrenzenden Eisenwarenfabrik gehört. Hier schlüpfen sie unter, in der Hoffnung darauf, dass sie unentdeckt bleiben und ein paar Stunden zwischen den rostigen Alteisengebinden schlafen können, die in dem

Schuppen lagern. Meine Mutter ahnt nicht, dass ihr Bruder Sergej auch in Deutschland ist, dass er in der sowjetisch besetzten Zone, der sie eben entrinnen konnte, russische Opernarien für die Soldaten der Roten Armee singt. Sie ahnt nicht, dass ihre Mutter noch lebt, vom Krieg aber zusammen mit ihrer Tochter Lidia ans andere Ende der Welt getrieben wurde, in

die Evakuierung ins
kasachische Alma-Ata, schon
fast nach China. Nass, hungrig
und fast ohnmächtig vor
Erschöpfung schläft sie auf dem
harten Bretterboden ein. Das
Kind in ihr lebt noch, es bewegt
sich. Der Schrecken, den
dieses Kind ihr einjagt, reicht
bis in ihren traumlosen Schlaf.

Vierter Teil

Nacht unter dem Dach des
Lagerschuppens auf dem
Nürnberger Fabrikhof werden
fast fünf Jahre. Der
Fabrikbesitzer, dem der
Schuppen gehört, scheint ein
besonderer Deutscher zu sein.
Er vertreibt die slawischen
Untermenschen nicht, sondern
hat Mitleid mit ihnen und
gewährt ihnen Asyl auf seinem
Territorium, obwohl er damit
gegen die Gesetze der

Alliierten verstößt. Displaced Persons dürfen sich ihre Bleibe nicht aussuchen, sie müssen sich in speziellen DP-Lagern unterbringen lassen, wo sie wieder unter Kontrolle, allerdings auch notdürftig versorgt sind. Aber offenbar ist meinen Eltern und ihren Gefährten jegliche Unsicherheit, jegliches Dasein in Vogelfreiheit lieber als ein neues Lager.

Wie sie es schaffen, jenseits
eines Versorgungssystems die
Anfänge nach ihrer Flucht zu
überleben, weiß ich nicht.
Vielleicht überlässt der
deutsche Fabrikbesitzer ihnen
nicht nur seinen Schuppen,
sondern verhilft ihnen auch zu
irgendeiner Nahrungsquelle,
zu den «Möbeln», an die ich
mich noch erinnere,
Feldbetten, Rotkreuzdecken,
eine Petroleumlampe, einen

Tisch, den ich immer noch als Schemen unter dem schiefen, halb blinden Fensterchen des Schuppens stehen sehe. Es muss auch einen Ofen gegeben haben, sonst wären wir in der alten, morschen Behausung nicht durch fünf Winter gekommen.

Meine Mutter lebt ständig in Angst. Der Fabrikbesitzer kann uns jeden Moment unsere Lebensgrundlage entziehen,

die Behörden können auf uns aufmerksam werden, jemand kann uns anzeigen, kurz:

Immerzu schwebt das Damoklesschwert der Vertreibung, der Einweisung in ein DP-Lager über uns. Fünf Jahre lang ist der Schuppen eine Bleibe von Tag zu Tag, fünf Jahre, in denen der deutsche Fabrikbesitzer seine schützende Hand über uns hält, uns immer wieder deckt und

sich damit strafbar macht.
Warum tut er das? Hat es ihm
womöglich die abgründige
Schönheit meiner Mutter
angetan, bringt er es nicht
übers Herz, diese so
offensichtlich schutzlose,
verlorene Frau zusammen mit
ihren Gefährten davonzujagen?
Hat vielleicht auch er
Zwangsarbeiter beschäftigt und
will nun an den obdachlos
gewordenen Slawen etwas

gutmachen?

In einer Dezembernacht des Jahres 1945 setzen bei meiner Mutter die Wehen ein. Da in meiner Geburtsurkunde Fürth steht, weiß ich, dass sie mich nicht in dem Schuppen geboren haben kann, weil der auf Nürnberger Stadtgebiet stand. Wahrscheinlich kam ich in einer Fürther Klinik zur Welt, und ich kann nur mutmaßen, wie meine Mutter

dorthin gelangt ist. Bis zur Grenze nach Nürnberg sind es nicht mehr als ein paar hundert Meter, vielleicht ist sie zu Fuß gegangen, begleitet von meinem Vater, bei Dunkelheit, Schnee und Eis, zwischen zwei Wehen, die noch nicht oft kommen. Vielleicht ruft auch jemand einen Krankenwagen – das könnte nur der Fabrikbesitzer gewesen sein, der am anderen Ende des

Hofes in seinem Haus wohnt und ein Telefon besitzt.

Vielleicht hat sie noch nie mehr Angst gehabt, sich nie verlorener gefühlt als auf der Entbindungsstation des deutschen Krankenhauses, in dem sie schließlich allein zurückbleibt, auf Gedeih und Verderb denen ausgeliefert, die in ihr nicht nur eine slawische Untermenschin sehen, die den Kreißsaal mit ihrem schlechten

Blut verschmutzt, sondern auch die Verkörperung der sowjetischen Siegermacht, der Kommunisten und Bolschewisten, die Millionen deutscher Väter und Söhne umgebracht haben, als Mörder, Plünderer und Vergewaltiger über Deutschland hergefallen sind und einen großen Teil des deutschen Territoriums besetzt halten. Nackt, zerspringend vor Schmerz, liegt sie als Täterin

vor den Opfern und zwingt sie dazu, ihr Kind in Empfang zu nehmen. Kann sie all das empfunden haben, oder ist die Geburt von einer Naturgewalt, in der alle anderen Empfindungen untergehen? Gegen sieben Uhr morgens bringt sie, eine unterernährte, von schwerer körperlicher Erschöpfung und Flucht gezeichnete Frau, ein überraschend kräftiges,

gesundes Mädchen zur Welt,
das lediglich an der
verbreiteten
Neugeborenenengelbsucht leidet.

Vom ersten Blick an
befremdet sie dieses
schwefelgelbe, froschartige,
ohne Unterlass brüllende
Wesen mit dem weißblonden
Flaum auf dem Kopf, den es
weder von ihr noch von seinem
Vater haben kann. Von Anfang
an hat sie das Gefühl, dass ihr

Körper etwas Böses
ausgebrütet, dass sie ein
kleines Ungeheuer geboren
hat – ein Kind, das fast ohne
Pause schreit und sich durch
nichts beruhigen lässt, das zur
Folter für sie wird, zu einer
neuen Spielart der Gewalt, der
sie seit jeher ausgeliefert ist
und der sie mit ihren
zerstörten Nerven nichts
entgegenzusetzen hat. Ein
Kind, das ihr schmerzhaft die

Brust zerbeißt, aus der die Milch nur spärlich fließt. Alles andere, was sie ihm anbietet, lehnt es ab, herumtragen, schaukeln, gut zureden, vorsingen, küssen, an sich drücken, alles das scheint das Geschrei nur zu verstärken. Hat das Kind Schmerzen, ist es angefüllt mit ihrem Grauen, das sich ihm in ihrem Körper übertragen hat? Ist es vielleicht krank, schwerkrank und wird

bald sterben müssen? Sie kann die rabiate Dauerforderung des Kindes nicht verstehen, nicht deuten, manchmal scheint ihr, es würde sie hassen und nach einer anderen Mutter schreien. Sie schaukelt es in ihren Armen und weint vor Verzweiflung und Erschöpfung, sie hat Angst vor sich selbst, davor, die Kontrolle über sich zu verlieren und etwas Schreckliches zu tun, damit es endlich still wäre,

damit sie endlich einmal eine ganze Stunde schlafen könnte.

Es kommt die Nacht, in der sie und ihr Mann von der amerikanischen Militärpolizei verhaftet werden. Unmöglich, dass ich mich daran erinnere, das Bild muss meiner von späteren Erzählungen inspirierten Phantasie entstammen, und doch ist mir, als hätte ich es wirklich gesehen, wie durch ein kleines

Loch in einem schwarzen
Vorhang. An der Bretterwand
in dem dunklen Schuppen
stehen zwei nackte Gestalten
mit erhobenen Händen. Sie
sind angeleuchtet von einem
unheimlichen, herkunftslosen
Licht. Es könnten Puppen sein,
aber ich weiß, dass es meine
Eltern sind, deren seltsam
wächserne Körper ich von
hinten sehe, an die
Bretterwand gedrückt von

einer unsichtbaren Macht. Nur einen Augenblick, dann erlischt das Licht wieder, alles sinkt zurück in die Dunkelheit vor der Zeitrechnung. Aber das Bild der zwei wehrlosen Nackten an der Wand ist für immer in mich eingebrannt. Ob ich es nun wirklich gesehen oder erfunden habe, für mich ist es der Anfang der Welt.

Wahrscheinlich werden meine Eltern verhaftet, weil die

Amerikaner sie der
Kollaboration mit den Nazis
verdächtigen wie alle
sowjetischen Zwangsarbeiter,
die sich nach Kriegsende noch
in Deutschland befinden, aber
merkwürdigerweise werden
nur meine Eltern abgeholt,
nicht das zweite ukrainische
Paar, das mit uns im Schuppen
wohnt und es ebenfalls
geschafft hat, der
Zwangsrepatriierung zu

entgehen. Mein hungriger Vater geht im Gefängnis in den Hungerstreik, um die Freilassung seiner Frau zu erzwingen, ohne deren Milch das bei den Mitbewohnern gebliebene Kind nicht überleben kann. Wäre nicht die Sorge um mich gewesen, hätte das Gefängnis ein fast paradiesischer Ort für meine Mutter sein können. Zum ersten Mal nach sehr langer

Zeit kann sie sich satt essen, es ist warm, und das Geschrei ist verstummt, sie kann endlich schlafen. Aber der Hungerstreik ihres Mannes hat Erfolg, bereits nach einer Woche wird sie entlassen. Und auch mein Vater kommt bald darauf wieder frei.

Der Verdacht gegen meine Eltern, welcher auch immer, hat sich offenkundig nicht erhärtet. Man veranlasst nicht

einmal eine Einweisung in ein DP-Lager, im Gegenteil, mein Vater wird in den Dienst der Amerikaner genommen. Seine kraftvolle, von Kindheit an in russischen Kirchenchören geschulte Tenorstimme wird in Deutschland zu seinem Kapital. Sein erstes Engagement bekommt er an einem Nürnberger Theater, wo er zusammen mit anderen Displaced Persons aus der

Sowjetunion die bekannten russischen Lieder singt, die die amerikanischen Soldaten hören wollen. Er wird mit Naturalien bezahlt, Delikatessen, von denen das Gros der deutschen Nachkriegsbevölkerung nur träumen kann. Weißbrot, Dosenkäse, Salzbutter, Milchpulver, Lucky-Strike-Zigaretten, Hershey-Schokolade, die es als Tafeln und in Dosen gibt. Schokolade

in fester und flüssiger Form ist das Grundnahrungsmittel meiner Kindheit.

Der Lagerschuppen auf dem Fabrihof besteht aus zwei kleinen Räumen. Im vorderen, der zum Hof hinausgeht, wohnen meine Eltern mit mir, im hinteren, der direkt an die Fabrikmauer grenzt, hat sich das andere Paar eingerichtet, dessen längst vergessener Name in dem Moment, wo ich

davon erzähle, vom Grund
meines Gedächtnisses aufsteigt
und mich mit seinem mir sofort
wieder vertrauten Klang
überrascht. Die Zyganenkos –
ihre Gesichter sehe ich nicht
mehr vor mir, aber der
erinnerte Name beweist mir,
dass sie Wirklichkeit waren, vor
langer Zeit auch für mich.

Den Platz in dem kleinen
Schuppen müssen wir
Bewohner uns nicht nur

miteinander teilen, sondern auch mit den verstaubten Alteisengebinden, die zu einem unergründlichen Zweck hier aufbewahrt werden und einen penetranten Rostgeruch verströmen. Alles riecht nach Rost: unsere Kleider, die Haare, die Decken, das amerikanische Weißbrot, das wir essen. Wir haben keine Schränke, keine Ablageflächen, unser gesamtes Hab und Gut

lagert auf dem Eisen, das die
Finger rot färbt, wenn man es
berührt. Die Eisenwarenfabrik
lässt den Schuppen den ganzen
Tag leise im Rhythmus ihrer
stampfenden Maschinen
vibrieren, daran haben wir uns
gewöhnnt, wir hören es kaum
noch. Auch nicht den Donner
der Züge, die in kurzen
Abständen über den nahen
Bahndamm fahren, meist
Güterzüge mit schweren,

eisernen Waggon, die
unsichtbare Güter pausenlos zu
unsichtbaren Zielen
transportieren, mit
schlagenden, dröhnenden
Rädern auf den maroden
Nachkriegsschienen.

Im Schuppen gibt es weder
Strom noch Wasser. Licht
spendet die Petroleumlampe,
die am Fenstergriff hängt,
Wasser muss im
Bahnwärterhäuschen auf der

anderen Seite des Fabrikhofs geholt werden. Meine Mutter nimmt zwei Eimer mit, um so selten wie möglich gehen zu müssen. Der Bahnwärter ist den Nazis treu geblieben und macht aus seinem Russenhass keinen Hehl. Dass er den Untermenschen auf dem Fabrikhof seinen Wasserhahn nicht verweigert, liegt einzig und allein an der Autorität des Fabrikbesitzers, der, da er uns

auf seinem Grund und Boden
duldet, Tatsachen schafft,
gegen die der Bahnwärter nicht
aufzubegehren wagt. Dennoch
weiß meine Mutter von Mal zu
Mal nicht, wie er reagieren
wird, ob sie das
lebensnotwendige Wasser noch
einmal abfüllen darf oder nicht.

Das Gespenst, das uns
bedroht, heißt Valka, das
größte Lager dieser Art in
Bayern, berühmt-berüchtigt

wegen der katastrophalen Zustände, die darin herrschen, der Inbegriff des Schreckens für alle DPs. Das Lager befindet sich praktisch um die Ecke, in Nürnberg-Langwasser, und genau dorthin würden wir kommen, wenn wir nicht mehr im Schuppen bleiben könnten. Als Herr über das Wasser ist der Bahnwärter für uns die letzte Instanz, die darüber entscheidet, ob wir ins Valka-

Lager müssen oder nicht. Er scheint in sich die Wut und den Mut zu sammeln, die dazu nötig sind, um sich über den Willen des Fabrikbesitzers hinwegzusetzen, ihn womöglich sogar anzuzeigen. Feindselig und zugleich gierig starrt er meine junge Mutter in ihrem abgenutzten Kleidchen an, während sie vor ihm steht und darauf wartet, dass der dünne Wasserstrahl aus dem Hahn

ihre zwei Eimer füllt, jeden Moment darauf gefasst, dass etwas geschieht, das den seidenen Faden reißen lässt, an dem ihr Leben außerhalb des Valka-Lagers hängt. Oft kommt sie weinend von ihren Wassergängen zurück, mit den zwei schweren Eimern, die ihre Schultern nach unten ziehen, und ihrem resignierten Ich-kann-nicht-mehr-Gesicht. Mein Vater hat kein Verständnis für

ihre Empfindlichkeiten, er findet sie hysterisch, wehleidig, nichtsnutzig. Fast alles muss er selbst machen, Suppe auf dem Benzinkocher kochen, Löcher in der Kleidung flicken, er muss den Lebensunterhalt verdienen. Von seiner Frau erwartet er, dass sie wenigstens den Schuppen sauber hält und das Wasser holt.

Außer dem Bahnwärter gibt

es noch andere Leute, die
etwas gegen das russische
Gesindel auf dem Fabrikhof
haben. Oft hört man nachts vor
dem Schuppen Schritte,
Flüstern, das Knirschen von
Kies, plötzlich ist eine
Taschenlampe am Fenster,
manchmal ein Rütteln an der
Tür. Das Kind fängt zu schreien
an, die Mutter springt auf, hält
ihm panisch den Mund zu. Man
weiß nicht, wer dort draußen

herumschleicht, spioniert. Sind es Strolche, Einbrecher, aber was sollte bei uns zu holen sein? Am ehesten handelt es sich um Russenhasser, solche wie den Bahnwärter, die die illegalen Bewohner des Schuppens immer wieder aufscheuchen, aus dem Schlaf reißen, in Todesangst versetzen, sie vielleicht umbringen wollen.

Trotzdem gibt es auch bei

uns so etwas wie einen Alltag.
Neben seiner Arbeit als
russischer
Unterhaltungskünstler für
amerikanische Soldaten geht
mein Vater noch weiteren
Beschäftigungen nach. Mit
einem Teil der amerikanischen
Zigaretten und der Schokolade,
die er als Lohn bekommt, treibt
er Tauschhandel auf dem
Schwarzmarkt, außerdem
sammelt er Alteisen, wie viele

andere auch in jener Zeit. Er bringt Eulen nach Athen, da wir ja mitten im Alteisen wohnen, aber das gehört uns nicht.

Abends, während mein Vater für die Amerikaner singt, müssen wir, meine Mutter und ich, das Alteisen sortieren, das er im Lauf des Tages auf den Straßen gefunden hat. Im Licht der Petroleumlampe sitzen wir auf dem Fußboden und arbeiten. Es gibt einen

faszinierenden Gegenstand, der Magnet heißt und das gute vom schlechten Eisen trennt. Meine Mutter zeigt mir, dass man das Eisen damit nicht nur springen lassen, sondern sogar auf dem Boden spazieren führen kann, ohne es zu berühren, es folgt immer dem Magneten. Das ist das gute Eisen, das wir aus dem schlechten herausfischen müssen und das mein Vater am nächsten Tag zum

Schrotthändler bringt, der ihm dafür etwas bezahlt. Von dem Geld kaufen wir dunkles deutsches Brot, Kohl, Rüben und Salz.

Vom Schwarzmarkt bringt mein Vater einmal ein schweres altes Herrenrad mit, einmal eine zierliche kleine Armbanduhr für meine Mutter. Sie hat so etwas noch nie besessen und wagt es kaum, ein so kostbares Stück zu tragen.

Ich habe mittlerweile
verstanden, dass die Deutschen
auf uns herabsehen, ich will
ihnen beweisen, dass sie sich in
uns täuschen, und eines Tages
halte ich die hübsche
Armbanduhr mit den
goldfarbenen Kettengliedern
einem wildfremden Mann auf
dem Fabrihof hin. Zuerst lacht
er und schüttelt den Kopf, aber
nachdem ich ihm mit meinen
wenigen deutschen Wörtern

und entsprechenden Gesten
klargemacht habe, dass er die
Uhr ruhig nehmen darf, dass
wir viele davon haben, sieht er
sich vorsichtig um, nimmt das
unvermutete Geschenk rasch
an sich, steckt es in seine
Hosentasche und fährt auf
seinem Fahrrad schnell davon.
Noch Wochen später sucht
meine Mutter nach der Uhr,
mehr als der Verlust treibt sie
die Angst vor meinem Vater um,

der davon überzeugt ist, dass sie sein Geschenk verschlampt hat. Über das spurlose Verschwinden der Uhr wird noch lange gesprochen, immer wieder führt mein Vater es als Beispiel für die Kopflosigkeit und Unzurechnungsfähigkeit meiner Mutter an.

Wahrscheinlich hat ihre Umwelt, erst die ukrainische, dann die deutsche, sie längst von ihrer Minderwertigkeit

überzeugt, aber wenn sie je versucht haben sollte, sich wenigstens ein Minimum an Selbstvertrauen zu erobern, dann hat ihr Mann ihr wohl den letzten Wind aus den Segeln genommen. Von seiner einstigen Liebe zu ihr scheint nicht mehr viel übrig zu sein, offenbar ist sie ihm nur noch eine Last. In Deutschland bin ich das einzige Lebewesen, auf dessen Liebe sie noch hoffen

kann. Halb will sie mich
vielleicht trösten, wenn sie mir
sagt, dass sie nicht meine
wirkliche Mutter ist, halb will
sie vielleicht meinen
Widerspruch provozieren.
Meine wirkliche Mutter, sagt
sie, sei genauso blond wie ich,
eine schöne deutsche Frau, die
in einem richtigen Haus mit
Möbeln und einem eigenen
Wasserhahn wohne und die
eines Tages kommen und mich

holen werde. Sie erzählt mir von dem Kind Moses, das von seiner Mutter in einem Körbchen auf dem Nil ausgesetzt, aber schließlich von einer Königstochter im Schilf entdeckt und gerettet wird. Sie singt mir das russische Lied vom Kuckuck vor, der *kuckuschka*, die ihre Kinder verloren hat und nicht aufhört, sie mit trauriger Stimme zu rufen. Alles das nährt meine

Vorstellung, ein Findelkind zu sein, und ich bin hin- und hergerissen. Einerseits möchte ich nichts lieber als das Kind einer deutschen Mutter sein und in einem so feinen deutschen Haus wohnen wie dem des Fabrikbesitzers, das am anderen Ende des Hofes in einem Garten mit Obstbäumen und Rosen steht, andererseits erfüllt es mich mit bodenloser Traurigkeit, dass ich nicht das

Kind meiner Mutter sein soll.
Ich fange an zu weinen, zu
schreien, zu toben, meine
Mutter soll sagen, dass sie mich
angelogen hat, dass sie meine
richtige Mutter ist, aber das
sagt sie nie.

Manchmal erzählt sie mir
auch die geheimnisvolle
Geschichte von der gläsernen
Stadt. Einer Stadt, in der alles
aus Glas ist, die Häuser, die
Möbel, die Straßen, selbst die

Schuhe an den Füßen der
Bewohner. Alle laufen mit
einem schneeweißen Putztuch
herum und polieren das Glas,
entfernen jedes Stäubchen,
jeden Hauch. Ich weiß nicht,
was sie mir mit dieser
Geschichte sagen will, wofür
die blitzblanke Stadt aus Glas
steht. Vielleicht ist es ihr
Gegenbild zu dem
Armeleutedreck, in dem sie
lebt, vielleicht fühlt sie sich

selbst als Dreck, vielleicht ist das Bild schon damals ein Ausdruck ihrer Sehnsucht nach Fühllosigkeit, nach Tod.

Die größte Zahl der DPs lebt, ebenso wie wir, in der Hoffnung, nach Amerika ausreisen zu können. In der amerikanischen Besatzungszone hat man eine temporäre Vertretung des amerikanischen Generalkonsulats eingerichtet,

in irgendeiner grauen
Kasernenstadt, in der die
ausreisewilligen DPs
untergebracht sind, während
ihr Antrag bearbeitet wird. Die
Fahrt dorthin ist
wahrscheinlich die erste Reise
meines Lebens, aber daran
erinnere ich mich nicht. Ich
erinnere mich nur an die
heruntergekommenen
Kasernen und an die
Amerikanerin, die ich nach

tagelangem Anstehen in
zugigen, überfüllten
Korridoren zu Gesicht
bekomme. Während sie meinen
Eltern in gebrochenem
Russisch Fragen stellt,
hämmern ihre Finger, an denen
lange, rot lackierte Fingernägel
blinken, mit atemberaubender
Geschwindigkeit auf die Tasten
einer gusseisernen
Schreibmaschine ein. Sie hat
eine silberblonde Dauerwelle,

im Winkel ihrer großen,
grellrot geschminkten Lippen
steckt eine qualmende
Zigarette, der Rauchgeruch
vermischt sich mit dem Duft
eines unbeschreiblichen
Parfüms – mein erster Blick auf
Amerika.

Es ist Winter, in der Kaserne
ist es kalt, alle husten, und auch
ich werde krank, bekomme eine
Lungenentzündung. Nachts,
wir schlafen in einem Saal

voller fremder Menschen, sitzt
ein großes schwarzes
Kaninchen auf meiner Brust
und starrt mich mit bösen
gelben Augen aus der
Dunkelheit an. Es ist so schwer,
dass ich nicht mehr atmen
kann, ich werde erdrückt, mir
ist heiß, ich keuche, ringe nach
Luft, und dann spüre ich die
kühlen Finger meiner Mutter,
wie sie meine Brust mit der
grünen Wundersalbe einreiben,

die der amerikanische Arzt mir verschrieben hat. Noch nie habe ich etwas so ersehnt wie diese Salbe. Ihr scharfer Geruch stößt mir in die Nase, und sofort bin ich erlöst, sofort strömt wieder Luft in mich herein, und das schreckliche Kaninchen ist verschwunden.

In der Tiefe meiner Erinnerung an die Zeit im Sammelbecken der Tausenden von DPs, die nach Amerika

auswandern wollen, finde ich
nur noch die russischen
Zwillingsmädchen. Ich bin
wieder genesen, gehe an der
Hand meiner Mutter auf der
Straße, und da kommen sie uns
entgegen mit ihren dicken,
honigfarbenen Zöpfen. Sie sind
die Auserwählten, die ein Visum
bekommen haben und mit ihren
Eltern nach Amerika dürfen.
Schon jetzt, auf dieser
trostlosen deutschen

Nachkriegsstraße zwischen den
schorfigen, schmutzigen
Kasernen, umgibt sie der
Nimbus der anderen, fernen
Welt, der Glanz des ihnen
bevorstehenden Lebens im
mythischen Reich der Freiheit
und des Glücks, wo es
wahrscheinlich Wundersalben
gegen alles gibt.

Unterschwellig hat meine
Mutter Angst davor, dass wir
das Visum auch bekommen. Sie

ist sich sicher, dass das Schiff unterwegs sinken, dass sie jenes Schicksal ereilen wird, dem sie auf der Überfahrt von Odessa nach Rumänien noch einmal entkommen ist. Doch ihre Furcht ist ganz unbegründet: Wir gehören zur überwältigenden Mehrheit derer, denen das Visum verweigert wird. Nur wenige Glückliche dürfen ins Gelobte Land, alle anderen müssen

zurück in ihre jeweiligen DP-Lager, wir in unseren Fabrikhof. Im Grunde hat meine Mutter nie an das Visum geglaubt. Glück zu haben hätte nicht in ihr Leben gepasst, es wäre ihr vorgekommen wie ein weiterer Verrat an denen, die sie zurückgelassen hat, die eingesperrten, geschundenen Menschen in der Ukraine. Insofern ist der Weg zurück in unseren Schuppen vielleicht

fast so etwas wie eine Heimkehr für sie.

Unsere Mitbewohner, die Zyganenkos, vernünftig genug, sich keine Chancen auf ein Amerika-Visum auszurechnen, haben einen Einwanderungsantrag für Brasilien gestellt und erhalten das Visum schon nach kurzer Zeit. Ich erinnere mich an den wilden, fassungslosen Schmerz, der mich überfällt, als der

knatternde «Goliath» mit
unseren Mitbewohnern und
ihren Habseligkeiten vom
Fabrikhof fährt und ich
begreifen muss, dass aus dem,
was ich für ein Spiel gehalten
habe, Ernst geworden ist.
Jemand, der zu mir gehört, Teil
meiner selbstverständlichen,
unantastbaren Welt ist, kann
gehen, mich für immer
verlassen, ob ich das will oder
nicht. Ich möchte sterben,

presse mich in den dunklen
Spalt zwischen unserem
Schuppen und der Fabrik, wo
die Ratten sind, wo alles
vibriert und nichts anderes
mehr ist als das Stampfen der
Maschinen. Stundenlang rennt
meine Mutter über den Hof und
sucht nach mir. Erst am Abend,
als sie bereits mit dem
Gedanken spielt, die deutsche
Polizei zu Hilfe zu rufen,
leuchtet sie mit einer

Taschenlampe in den Spalt und entdeckt mich. Sie ist zwar sehr dünn, aber nicht dünn genug, um sich in den Spalt zu zwängen, er bietet gerade noch Platz für meinen Kinderkörper, sie muss mich bitten und anflehen, dass ich von selbst herauskomme. Und kaum bin ich draußen, schmutzig, verschmiert von Tränen und starr vor Kälte, prasseln die Schläge meines Vaters auf mich

ein. Meine Mutter reißt an seinem Jackett und schreit, dass er aufhören soll, aber er schlägt mich so lange, bis ich auf der Erde liege und warmes Blut aus meiner Nase tropft. Meine Mutter wirft sich auf mich und schreit, sie schreit immer noch, während mein Vater schon wieder im Schuppen sitzt und trinkt. Das tut er in letzter Zeit immer öfter.

Die Zyganenkos haben versprochen, uns zu schreiben, aber wir hören nie wieder von ihnen. Alle bösen Vorahnungen meiner Mutter scheinen sich zu bestätigen – das Schiff, das ihre Schicksalsgefährten nach Brasilien bringen sollte, muss gesunken sein. Später hören wir von irgendwo her, dass sie auf noch grausamere Weise zu Tode gekommen seien, dass brasilianische Kannibalen sie

ermordet und ihr Fleisch verzehrt hätten.

Wahrscheinlich ist es ein Ausfluss brachialer russischer Angstphantasien, wie sie mir später noch so oft begegnen werden.

Meine Mutter bleibt mit ihrem Mann und ihrem Kind allein in dem Schuppen zurück. Sie hat die einzigen Menschen verloren, die in der Fremde ein Schutz für sie waren, ihre

kleine Ukraine in Deutschland.
Vielleicht ein Moment bösen
Erwachens für sie, in dem sie
jäh mit ihrem Innersten
begreift, dass sie wirklich für
immer getrennt ist von der
Ukraine, dass es für sie auf der
Welt keinen anderen Ort mehr
gibt als diesen Schuppen, den
sie nur der Gnade eines
deutschen Fabrikbesitzers
verdankt, dass sie für immer
dazu verdammt ist, in einem

Land zu leben, in dem sie eine Fremde, eine Verfemte bleiben wird, einem Mann ausgeliefert, der sie zu hassen scheint.

Wahrscheinlich spüre ich schon damals, dass sie das Leben nicht mehr aushalten kann, dass sie ständig im Begriff ist, sich zu entfernen, mir zu entgleiten. Wahrscheinlich haben die Rollen sich schon zu jener Zeit umgekehrt, wahrscheinlich trage ich sie

schon als Vierjährige auf
meinen Schultern, in
andauernder Angst, sie zu
verlieren, einer Angst, mit der
ich schon geboren bin.

Die meiste Zeit verbringe ich
draußen auf dem Fabrikhof. Ich
spiele mit Eisenabfällen oder
sitze auf der Schwelle unseres
Schuppens und schaue den
vorbeifahrenden Zügen nach,
versuche, mir vorzustellen, wo
sie herkommen und wo sie

hinfahren. Meine Mutter leidet an Heimweh, ich leide an Fernweh. Immerzu beschäftigt mich die Frage, wie die Welt hinter dem Fabrikhof aussieht, den ich nicht verlassen darf, weil gleich dahinter die große, gefährliche Leyher Straße beginnt. Wenn jemand über den Hof geht, nutze ich die Gelegenheit, ein paar der deutschen Wörter anzubringen, die ich kenne. Ich

sage grüß Gott und auf
Wiedersehen schnell
hintereinander, grüß Gott zur
Begrüßung, auf Wiedersehen
zum Abschied, und ich verstehe
nicht, warum die Deutschen
lachen.

Manchmal halte ich es nicht
mehr aus und laufe doch auf die
große Straße, auf die ein
schmäler, unbefestigter Weg
führt. Dann stehe ich da und
schaue. Ich betrachte die

deutschen Häuser, richtige, große Häuser aus Stein, die ich bestaune wie Paläste. Die Deutschen haben weiße Gardinen an den Fenstern, hinter den Scheiben stehen grüne, ledrige Pflanzen in Blumentöpfen. Sehnsüchtig betrachte ich das fremde, überzuckerte Gebäck im Schaufenster des Bäckers, bei dem meine Mutter, wenn wir Geld dafür haben, das dunkle

deutsche Brot holt, das ganz anders schmeckt als das luftige amerikanische Weißbrot. Ich betrachte die Gesichter der Deutschen, ihre Brillen, ihre Haare, die Taschen, die Schirme, die Hüte. Am meisten erstaunt mich, dass es auch deutsche Kinder gibt. Sie malen mit Kreide Kästchen aufs Trottoir und springen von Kästchen zu Kästchen. Begierig lausche ich der fremden

Sprache, den anderen, mir unverständlichen Lauten, die, das ohne ich, der Schlüssel zur deutschen Welt sind – der Welt mit den Wasserhähnen und dem elektrischen Strom.

Meistens bezahle ich für meine Exkursionen einen hohen Preis. Wenn meine Mutter mich dabei erwischt, was in der Regel der Fall ist, bekomme ich zur Strafe zehn Riemenhiebe auf den

entblößten Hintern. Es ist ein Abkommen zwischen ihr und mir, ich habe die Wahl zwischen Schmerz und Verzicht. Meine Mutter schimpft mich nicht aus, sie ist nicht böse, sie erfüllt nur die Pflicht, die ihr unser Abkommen auferlegt. Ich habe den Schmerz gewählt und bekomme ihn. Die Schläge mit dem Riemen brennen wie Feuer, aber so hemmungslos ich als Baby gebrüllt habe, so

gut habe ich es mittlerweile gelernt, mich tot zu stellen. Nie zeige ich meiner Mutter mit einer Zuckung, einem Schmerzenslaut, dass sie mich mit ihrer Strafe trifft, dass ich durch sie verwundbar bin.

Eines Tages entdecke ich hinter dem grünen Dickicht vor dem Haus des Fabrikanten ein kleines Mädchen – das erste Lebewesen meines Alters auf dem Fabrihof. Zwar ist es mir

auch ausdrücklich verboten,
mich dem Haus des deutschen
Fabrikanten zu nähern, aber
das fremde Mädchen, das
hinter dem Gartentor steht und
mich zu sich herüberwinkt, übt
eine unwiderstehliche
Anziehungskraft auf mich aus.
Wir stehen voreinander und
betrachten uns neugierig. Das
Mädchen trägt ein helles Kleid
mit Flügelärmeln und hat einen
braunen Lockenkopf. Es lächelt

und öffnet mir das Gartentor,
ich betrete zum ersten Mal die
Terra incognita hinter dem
Zaun, das Reich unseres Herrn
und Gebieters, von dem unser
Sein und Nichtsein abhängt.
Das Mädchen zeigt mir eine
Puppe, die lebendig ist, sie
kann ihre Augen öffnen und
schließen, und Mama sagen
kann sie auch. Dass ich die
Puppe nehmen und halten darf,
macht mich schwindlig vor

Entzücken. Auch einen Roller besitzt das Mädchen, es zeigt mir, wie man damit fährt, und fordert mich auf, es ebenfalls zu probieren. Aber dazu komme ich nicht mehr. Meine Mutter packt mich am Kragen und zerrt mich hinaus aus dem Garten. Ich kann mit ihr nicht Schritt halten, ich falle hin und werde über den ganzen Fabrikhof geschleift, über Eisenschrott und Glasscherben,

noch Wochen danach eitern
meine Knie. Das fremde
Mädchen hinter dem Zaun sehe
ich nie wieder, sooft ich auch
Ausschau nach ihr halte, nur
eine Narbe an meinem rechten
Knie erinnert mich bis heute an
sie.

Schließlich kommt der
vorhersehbare Tag, den meine
Mutter von Anfang an
gefürchtet hat. Wir wissen
nicht, was dazu geführt hat,

aber die deutsche Behörde ordnet unsere Zwangseinweisung ins Valka-Lager an. Der Fabrikant kann nichts mehr für uns tun, seine Möglichkeiten sind erschöpft. Zum Abschied schenkt er meiner Mutter eine wertvolle alte Brosche: einen goldenen Salamander mit kleinen, grün blitzenden Smaragden auf dem Rücken.

Das Schmuckstück, das meine

Eltern aus irgendeinem Grund
nie in Bares umgesetzt haben,
so schlecht es uns auch ging,
habe ich nach dem Tod meiner
Mutter lange Zeit selbst
getragen, bis ich es irgendwann
verlor. Aber noch heute frage
ich mich, wer dieser
couragierte deutsche Fabrikant
gewesen ist, der uns fast fünf
Jahre lang illegalen
Unterschlupf auf seinem
Grundstück gewährt hat und

meiner Mutter in Form einer kostbaren Brosche gleichsam die Entschädigung zuteilwerden ließ, die Friedrich Flick seinen Zwangsarbeitern vorenthielt. Den Namen unseres rätselhaften Wohltäters habe ich vergessen oder nie gekannt. Als ich mich einmal auf Spurensuche machte und zu der Stelle an der Stadtgrenze zwischen Nürnberg und Fürth fuhr, wo

einst unser Schuppen
gestanden haben musste, war
da nichts mehr, die Fabrik war
verschwunden. Ich sah nur
noch Großmärkte und
Schnellstraßen und den
Bahndamm von damals, über
den immer noch Züge
preschten.

Die Baracken des Valka-
Lagers in Nürnberg-
Langwasser wurden während
des Kriegs als Unterkunft für

die Teilnehmer der Reichsparteitage mit ihren großen Aufmärschen und Blutfahnenweihen genutzt. Vorübergehend waren darin auch sowjetische Kriegsgefangene untergebracht. Als wir einziehen, bilden die Baracken eine kleine Stadt, in der viertausend DPs aus dreißig Nationen zusammengepfercht sind, die meisten schon seit

Kriegsende – viertausend
Menschen, die nicht wissen,
was sie mit ihrem geretteten
Leben anfangen sollen. Ein
paar Dutzend Sprachen
schwirren durcheinander,
Deutsch kann fast niemand.
Gemeinsam ist allen hier nur
eins: die ehemalige
Zwangsarbeit in Hitlers
Imperium. Die einst so
begehrten Arbeitssklaven sind
jetzt arbeitslos, ein lästiger

Überrest des verlorenen
Kriegs.

Benannt ist das
amerikanische Lager nach der
lettisch-estnischen Grenzstadt
Valka, aber die Russen setzen
ein S davor und sagen Svalka,
zu Deutsch: Müllhalde. Wie die
baltische Stadt Valka, so war
auch das Lager bis vor kurzem
in zwei Teile geteilt: In der
östlichen Hälfte waren bis 1949
hohe Funktionäre der NSDAP

interniert, die westliche Hälfte
war schon damals DPs
vorbehalten. Opfer und Täter
lebten fast Tür an Tür, im
Windschatten des
verwahrlosenden
Reichsparteitagsgeländes, dem
es genauso erging wie uns: Es
wurde nicht mehr gebraucht.
In der steinernen Wüste, unter
der gigantischen Tribüne, auf
der einst Hitler seine Reden
gehalten hatte, spielten jetzt

amerikanische GIs Rugby.

Die Alliierten haben von den befreiten Arbeitssklaven Dankbarkeit und Fügsamkeit erwartet, aber das erweist sich als Irrtum. Die Arbeitslager haben ihnen den Glauben an Recht und Ordnung in Deutschland geraubt, sie sind demoralisiert, gelten immer noch als kaum lenkbar und aggressiv. Das Valka-Lager ist ein weithin bekannter, wegen

seiner anarchischen
Kriminalität gefürchteter Ort,
ein Schmelztiegel befreundeter
und verfeindeter Nationen, ein
Sodom und Gomorra, es hat
wahrscheinlich den
schlechtesten Ruf der Welt.
Jeder ist auf der Jagd nach
einem Job, nach einem
Verdienst, einer Existenz. Es
werden alle nur denkbaren und
undenkbaren Geschäfte
gemacht. Die einen

durchwühlen Schuttplätze nach
Alteisen und weiteren
verwertbaren Abfällen, andere
schmuggeln zollfreie
Zigaretten, handeln mit
pornographischen Bildern, mit
Insulin und sonstigen
Medikamenten, brechen nachts
in Verkaufsbuden ein,
betreiben Falschspielerei,
leben von Diebstahl und
Betrügereien. Ständig kommt
es zu Streitigkeiten, zu

Schlägereien, es gibt
Messerstechereien, Morde und
Selbstmorde. Alle Vorurteile
der Deutschen, in deren
Wahrnehmung Slawen
Hottentotten sind, bestätigen
sich. Die Propagandamaschine
der Nazis hat sie als wilde,
gefährliche Tiere dargestellt,
zuweilen mit Hörnern und
Schwänzen. Die Deutschen
leben immer noch in Angst vor
Racheakten, die aber kaum je

stattfinden. Die Lagerbewohner bleiben unter sich, in einer eigenen, von den Deutschen abgetrennten Welt, in der nur die deutsche Polizei im Dauereinsatz ist, fast täglich finden Razzien statt. Auch mein Vater macht irgendwelche dunklen Geschäfte, über die nicht gesprochen werden darf. Meine Mutter lebt in der permanenten Furcht, dass die Polizei auch zu uns kommt.

Die DPs erhalten drei Mahlzeiten pro Tag, die in einem bereitgestellten Geschirr an einer der Ausgabestellen abgeholt werden müssen.

Darüber hinaus steht ihnen ein monatliches Lagertaschengeld von 12,50 Mark zu.

Elektrischen Strom gibt es jeden zweiten Tag, abwechselnd für die Holz- und die Steinbaracken. Jede Baracke, die von etwa dreißig

Personen bewohnt wird, ist mit einer Toilette und einem Wasserhahn ausgestattet.

Wir wohnen in einer der Holzbaracken, zusammen mit Mäusen und Wanzen, die uns die ganze Nacht lang plagen. Wenn es regnet, läuft das Wasser durchs undichte Dach, sodass wir schnell alle verfügbaren Gefäße unterstellen müssen. Das verzogene Fenster schließt

schlecht, der Ofen zieht nicht und qualmt, den Winter über frieren und husten wir. Ich mache in dieser Zeit die meisten meiner Kinderkrankheiten durch, von Masern bis Mumps, Windpocken und Keuchhusten

Eines der Schlaglichter, die in diese Zeit fallen, zeigt mir meine Mutter in schwangerem Zustand. Sie ist nur wenig älter als dreißig Jahre, aber auf

diesem Erinnerungsbild
erscheint sie mir alt, verblüht,
krank, das in der Mitte
gescheitelte Haar ist streng am
Hinterkopf verknotet. Sie trägt
ein grün-weiß gemustertes
Kleid, dessen faltiger Saum
vorn zipfelt, angehoben von
dem gewölbten Bauch, der wie
eine überdimensionale, an
ihren mageren Körper
angeklebte Kugel wirkt. Als ich
frage, warum sie einen so

großen Bauch hat, sehe ich sie ein winziges komplizenhaftes Lächeln mit meinem Vater tauschen – ein Moment der Intimität zwischen meinen Eltern, der mir als fast singulär im Gedächtnis geblieben ist. Mir ist nicht bewusst, jemals eine Umarmung zwischen ihnen gesehen zu haben, gar einen Kuss oder eine andere Zärtlichkeit. Da ich fast während meiner gesamten

Kindheit in einem Zimmer mit ihnen geschlafen habe, muss ich in der Regel dabei gewesen sein, wenn sie das machten, was in ihrem Fall wohl kaum Liebe zu nennen ist. Aber entweder geschah das auf eine völlig verborgene, lautlose Art, oder ich fand die Vorgänge im dunklen Bett meiner Eltern so unheimlich, dass mein kindliches Gehirn sie sofort wieder verdrängte.

Eine alltägliche Folter ist für meine Mutter im Valka-Lager der Lärm, an den sie sich nicht gewöhnen kann. Im Arbeitslager war die Akustik wahrscheinlich gnädiger, weil alle nach dem erschöpfenden Arbeitstag auf ihre Pritschen fielen und einschliefen. In unserer Valka-Baracke findet das geräuschvolle Leben derer statt, die den ganzen Tag nichts zu tun haben und größtenteils

an dem leiden, was man heute
posttraumatische
Belastungsstörung nennt:
Schlaflosigkeit, Albträume,
Angstzustände, Reizbarkeit,
Depressionen,
Wahnvorstellungen,
unkontrollierte Aggressionen
und vieles andere mehr, dazu
alle möglichen körperlichen
Leiden, an denen nicht wenige
DPs noch nach der Befreiung
gestorben sind. Die kleinen

Barackenräume vibrieren vor Spannung. Niemand spricht leise, alle müssen schreien, um in der allgemeinen Brandung des Lärms gehört zu werden. Immer wird gestritten, Wehgeschrei und lautes Gelächter lösen einander ab, man hört jedes Wort, jedes Niesen und Seufzen von nebenan, die Geräusche fließen ineinander zu einer großen, nie endenden Kakophonie.

Besonders im Winter und bei schlechtem Wetter ist der lange dunkle Korridor Spielplatz für die Kinder, immer werden sie von jemandem gescheucht, der gerade auf dem Weg zur Toilette ist oder sich mit seinem Gefäß zum einzigen Wasserhahn am Ende des Korridors durchschlagen muss.

Der Lärm macht meine Mutter noch heimatloser, als sie es ohnehin schon ist. Sie hält

sich die Ohren zu, springt auf und läuft hinaus aus der Baracke, in der sie, zusätzlich zur Lärmfolter, von einer paranoiden Nachbarin, einer alten Estin, durch die dünne Bretterwand pausenlos mit aberwitzigen Beschimpfungen in russischer Sprache traktiert wird. Aus irgendeinem Grund hat die verwirrte Frau alle ihre Feindbilder ausgerechnet auf meine Mutter übertragen, sie

beschimpft sie als Kommunistin,
als jüdische Hure, als
amerikanische Spionin, als
Naziflittchen. Meine Mutter
kann sich nicht wehren,
manchmal weint sie den ganzen
Tag, eigentlich weint sie immer.
Ihre schlimmste Krankheit ist
das Heimweh. Es quält sie
unentwegt, es scheint so etwas
wie Durst zu sein, der niemals
abnimmt, sondern immer
stärker wird, bis man eines

Tages daran stirbt.

Für mich ist das Valka-Lager vor allem der Ort, an dem die deutsche Schule beginnt. Ein Foto vom ersten Schultag beweist es: vor einem schäbigen Barackenhintergrund neunundzwanzig Kinder in Dreierreihe. Zwei Reihen Mädchen, vorn eine Reihe Jungs, zu Füßen der Mädchen im Schneidersitz. Vier Kinder

haben keine Schultüte. Eines davon bin ich. Die Blondeste von allen, strahlend trotz fehlender Schultüte.

Es ist eine Lagerschule für Lagerkinder, die alle erst einmal Deutsch lernen müssen. Weil ich schon im Schuppen auf dem Fabrihof von meiner Mutter unterrichtet wurde, kann ich beim Eintritt in die deutsche Schule Russisch lesen und schreiben, ich kenne die

Fabeln von Iwan Krylow, die
verzaubernden
Kindergeschichten von Samuil
Marschak, ich kann mindestens
ein Dutzend Gedichte von
Alexander Puschkin und Alexej
Tolstoi auswendig aufsagen,
aber das Deutsche ist immer
noch eine Art
Hintergrundgeräusch für mich.
Mit meinem Eintritt in die
deutsche Schule ändert sich
das schlagartig. Es beginnt ein

Wetterleuchten der deutschen
Wörter für mich – als hätten all
diese Wörter schon lange in mir
geschlummert und nur auf den
Augenblick ihres Erwachens
gewartet. Die deutsche
Sprache wird zum starken Seil,
das ich sofort ergreife, um mich
daran hinüberzuschwingen auf
die andere Seite, in die
deutsche Welt. Sie ist zwar
noch unerreichbar für mich,
aber ich weiß, dass sie auf mich

wartet, dass ich eines Tages ein Teil von ihr sein werde.

Es kommt zu einem Sprachkrieg mit meinen Eltern. Sie weigern sich, mein Deutsch zu verstehen. Mein Vater versteht es wirklich nicht, er wird es bis zu seinem Lebensende nicht verstehen, meine Mutter, die besser Deutsch spricht als alle anderen um mich herum, will es nicht verstehen. Und ich will

ihr Russisch nicht mehr
verstehen, ich will mit ihr
überhaupt nichts mehr zu tun
haben. Ständig gibt es Streit,
sie versucht, mich zu schlagen,
aber ich entwische ihr, und ihre
Hände sind auch viel zu
schwach, um mir weh zu tun.
Sie ist machtlos gegen mich,
weil ich sie nicht fürchte, ich
fürchte nur die Hände meines
Vaters, der mich selten schlägt,
immer nur in letzter Instanz,

wenn meine Mutter mich ihm ausliefert. Das ist das einzige Mittel, das sie gegen mich zur Verfügung hat, die einzige ihrer Drohungen, die mich ängstigt: «Ich sage es deinem Vater.» Manchmal begnadigt sie mich, wenn ich unter Tränen auf Russisch Abbitte für meine Ungezogenheiten und Lügen leiste, aber meistens wird das Urteil vollstreckt, abends, wenn mein Vater von

seiner geheimen Tätigkeit nach Hause kommt, meistens betrunken. Er ist ein Mensch, den Alkohol aggressiv macht, da kommt so eine Beschwerde meiner Mutter ihm gerade recht. Er nennt mich *cholera*, *parasitka*, *kretinka*, mit einer Hand hält er mich fest, die andere geht auf mich nieder wie eine Axt. Meine Mutter ist die Richterin, er der Henker, das Vollzugsorgan.

Meistens strömte ich nach der Schule draußen auf dem Lagergelände herum. Ich erinnere mich nicht an andere Kinder, nur an etwas völlig Verödetes, Graues, ein gleichsam verbranntes Areal, auf dem es in meinem Gedächtnis keinen einzigen Baum gibt. Noch weiter kann ich meinen Eltern nicht entkommen – das Lagerterritorium ist sehr viel

größer als der Fabrikhof, aber es ist ein Gefängnis, umgeben von einer stacheldrahtbewehrten Mauer. Man kann es nur verlassen oder betreten, wenn ein Wachtposten am Eingang den Schlagbaum öffnet.

Nicht nur mein Vater geht einem geheimen Verdienst nach, auch ich tue das. Ein abstoßender, aufgedunsener Mann, der gebrochen Russisch

spricht und immer ein Haarnetz trägt, winkt mich durch ein Fenster zu sich herein, in sein Barackenzimmer, in dem nur er wohnt. Ich muss meine Unterhose ausziehen und mit angehobenem Rock für ihn tanzen. Ich fürchte und ekle mich vor dem Mann, zeige mich ihm aber nicht ohne exhibitionistisches Vergnügen und nicht ohne Ahnung einer dunklen Macht, die ich über ihn

besitze, während er, mich mit seinen Augen verschlingend, an einem unbegreiflichen Rüssel, der aus seinem Hosenschlitz ragt, rüttelt und dabei stöhnt. Ich verstehe nicht, warum er das tut, aber ich weiß, dass schon sehr bald eine milchige Flüssigkeit aus dem rätselhaften Körperteil herausschießen wird, die der Mann mit einem Taschentuch auffängt. Damit ist mein Auftritt

beendet. Er versteckt den geschrumpften Rüssel wieder in seiner Hose, ermahnt mich, niemandem etwas von meinen Besuchen bei ihm zu erzählen, und gibt mir zehn Pfennig. Mit meinem Lohn laufe ich zum Kiosk und kaufe mir einen Kirschlutscher und Kaugummi. Das wiederholt sich bis zu dem Tag, an dem der Mann mich festhält und mir seinen Rüssel in den Mund schieben will. Er

verspricht mir fünfzig Pfennig,
wenn ich willig bin, ein
Vermögen, aber ich kann
meinen Ekel nicht überwinden.
Mit Not entkomme ich ihm und
stelle meine heimliche
Lohnarbeit ein, bändige von
nun an meinen Heißhunger auf
Süßes.

Manchmal erzählt meine
Mutter, dass sie einst, als sie
noch in der Ukraine lebte, in
ein Kloster eintreten und eine

monaschka, eine Nonne,
werden wollte. Sie weint und
sagt, ihr jetziges Leben sei
Gottes Strafe dafür, dass sie
seinem Ruf nicht gefolgt sei.
Ich weiß, dass Nonnen keine
Kinder kriegen, deshalb frage
ich sie: «Und ich? Wäre ich gar
nicht auf der Welt, wenn du
eine *monaschka* geworden
wärest?» Sie schaut mich mit
ihren verschatteten Augen an.
«Vielleicht wäre es besser,

wenn du nicht auf die Welt gekommen wärest», sagt sie. «Wenn du gesehen hättest, was ich gesehen habe ...» Und wieder blicken ihre Augen irgendwohin ins für mich Unsichtbare, wo es mich nicht gibt.

Tagsüber, wenn mein Vater nicht da ist, kommt des Öfteren ein heiliger Mann zu uns, ein Russe, der aussieht wie Lew Tolstoi auf unserem russischen

Wandkalender, den wir, obwohl er längst nicht mehr aktuell ist, auch in unserem Barackenzimmer im Valka-Lager an die Wand gehängt haben. Andrej Sacharowitsch ist ein kleiner schwächlicher Mann mit vegetarischer Hautfarbe und einem schütterten weißen Bart. Er war Zwangsarbeiter in einem Bergwerk und hat immer eine Zeitungspapier

eingeschlagene Bibel bei sich.
Mein Vater sagt, er habe einen
schlechten Einfluss auf meine
Mutter, er befördere ihre
Geisteskrankheit, außerdem
verdächtigt er die beiden
ehebrecherischer
Heimlichkeiten und hat ihr
verboten, sich weiterhin mit
ihm zu treffen. Wenn sie mir
wieder einmal droht, mich den
Schlägen meines Vaters
auszuliefern, drohe ich zurück:

«Dann sage ich ihm, dass
Andrej Sacharowitsch wieder
bei dir war.»

Nach meiner Beobachtung ist
die Beziehung zwischen ihm
und meiner Mutter eine rein
mystische, religiöse, die
Beziehung zwischen einem
Messias und einer
verhinderten, vom Glauben
abgefallenen *monaschka*.
Meine Mutter will von ihm
bekehrt werden, wieder daran

glauben können, dass es den
gütigen, liebenden Gott gibt,
von dessen Existenz sie einmal
überzeugt war. Sie hängt an
seinen Lippen, wenn er spricht
oder aus der Bibel vorliest,
aber ihre Begegnungen enden
fast immer in einem
aufgeregten Streit, dessen
Inhalt ich nicht verstehe. Ich
verstehe nur, dass Andrej
Sacharowitsch Gott verteidigt
und meine Mutter ihn anklagt,

wahrscheinlich für das, was sie gesehen hat und ich so gern auch einmal sehen würde, um nachvollziehen zu können, was sie fühlt, worin das Geheimnis ihres unaufhörlichen, unermesslichen Schmerzes besteht. Ich fürchte mich vor diesem Schmerz, aber ein einziges Mal würde ich ihn gern erfahren. So lautet mein inbrünstiges Nachtgebet fast immer: «Lieber Gott, bitte lass

mich fühlen, was meine Mutter fühlt, nur einen Moment lang, damit ich sie verstehen kann.»

Andrej Sacharowitsch bringt nicht nur die Bibel mit, wenn er zu uns kommt, sondern zumeist auch warme, ebenfalls in Zeitungspapier eingeschlagene Küchlein, die, zu Hause auf seinem Petroleumkocher gebraten, aus einer ganz anderen Welt stammen als unsere tägliche Lagerkost, die

pappigen Suppen und der Brei,
von dem ich nie mehr essen
kann als ein paar Löffel, sodass
ich mittlerweile bedrohlich
mager bin – eines der
unterernährten
Nachkriegskinder, für die das
Rote Kreuz
Erholungsaufenthalte
finanziert. Auch ich werde
davon noch zwei absolvieren
müssen, in Mastanstalten
irgendwo in den bayerischen

Bergen, aus denen ich noch magerer zurückkommen werde, als ich vorher schon war, weil ich das fremde deutsche Essen, die Klöße, die Blutwurst, das Lungenhaschee, die riesigen Dampfnudeln, nicht hinunterbringe und alles sofort wieder erbreche, was man mit Gewalt in mich hineinstopft.

Aber die cremigen, süßen russischen Küchlein von Andrej Sacharowitsch sind das

Köstlichste, was ich je probiert habe. So stelle ich mir den Geschmack des Mannas vor, das Gott in der Wüste vom Himmel fallen ließ, für sein Volk, die Israeliten, wie meine Mutter mir erzählt hat.

Allerdings bringt Andrej Sacharowitsch nicht nur Süßes mit, sondern auch Bitteres, ein gelblich-grünes Pulver, das sich Chinin nennt. Es soll alle Krankheiten heilen, den

Rheumatismus meiner Mutter,
ihre Kopfschmerzen, ihre
Herzschmerzen, ihre
Magenschmerzen, all die vielen
Schmerzen, die nicht nur ihre
Seele, sondern auch ihren
Körper ständig plagten. Auch
ich muss regelmäßig eine
Messerspitze davon nehmen,
aber meine Mutter und ich
können das nur, indem wir
sofort eine große Tasse Wasser
nachtrinken, weil das Pulver so

unbeschreiblich bitter ist. Aber Andrej Sacharowitsch schluckt es ohne Wasser hinunter und verzieht keine Miene dabei. «Es ist nicht bitter», sagt er, «wir glauben nur, dass es bitter ist.»

Ich spüre tatsächlich eine Wirkung des Chinins, ich kann immer schneller und länger rennen, in mir ist eine neue, unbekannte Energie, fast so etwas wie Unangreifbarkeit.

Vielleicht trägt das dazu bei,
dass die Kämpfe zwischen
meiner Mutter und mir immer
aggressiver werden. Ich lasse
mir nicht mehr sagen, was ich
darf und was nicht, ich bin fast
überhaupt nicht mehr zu
Hause, und vor allem lüge ich.
Das Lügen ist das Schandmal
meiner Kindheit, ein Fluch,
dem ich nicht entkommen kann.
Ich lüge zwanghaft, ohne
Grund, ohne jeden Sinn, ich

lüge einfach deshalb, weil die Wahrheit mir, warum auch immer, nie über die Lippen kommt. Meine verzweifelte Mutter, die nicht mehr weiß, was sie mit mir machen soll, greift zu einer alttestamentarischen Bestrafungsmaßnahme. Sie heftet ein großes Stück Karton an die Wand, den sie mit fetten schwarzen Buchstaben beschriftet hat. *Natascha*

belügt ihre Mutter steht darauf,
auf Russisch und auf Deutsch.
Ich darf nicht nach draußen
gehen, sondern muss meine
öffentliche Bloßstellung
erdulden, jedes Mal versengt
von Scham, wenn jemand das
Zimmer betritt und erst auf die
Schrift an der Wand sieht, dann
auf mich. Am meisten fürchte
ich mich davor, dass Andrej
Sacharowitsch kommt, unter
dessen Blick ich, wie mir

scheint, sofort in Flammen
aufgehen würde. Und er kommt
tatsächlich. Er bleibt vor dem
Karton stehen, setzt seine
Brille auf und studiert lange
und aufmerksam die Aufschrift
meiner Mutter. Dann passiert
etwas Unglaubliches. Er nimmt
seine Brille wieder ab und reißt
das Kartonstück von der Wand.
«Was machen Sie mit Ihrem
Kind, Jewgenia Jakowlewna?»,
sagt er zornig. «Sie, eine

intelligente Frau ... Sind das Stalins oder Hitlers gottlose Methoden? Was ist aus uns allen geworden?!», fügt er traurig hinzu. Ich sehe, wie meiner Mutter die Röte ins Gesicht schießt. Der Spieß hat sich umgedreht, jetzt ist sie die Beschämte. Den Blick gesenkt, wendet sie sich mir zu und sagt leise: «Du kannst nach draußen gehen, spielen.»

Die Geburt meiner Schwester

fällt in die Zeit unserer Umsiedlung an einen neuen Wohnort. Obwohl das Valka-Lager erst Mitte der sechziger Jahre aufgelöst wird, werden wir bereits 1952 umgesiedelt, in dem Jahr, als die Displaced Persons von den Amerikanern den gerade erst gegründeten deutschen Flüchtlingsbehörden übergeben werden und einen neuen Status bekommen. Ab sofort heißen sie nicht mehr

Displaced Persons, sondern
«Heimatlose Ausländer». Sie
sind staatenlos, haben aber
Bleiberecht in Deutschland. In
einer fränkischen Provinzstadt
nördlich von Nürnberg hat man
an der Peripherie eine Siedlung
für eine Handvoll von ihnen
gebaut, so etwas wie ein kleines
Valka-Lager. Nur dass es sich
jetzt um keine provisorische,
temporäre Unterkunft mehr
handelt, sondern um einen

festen Wohnsitz, für die meisten DPs der erste und letzte in Deutschland, die Endstation. Von den Einheimischen werden die für uns erbauten Wohnblocks an der Regnitz «die Häuser» genannt, unsere neue Enklave, die sehr viel komfortabler ist, als wir es uns je erträumen konnten. Keine Baracken mehr, sondern richtige Häuser aus Stein, vier Blocks im Karree,

ein begrünter Innenhof mit drei jungen Birken, die die osteuropäischen Bewohner an ihre Heimat erinnern sollen. Jeder bekommt eine eigene Wohnung mit fließend Wasser, elektrischem Strom, einem großen, gusseisernen Küchenherd mit Backröhre und Wasserschiff und – unglaublicher Luxus! – einem Bad mit Badeofen. Unser Ghetto liegt hinter den letzten

Häusern der Stadt, die, klein und bucklig, ebenfalls schon hinter der asphaltierten Straße stehen und topographisch fast mehr zu uns gehören als zu ihr. Besonders an heißen, windstillen Tagen ist die Luft geschwängert von dem Verwesungsgestank, den die sogenannte Knochenfabrik verbreitet, in der Tierknochen zu Leim verarbeitet werden, von den Einheimischen «die

Gas» genannt. Ihre Ausstöße vermischen sich mit den süßen, klebrigen Düften, die einer nah gelegenen Schokoladenfabrik entweichen. Ein schwindelerregender, unverwechselbarer Geruchcocktail.

Die Stadt ist im Krieg unversehrt geblieben, der alte Stadtkern ist für mich ein deutsches Märchen. Es gibt ein mittelalterliches Rathaus,

dessen Fachwerkfassade im
Sommer hinter bunten
Geranien versinkt, lautlose,
labyrinthische Gassen, die wie
Gänge zwischen den kleinen,
aneinandergelehnten
Fachwerkhäuschen mit immer
geschlossenen Fenstern und
Türen sind, ein eiliges
Flüsschen, in dem sich ein
hölzernes Mühlrad dreht, eine
vermooste Stadtmauer mit
Wachttürmen und

Schießscharten, eine einstige,
verwitterte Kaiserpfalz mit
Wassergraben. Das sogenannte
Tor zur Fränkischen Schweiz,
die Provinz der Provinz, in der
nur die vielen Kriegsinvaliden
an die zurückliegende
Katastrophe erinnern, Männer,
die im Gegensatz zu mir
Russland gesehen haben und
jetzt einarmig, mit einem leeren
Jackettärmel, oder mit einer
schwarzen Augenklappe

unterwegs sind, andere schleppen sich einbeinig, auf selbstgezimmernten hölzernen Krücken dahin. Zum Alltag gehören auch die amerikanischen Panzer, die sich immer wieder, einzeln oder in Kolonnen, durch die engen Straßen schieben und das Städtchen erzittern lassen. Aus offenen Jeeps werfen die amerikanischen Soldaten den Kindern, die schon

erwartungsvoll am Straßenrand
warten, Bonbons und
Kaugummi zu. Bäuerinnen aus
den umliegenden Dörfern, die
zum Einkaufen in die Stadt
kommen, tragen noch die alten
fränkischen Trachten. In
einigen Jahren wird hier ein
amerikanischer Film gedreht
werden, der «Stadt ohne
Mitleid» heißt und dessen
Thema die Doppelmoral und
Verfolgermentalität der

Kleinstadtbewohner ist. Die Protagonistin des Films, gespielt von Christine Kaufmann, hat etwas mit meiner Mutter gemeinsam: Auch sie ertränkt sich am Ende in der Regnitz.

Meine Mutter ist nicht mit meinem Vater und mir umgezogen, sie kommt nach, direkt aus dem Krankenhaus. Ich stehe am Fenster unserer neuen Küche und sehe sie

draußen im Hof aus einem Auto steigen. Sie scheint sich nicht über unsere neue Wohnung zu freuen, ihr Gesicht drückt etwas zwischen wilder Verzweiflung und stiller Hoffnungslosigkeit aus. Im Arm hält sie ein weißes Bündel, in dem meine Schwester versteckt ist, ein – wie sich herausstellen wird – stilles, zartes Mädchen mit einem schwarzen Haarbüschel, das schon als

Kleinkind eine augenfällige Ähnlichkeit mit meiner Mutter hat. Ein für mich rätselhaftes winziges Wesen, das fast nie schreit, sondern zufrieden, offenbar völlig wunschlos in seinem Bettchen liegt, meistens schläft es.

An unserem neuen Wohnort bekommen wir keine Mahlzeiten mehr vorgesetzt, einmal im Monat müssen wir bei der Stadtverwaltung das

Fürsorgegeld abholen und unsere Ernährung selbst bewerkstelligen. Die Caritas schenkt uns ein paar Möbelstücke, darunter ein Küchenbuffet mit kleinen Fenstern, einen wuchtigen Überseekoffer, in dem es nach Schimmel und Weihrauch riecht, und eine verschnörkelte alte Kommode, die heute als Antiquität gelten würde, aber damals zum Gerümpel zählt. Es

ist die Zeit, in der in
Deutschland alles neu wird, die
Häuser, die Möbel, die
Menschen, die Zeit der
Wiedergeburt, des Vergessens
nach dem Krieg. Schon
deswegen sind die «Häuser»
am Stadtrand nicht beliebt, sie
erinnern an etwas, wovon
niemand mehr etwas hören will.
Der Ruf des Valka-Lagers ist
uns bis hierher gefolgt, auch
hier gelten wir wieder als

Barbaren, als kriminelles Pack.

Meine Mutter muss sich in einer doppelten Fremde gefühlt haben. Im Valka-Lager gab es trotz der massenhaften Zwangsrepatriierung Russen, Ukrainer und andere Sowjetbürger, die Russisch sprachen, hier ist niemand mehr von ihnen. Wir sind endgültig in einem osteuropäischen Babylon gelandet, in einem

Sprachenchaos, in dem man lediglich einzelne, der eigenen Sprache ähnliche Wörter des anderen versteht. Außer uns gibt es nur noch einen einzigen Russen, einen einbeinigen Invaliden, der aber nicht lange bleibt. Er leidet derart an Heimweh, dass er selbst den Tod nicht fürchtet und sich trotz der Beschwörungen meiner Mutter eines Tages, als er das Geld für die Fahrkarte

zusammengespart hat, mit seinen Krücken auf den Heimweg nach Russland macht. Er verspricht, uns zu schreiben, aber auch von ihm hören wir nie wieder, er bleibt genauso für immer verschollen wie die Zyganenkos.

Als Russen sind wir nicht nur der erklärte politische Feind der Deutschen, auch in unserem Ghetto bleiben wir Außenseiter. Eines Abends

braut sich etwas Unheimliches gegen uns zusammen, eine Art Pogrom. Betrunkene Männer versammeln sich unter unseren Fenstern, es fallen Wörter wie «Kommunisten», «Bolschewisten», «Stalinisten», Wörter, die in allen Sprachen gleich sind. Ein Stein fliegt, zusammen mit Scherben, zu uns ins Zimmer herein.

Aus dem grauen Nebelstrom meiner Erinnerung an die

«Häuser» tauchen einzelne,
noch erkennbare Gestalten auf.
Da war Marjanka, eine Polin,
deren großer, vom Alkohol
aufgeschwemmter Körper
jedem in die Hände zu fließen
schien, der sie berührte. Sie
hatte offenbar keine eigene
Bleibe in den «Häusern»,
sondern wohnte mal da, mal
dort, zog mit ihrer Kinderschar
von Mann zu Mann. Jeder
schwängerte sie, verprügelte

sie und jagte sie wieder davon.
Zuletzt wohnte sie bei unserem
Nachbarn, einem Rumänen mit
einem Glasaugen. Als sie an
einem Darmverschluss starb,
stand er mit ihren Kindern
allein da. Er wusste nicht, was
er mit ihnen machen sollte,
deshalb behielt er sie. Meistens
war er draußen im Hof, trank
Bier, verteidigte händelsüchtig
seine Mannesehre und
fahndete nach den Vätern der

namenlosen Kinder, die er ernähren musste.

Da war Farida, meine heimliche serbische Freundin, der das Spielen mit mir verboten war, weil ich sie zu abenteuerlichen Ausflügen in die Stadt verführte, zum Herumtreiben in den Flussauen und Kiesgruben bis in die sommerliche Dunkelheit. Niemand wusste von unserem blasphemischen Verbrechen:

Wir hatten die
überraschenderweise
unverschlossene Tür zu einer
kleinen Kapelle geöffnet, die in
den Flussaueu stand. Draußen
stach die Sonne, hier umfing
uns eine kühle, schattige Stille,
in der ein dumpfer, modriger
Geruch hing. Wir betrachteten
das alte, gedrechselte Gestühl,
die hellblau gewandete
deutsche Madonna mit dem
Sternenkranz, die schweren

bronzenen Kerzenständer, wir
betasteten die feine weiße
Altardecke, tauchten unsere
Finger in ein Becken mit
abgestandenem, faulig
riechendem Wasser, nahmen
den deutschen Christus in
Augenschein, der mit
vorstehenden Rippen, bekleidet
nur mit einem Lendentuch,
hoch über dem Altar an einem
Holzkreuz hing und Farida als
Kind moslemischer Eltern noch

fremder war als mir. Wir wussten nicht, was wir mit unserer Entdeckung anfangen sollten, in einer Aufwallung von Mut führte Farida ihren Finger an die blutende, von einem dicken Nagel durchbohrte Wunde am Fuß des Gekreuzigten, aber seltsamerweise passierte gar nichts, der deutsche Christus zuckte nicht einmal mit der Wimper. Er reagierte auch

nicht darauf, dass wir am Kreuz
rüttelten, unsere
Beschimpfungen ließen ihn
ebenfalls kalt. Ich versetzte ihm
einen Schlag gegen sein
Schienbein, sodass er in seiner
unerreichbaren Höhe leise
erzitterte, aber als uns immer
noch kein Blitz traf, fingen wir
an, das stumme Heiligtum der
Deutschen zu bespucken, wir
rissen die Blumen aus der Vase,
die auf dem Altar stand, und

bewarfen es mit den
glitschigen, halb verfaulten
Stängeln. Wir wüteten so lange,
bis die Dornenkrone vom Kopf
des tönernen Heilands fiel und
auf dem Steinboden
zerschellte. Erst da erwachten
wir aus unserem
Zerstörungsrausch, wir sahen,
was wir angerichtet hatten, und
flohen durch die Felder, durch
das reife Korn, in dem wir
unsichtbar wurden für unsere

Verfolger, die uns, dessen
waren wir uns sicher, für immer
ins Gefängnis gesperrt hätten
für unsere Freveltat.

Da war der düstere, stumme
Mann wer weiß welcher
Herkunft, ein Herkules, der
immer mit einer winzigen Frau
aus den Zigeunerbaracken
über den Hof ging. Sie versank
in einem seiner Jacketts, das ihr
fast bis zu den Fersen reichte,
unten schaute der geraffte

Saum eines schwarzen Rockes
hervor. Nie sah ich die beiden
miteinander sprechen,
wahrscheinlich verstand einer
die Sprache des anderen nicht,
aber vielleicht hatten sie sich
auch gar nichts zu sagen. An
der Frau klimperten
goldfarbene Schmuckstücke, in
ihrem ölig glänzenden Haar
trug sie eine rote
Kunststoffrose. So ging sie,
immer in dem riesigen

Herrenjackett, neben ihrem
stummen, drohend
dreinschauenden Herkules,
durch irgendeinen glücklichen
Umstand den Gaskammern
entkommen.

Da war der junge Tscheche,
der, wie viele andere in den
«Häusern», an Tuberkulose
erkrankt war, der damals noch
lebensbedrohlichen
Nachkriegskrankheit der
Armen. Er hatte erst vor

kurzem eine Deutsche
geheiratet, aber meistens war
er draußen im Hof und spielte
Ziehharmonika – «Rosamunde»,
«An der schönen blauen
Donau» und tschechische
Stücke, die wir nicht kannten.
Ich war ein wenig verliebt in
ihn, weil er so schön spielte,
immer anspielte gegen die
Traurigkeit in seinen Augen,
mit einer unermüdlichen, fast
besessenen Lustigkeit. Eines

Tages, als seine Frau von der Arbeit nach Hause kam, fand sie ihn tot auf dem Fußboden. Er lag mit dem Gesicht in einer Blutlache, die aus seinen zerfressenen Lungen gestürzt war.

Da war Dschemilas Mutter, die ihre Klage durch das geöffnete Fenster tagelang durch den Hof schallen ließ, die Klage um ihre kleine Tochter, die die deutschen Kinder in die

Regnitz gestoßen hatten. Es war totenstill im Hof, niemand war draußen, nur ich saß auf der Schwelle vor unserem Haus und lauschte dem fremdartigen Wehgeschrei, das in Wellen, an- und abschwellend, mal wortlos, mal in einer mir unverständlichen Sprache, aus dem dunklen Viereck des Fensters drang, hinter dem Dschemila gewohnt hatte. Am Lichtmast im Hof, an dem alle

wichtigen Neuigkeiten
angeschlagen wurden, hing ein
Zettel, auf dem man lesen
konnte, wann Dschemilas
Beerdigung war. Ein Mord, der
niemals geahndet, nie bestraft
wurde, dem die deutsche
Polizei nie nachging.

Nach und nach zogen auch
einige Deutsche in die
«Häuser» ein. Wir mochten sie
nicht, sie waren Eindringlinge,
minimierten den ohnehin

geringen Platz, der uns allein versprochen war. Zweifellos empfanden sie ihre Einquartierung in den «Häusern» als Beleidigung. Zwar handelte es sich um soziale Randgestalten, aber unter den ehemaligen Zwangsarbeitern mussten sie sich fühlen wie auf den Müll geworfen.

Ich erinnere mich an das deutsche Zwillingspaar, zwei

junge Männer mit blonden
Bürstenhaarschnitten, beide in
neumodischen Pepitajacken,
beide Anstreicher, die jeden
Tag gemeinsam zur Arbeit
gingen und gemeinsam
zurückkamen, immer mit
undurchdringlichen
Gesichtern. Ihre Mutter, eine
stille rundliche Frau mit einem
korrekten Haarknoten, schob
ihren gelähmten Mann im
Rollstuhl über den Hof. Sie

lebten alle vier in völliger
Zurückgezogenheit, grüßten
nicht und sprachen mit
niemandem ein Wort.

Ausgerechnet der rabiateste
Schläger in den «Häusern»,
Herr Kreller, wohnte mit seiner
Familie im Stockwerk über uns.
Er war ein schwerer Trinker
und verprügelte seine Frau und
seine erwachsene Tochter
Anneliese regelmäßig mit einer
solchen Gewalt, dass die Decke

über uns einzubrechen drohte. Angstvoll duckten wir, meine Mutter und ich, uns vor dem Donnerngepolter, es schienen Möbel zu Bruch zu gehen, die gellenden Schreie von Frau Kreller und ihrer Tochter hörte man im ganzen Hof. Anneliese arbeitete als Friseurin und versteckte das Geld, das sie verdiente. Um dieses Geld ging es, Herr Kreller war auf der Suche nach dem Versteck, das

sich, wie seine Frau meiner Mutter verraten hatte, in der Nähmaschine befand. Der schönen, ehrgeizigen Anneliese gelang es bald, die Seiten zu wechseln. Sie heiratete in das große, angesehene Ledergeschäft an der Hauptstraße ein und stieg aus der untersten Unterschicht ins respektable Wohlstandsbürgertum der Stadt auf, in meiner damaligen

Vorstellung der fernste aller
Sterne, das höchste Glück, das
einem Menschen widerfahren
konnte. In ihrem weiß
gischtenden Hochzeitskleid
stieg sie an der Hand ihres
Bräutigams vor unserer
Haustür aus einem
himmelblauen Opel Rekord mit
Schiebedach – eine Sensation,
die erste und letzte dieser Art
in den «Häusern». Bald nach
der Hochzeit seiner Tochter

erlitt Herr Kreller einen Schlaganfall, es wurde ruhig über uns. Nur noch ab und zu hörte man ihn irgendwelche heiseren Verwünschungen ausstoßen oder leise stöhnen.

Im Block gegenüber wohnte eine deutsche Frau mit dem kolossalen Körper eines Mammuts, der die Vorderzähne fehlten. Man sagte ihr nach, dass sie Bohnenkaffee und Schnaps in den Läden stahl, um

ihre Liebhaber damit zu bewirten. Sie war verheiratet mit einem spindeldürren, tuberkulosekranken Männlein, das meistens draußen im Hof saß, Bier aus der Flasche trank, hustete, Blut spuckte und seinen ausgezehrten Körper in der Sonne wärmte. Die etwa zehnjährige Tochter mit dem dünnen Hälschen und den rehbraunen Locken war die Magd ihrer Mutter. Man sah sie

das Treppenhaus wischen und den Hof kehren, Einkäufe nach Hause schleppen und Fenster putzen. Im Winter musste sie in der Kohlenhandlung Kohlen holen, immer nur geringe Mengen, weil für mehr das Geld nicht reichte. Mager und bleich, vielleicht hatte sie sich angesteckt an der Tbc ihres Vaters, sah man sie den ganzen Winter lang jede Woche einen kleinen Leiterwagen hinter sich

her durch den Hof ziehen,
beladen mit einem Häufchen
Steinkohle und ein paar
Briketts.

Auch unser Hausmeister war
ein Deutscher, ein
unscheinbarer älterer Mann,
der von morgens bis abends im
Fenster lehnte und
argwöhnisch den deutschen
Rasen im Hof bewachte, das
grüne deutsche Heiligtum in
unserer Mitte. Wehe, wenn

jemand von uns es wagte, einen Fuß darauf zu setzen, wenn ein Ball hineinrollte oder jemand gar seinen Weg über den Rasen abkürzte. Im Sommer, wenn alle Fenster geöffnet waren, hörte man den ganzen Tag die bellenden Ermahnungen von Herrn Hensch, der es einfach nicht schaffte, uns, den Hottentotten, Ordnung beizubringen.

Für meine Mutter beginnt in

den Häusern eine neue
Leidenszeit. Schon ihr erstes
Kind war ein Desaster für sie,
nun hat sie zwei Kinder zu
versorgen, und auch die eigene
Wohnung macht es
erforderlich, dass sie endlich
die Rolle der Hausfrau
übernimmt. Die Geduld meines
Vaters mit ihr ist am Ende, er
nimmt ihr keine Hausarbeiten
mehr ab, von nun an muss sie
alles allein machen: kochen,

putzen, waschen, Socken
stopfen, bügeln – alles, was in
ihrer Zeit und Welt zu den
naturgegebenen Aufgaben
einer Frau gehört.

Im Valka-Lager gab es ein
paar Menschen, mit denen sie
sprechen, die Erinnerung an
ihre Heimat teilen konnte, vor
allem gab es Andrej
Sacharowitsch, der ihrer
Verlorenheit unbeirrbar sein
Gottesvertrauen

entgegengesetzte, der vielleicht so etwas wie ein Vater für sie war. Jetzt gibt es niemanden mehr. Sie ist völlig allein, eine Ausgestoßene überall, nicht nur in ihrer deutschen Umwelt, nicht nur in den «Häusern», in denen sie als «Russin» nicht dazugehört, sondern auch in ihrer Ehe, die zur Hölle für sie wird.

Ich komme in die zweite Klasse der evangelischen

Volksschule, nachdem die katholische Schule meine Aufnahme kategorisch abgelehnt hat. Auch die evangelische Schule will mich zuerst nicht haben, weil ich russisch-orthodox bin, aber schließlich erbarmt sich der Direktor und erteilt mir eine Sondergenehmigung zum Schulbesuch. In der Lagerschule war ich ein Kind wie jedes andere, hier erlebe

ich vom ersten Tag an meinen
Ausnahmestatus, meine
negative Besonderheit.

Das Schulgebäude liegt
hinter dem Stadtpark mit der
wuchtigen alten Stadtmauer,
über dem Schulportal das
Stadtwappen mit den zwei
Forellen. Jeden Morgen ist das
der Eingang in den Tartarus,
bevölkert mit dreiundzwanzig
Kindern, die, am Kriegsende
geboren wie ich, den Hass

gegen die Russen mit der
ersten Muttermilch eingesaugt
haben, die mit sieben, acht
Jahren schon wissen, dass die
Russen Untermenschen sind,
das Böse in der Welt
schlechthin. Fräulein Schorn,
die Lehrerin, eine germanische
Blondine mit stahlblauen
Augen, die nie den Rohrstock
aus der Hand legt und nicht mit
den gefürchteten Tatzen spart,
ist kein Schutz für mich, im

Gegenteil. Mit ihren Erzählungen von den Gräueltaten der Russen, von ihrer Mordgier und Bestialität, fordert sie meine Mitschüler geradewegs dazu auf, über mich herzufallen. Ich bin ein willkommenes Ventil für die angestauten Aggressionen der Kinder, bei denen zu Hause nach wie vor der Geist nationalsozialistischer Zucht herrscht und die in dem

lückenlosen Schweigen der Nachkriegszeit an Erstickung leiden. Durch ihre gewalttätigen Ausbrüche gegen mich verschaffen sie sich kurzzeitig Luft.

Noch mehr als die tätlichen Angriffe im Pausenhof und die Treibjagden nach Schulschluss fürchte ich den Spott, die unaufwendigste und effektivste Waffe, die meine deutschen Mitschüler gegen mich in der

Hand haben. Fräulein Schorrn nennt mich nie beim Vornamen, sondern immer nur beim Nachnamen, den sie nicht aussprechen kann. Statt Wdowin sagt sie Dowin, und meine Mitschüler machen Doofin daraus. Das ist mein Spitzname in der Schule. Sie lachen über alles an mir, über meine Füße, über meine Haare, über meine Nase, über meine Kleider. «Pissliesl!», rufen sie,

seit ich vor Angst einmal vorn
an der Tafel in die Hose
gemacht habe, «Stinkliesl!»,
rufen sie. «Die Doofin trägt
keine Unterhose, die Doofin
wäscht sich nicht, die Doofin
stinkt, die Russen waschen die
Kartoffeln in der Kloschüssel.»
Wenn etwas in der Klasse
wegkommt, ein Radiergummi
oder ein Spitzer, fällt der
Verdacht sofort auf mich. Wer
lügt, der stiehlt, heißt es im

Deutschen, und da ich immer lüge, muss ich auch eine Diebin sein. Es braucht bloß das Wort «stehlen» zu fallen, und schon schießt mir das Blut in den Kopf, mit brennenden Wangen sitze ich in der Schulbank und liefere den sichtbaren Beweis dafür, dass der Verdacht mich zu Recht trifft, obwohl ich mich noch nie an deutschem Eigentum vergriffen habe.

Wenn ich stehle, dann nur

Geld aus dem Portemonnaie meiner Mutter, um mir auf dem Schulweg einen Amerikaner oder wenigstens ein Brötchen beim Bäcker zu kaufen, als Ersatz für das deutsche Pausenbrot, das die anderen Kinder in die Schule mitbringen und das meine Mutter nicht zustande bringt – weil sie unfähig ist, gerade Brotscheiben abzuschneiden, weil wir keinen Belag und erst

recht kein Einwickelpapier haben und weil sie sich so schwach und krank fühlt, dass sie sich morgens, wenn ich zur Schule muss, gar nicht erst aus dem Bett erheben kann. Vor allem scheint es die nie endende, geheimnisvolle Krankheit des Heimwehs zu sein, die sie immer mehr schwächt. Fast jeden Tag spricht sie von ihrem Vater, der so früh gestorben sei, von

ihrem Bruder, den sie so geliebt habe, und vor allem von ihrer Mutter, von der sie nicht wisse, ob sie noch lebt. Und dabei weint sie, immer weint sie, sie scheint sich immer mehr aufzulösen in ihren Tränen, und ich verstehe nicht, welcher Verlust einen so andauernden, bodenlosen Schmerz bereiten kann. Manchmal sitzt sie am Küchentisch und zeichnet mit einem Bleistift Gesichter,

eigentlich immer wieder dasselbe Gesicht. So, stelle ich mir vor, sehen die Bewohner der gläsernen Stadt aus, von der sie mir erzählt hat, gläserne Menschen mit kalten Augen, die ins Leere blicken. Die Zeichnungen sammeln sich in der Schublade unseres Küchentisches, fast jeden Tag kommt eine neue dazu.

Das Einzige, was sie für kurze Zeit aus ihrer Schwermut

herausreißt, ist das Singen. Das Singen ist unser Gegenzauber, der vorübergehend die Gespenster vertreibt. Zu unserem Repertoire gehören nicht nur russische und ukrainische, sondern auch die deutschen Lieder, die ich in der Schule lerne und die auch meine Eltern lieben.

«Abendstille überall», «Wenn ich ein Vöglein wär», «Dort in dem Schneegebirge» ...

Meistens singt meine Mutter mit ihrem hellen Sopran die erste Stimme, ich singe die zweite und mein Vater die dritte, er, der eigentlich Tenor ist, untermalt unseren Gesang mit seinen wortlosen Bassmodulationen, weil er im Gegensatz zu meiner Mutter die deutschen Texte nicht mitsingen kann. Mit seinem Bimbambom, das eine tiefe Glocke nachahmt, verleiht er

den deutschen Liedern ein russisches Kolorit. Im Sommer versammeln sich oft Nachbarn unter unseren geöffneten Fenstern, sie hören zu und klatschen. Mit unseren Privatkonzerten versöhnen wir sie für eine Weile mit den Russen, so, wie wir selbst uns versöhnt und zusammengehörig fühlen, während wir singen.

Wenn ich nach der Schule

nicht bis zu den «Häusern»
gejagt werde, wenn meine
Mitschüler mal keine Lust dazu
haben und mich in Ruhe lassen,
mache ich einen Umweg über
den Friedhof, der mich durch
den Stadtpark führt, vorbei an
der mächtigen Trauerweide, die
die Spitzen ihrer grünen Wedel
in einen dunklen, schlammigen
Teich hängen lässt, vorbei am
Park, vor dem die Deutschen
unter bunten Sonnenschirmen

sitzen und Eis essen. Mein Ziel ist das Leichenhaus, wo man sich die Toten anschauen kann, die damals noch im offenen Sarg aufgebahrt wurden und die mich magisch anziehen. Genau betrachte ich die Gesichter der toten Deutschen, die in feierlicher Stille hinter der Scheibe des Leichenhauses liegen, mit dunklen Zypressen und weißen Kerzen zu beiden Seiten ihrer Köpfe. Ich studiere

die geschlossenen Augen, die
Münder, die Haare, die
gefalteten Hände auf der
weißen Sargdecke. Einmal sehe
ich, wie eine Fliege, die auf dem
winzigen, verschrumpelten
Gesicht einer alten Frau
spazieren geht, in einem ihrer
Nasenlöcher verschwindet und
kurz darauf aus dem schwarzen
Schlund ihres aufgerissenen
Mundes wieder herauskommt.
Ich bin geplagt von der

Vorstellung, dass die Toten nicht wirklich tot sind, sondern alles hören und spüren und bei lebendigem Leib begraben werden, ohne sich bemerkbar machen zu können. Immer warte ich darauf, dass bei einem von ihnen eine Wimper zuckt oder ein Mundwinkel, wie bei meiner Mutter, wenn sie umfällt und daliegt wie tot. Von meinem Vater weiß ich, dass sie nicht nur die Geisteskrankheit

einer Verwandten geerbt hat,
sondern auch deren zu kleines,
schwaches Herz. An dieses
Herz greift sie sich plötzlich
und sinkt zu Boden. Ich kenne
das Spiel schon, aber nie kann
ich wissen, ob es diesmal nicht
doch Ernst ist. Ich versuche,
meine Mutter aufzuerwecken,
ich zwicke sie, bewerfe sie mit
Gegenständen, reiße ihr an den
Haaren, immer panischer, weil
sie sich nicht rührt, ich schreie

und traktiere sie so lange, bis ein Lächeln um ihren Mund zuckt, sie sich auf einmal mit Leichtigkeit aufrichtet und mich für meine unerhörten Handgreiflichkeiten gegen sie bestraft. Ich weiß nicht, was stärker in mir ist – der Wunsch, dass sie wirklich stirbt, oder die Angst davor, dass genau das passiert. Dass ich sie eines Tages nicht mehr auferwecken kann oder dass sie ihre

ständige Drohung wahr macht
und ins Wasser geht. Nachts
traue ich mich nicht
einzuschlafen, weil ich
befürchte, dass sie nicht mehr
da ist, wenn ich aufwache. Ich
befestige einen Strick an ihrem
Fuß, nehme das andere Ende
mit in mein Bett und halte es
fest, immer in Angst um sie und
gleichzeitig in Angst vor ihr.

Einmal fragt sie mich, ob ich
lieber bei meinem Vater bleiben

oder mit ihr ins Wasser gehen will, zusammen mit meiner kleinen Schwester. «Es tut nicht weh», sagt sie, und da ich auf keinen Fall bei meinem Vater bleiben will und es ja auch nicht weh tut, bin ich sofort damit einverstanden, mit ihr und meiner Schwester ins Wasser zu gehen. Fast kommt es mir vor wie eine Auszeichnung, dass sie mich mitnehmen will.

Dem Wasser scheint es zu lang zu dauern, bis wir zu ihm kommen, meine Mutter, meine Schwester und ich – es kommt zu uns. Nach tagelangen Regengüssen schwillt die kleine, sonst harmlose Regnitz zu einem gewaltigen, schmutzbraunen Strom an, der Bäume und Geröll mit sich reißt und sich beständig ausbreitet. Schon bald steht das Wasser auch in unserem Hof, zuerst

nur in Form einiger Pfützen,
zum Vergnügen der Kinder, die
barfuß darin herumspringen,
dann verwandeln die Pfützen
sich in eine geschlossene
Wasserfläche, die vor unserer
Tür steht, still und glatt, dann
allmählich bewegt von
Strömungen und Wirbeln.
Wieder liege ich nachts wach,
traue mich nicht zu schlafen.
Vielleicht sind wir schon im
Wasser, vielleicht steht es

bereits an unseren Fenstern
und wird im nächsten
Augenblick hereinbrechen ins
Zimmer, uns unter sich
begraben. Doch das Wasser hat
nur gedroht. Noch ein paar
Tage schwappt es im Hof
herum, dann zieht es sich
langsam wieder zurück, auf
genauso rätselhafte Weise, wie
es gekommen ist, die Regnitz
verwandelt sich wieder in das
friedliche, idyllische Flösschen,

das sich, blau und glitzernd wie
eh und je, durch die Landschaft
hinter unseren Häusern
schlängelt. Nur die Felder und
Wiesen sind verwüstet, auch
unser Gärtchen am Ufer,
dessen Gurken, Tomaten und
Kürbisse uns den Sommer über
ernährt haben.

Und dann kommt der Tag, an
dem meine Eltern vor dem
Radio sitzen und einer von
Störgeräuschen

überschwemmten russischen
Stimme lauschen, zwischen den
Nachrichten Musik von Bach.
Stalin liegt im Sterben. Nie hat
meine Mutter einen Menschen
so gefürchtet und gehasst wie
ihn, den kleingewachsenen
Georgier mit dem versteiften
Arm, Sohn eines Schuhmachers
und einer Leibeigenen, der
eigentlich Dschugaschwili hieß
und sich selbst Stalin nannte,
der «Stählerne», nie hat meine

Mutter anders von ihm
gesprochen als von einem
Ungeheuer. Jetzt, da er auf
dem Sterbebett liegt, tut er ihr
auf einmal leid. Sie lauscht der
Musik von Bach und wischt sich
eine Träne aus dem Auge.

«Aber er war doch böse»,
wende ich verwundert ein. «Ja,
er war böse», sagt meine
Mutter, «aber wir wissen nicht,
was er jetzt durchmacht. Ihm
steht Gottes Gericht bevor.»

Soweit ich mich erinnere, ist es das letzte Mal, dass ich aus ihrem Mund etwas höre, das dem Glauben an einen gerechten Gott entsprungen ist.

Mit Stalins Tod ist etwas Unerhörtes geschehen, etwas, das alles verändern kann. Können wir jetzt in die Ukraine zurückkehren? Fängt die Welt noch einmal von vorn an? Ist die Ukraine wieder ein freies

Land? Ich weiß nicht, ob meine Eltern sich diese Fragen gestellt haben, aber wenn, dann mussten sie schon bald einsehen, dass durch Stalins Tod für sie nichts anders geworden war. Auch während der sogenannten Tauwetterperiode bleibt die Sowjetunion ein totalitärer, nach außen hin abgeriegelter Staat, in dem solche wie meine Eltern weiterhin als

Volksfeinde, Vaterlandsverräter und Kollaborateure gelten.

Trotzdem legen die deutschen Behörden meinen Eltern bei jeder Vorladung mit Nachdruck die Rückkehr in die Heimat nahe, was mit ihnen in der Sowjetunion geschehen würde, interessiert sie nicht. Meine Mutter kommt immer weinend von diesen Behördengängen nach Hause, sieht wie verprügelt aus.

Und bald erlischt auch unsere Hoffnung darauf, dass wir nach Amerika auswandern dürfen. Wir haben bereits mehrere Anträge auf ein Visum gestellt, jetzt wird meinem Vater nach den obligatorischen medizinischen Untersuchungen mitgeteilt, dass er an Tbc erkrankt sei. Es ist bekannt, dass in Amerika nur Menschen mit einwandfreier Gesundheit willkommen sind, die Diagnose

Tbc ist der endgültige,
irreversible Grund für die
Verweigerung des Visums. Und
sie ist eine Todesdrohung für
meinen Vater, vielleicht für uns
alle, weil wir uns angesteckt
haben könnten, es nur noch
nicht wissen. Auf einmal ist
mein Vater, der, abgesehen von
seinen gelegentlichen
Malariaanfällen, noch nie krank
gewesen ist, der Schwächste
von uns, dem Tod näher als

meine ständig kranke Mutter.

Wir müssen alle vier zum deutschen Gesundheitsamt, wir werden geröntgt und bekommen Blut abgenommen, weil überprüft werden muss, ob wir ansteckend sind. Ein paar Tage später klingelt es bei uns an der Tür, und draußen steht zu unserer großen Verwunderung der deutsche Amtsarzt, nicht im weißen Kittel, sondern in einem grauen

Anzug mit Krawatte. Er ist höchstpersönlich zu uns in die «Häuser» gekommen, um meiner Mutter zu sagen, dass sie sich keine Sorgen machen solle, wir seien alle gesund, die Diagnose des amerikanischen Arztes sei ein Irrtum, ihr Mann habe nur einen alten, harmlosen Fleck auf der Lunge, der wahrscheinlich von einer lang zurückliegenden Lungenentzündung stamme.

Meine Mutter bittet den
Amtsarzt herein und bietet ihm
eine Tasse Tee mit Warenje an,
das sie aus den Himbeeren in
unserem Gärtchen am Fluss
gekocht hat, der schöne junge
Arzt trinkt sogar noch eine
zweite Tasse und unterhält sich
so liebenswürdig mit meiner
Mutter, wie ich einen
Deutschen noch nie reden
gehört habe, und später sagt
meine Mutter, Gott habe ihr

diesen Mann geschickt. Sie ist sich sicher, dass die Tbc-Diagnose kein Irrtum war, sondern eine infame Lüge der Amerikaner, die nicht davor zurückschrecken, eine so grausame Krankheit vorzuschützen, um solche wie uns für immer loszuwerden.

Aber der Schock hat meine Eltern kuriert. Sie geben ihre Auswanderungsversuche auf, und in meinem arbeitslosen

Vater reift eine unternehmerische Idee heran. Er will eine Hühnerfarm gründen. Mindestens hundert Legehennen und einige Hähne möchte er kaufen, um mit den Eiern deutsche Läden und mit den Schlachthühnern das große Hotel am Bahnhof zu beliefern. Mit Hilfe meiner Mutter, die, wie immer, als Dolmetscherin zwischen ihm und den Deutschen herhalten

muss, beantragt er bei der Stadtparkasse an der Hauptstraße einen Kredit. Meine Mutter glaubt nicht daran, dass wir von den Deutschen einen Kredit bekommen werden, aber nach einigen Wochen, in denen meine Eltern immer wieder zur Bank und zur Behörde gehen müssen, wird er uns doch gewährt. Eine unglaubliche, schwindelerregende Summe

von eintausend Mark.

Die Stadt erlaubt meinem Vater, gegen eine geringe Pachtgebühr auf einer Brache weit draußen an der Regnitz seine Hühnerfarm aufzubauen. Dabei hilft ihm ein alter, magenkranker Aserbaidchaner. Dessen Lohn besteht in einem Wohnschuppen, den er zusätzlich zum Hühnerstall auf dem Grundstück errichten und

als Ausweichquartier benutzen darf – in den «Häusern» lebt er mit seiner Tochter, ihrem Mann und vier Enkelkindern in einer Zweizimmerwohnung, die genauso klein ist wie unsere.

Mein Vater ist von da an den ganzen Tag nicht mehr zu Hause, aber mehr denn je leben wir in Angst und Schrecken vor ihm, vor dem Moment, da wir ihn abends, meist angetrunken, durch das Fenster auf seinem

Fahrrad von der Baustelle zurückkommen sehen. Jetzt, wo er arbeitet, sind wir erst recht in der weiblichen Pflicht.

Täglich führen wir, meine Mutter und ich, einen aussichtslosen Kampf gegen den Schmutz und die Unordnung in unserer Wohnung. Mein Vater nennt unsere Wohnung einen Schweinestall. Keiner von uns hat je eine deutsche Wohnung

betreten, aber immer wieder hält er meiner Mutter als Vorbild die deutschen Frauen vor, bei denen es so sauber sei, dass man, wie er von irgendwoher weiß, vom Fußboden essen könne. Bei uns kann man das auf keinen Fall, bei uns knirscht immer der Sand unter den Sohlen, egal, wie oft wir den Fußboden mit dem zerrauften Gänseflügel kehren, der uns als Besen

dient, egal, wie oft wir wischen.
Die Verschiebung der Materie
vom falschen an den richtigen
Ort gelingt uns nicht – sie
widersetzt sich allen unseren
Mühen und kehrt von unseren
Lumpen, aus unserem
Wischwasser sofort wieder an
den falschen Ort zurück.
Wahrscheinlich löst sich die
Materie des alten, halb
verrotteten Mobiliars in
unserer Wohnung mit einer

solchen Geschwindigkeit auf,
dass wir gar nicht damit Schritt
halten können, wahrscheinlich
sind die Möbel selbst die Quelle
des Staubs, den wir ständig von
ihnen entfernen. Hinzu kommt
die Unordnung, gegen die wir
erst recht machtlos sind. Immer
muss man bei uns alles suchen,
obwohl wir eigentlich dauernd
aufräumen, aber wir finden
einfach keinen festen Platz für
die Dinge, wir wissen nicht,

welche Ordnung wir dem Chaos entgegensetzen sollen.

Auch das Essen, das meine Mutter kocht, schmeckt meinem Vater nicht. Einmal entdeckt er in seinem Borschtsch einen zerkochten Zehnmarkschein, der auf unergründlichen Wegen im Kochtopf und dann ausgerechnet im Teller meines Vaters gelandet ist. Meine Mutter erbleicht und ich mit

ihr. Mein Vater schaut sie so an, als würde er sie gleich totschiagen. Dann fegt er den Teller vom Tisch. *Cholera*, brüllt er, *kretinka*, *parasitka*, *debilka*, während meine Mutter mit zitternden Händen die Scherben vom Fußboden aufliebt. Er tritt sie so mit dem Fuß, dass sie mit dem Gesicht in die Suppenlache fällt und sich mit einer Scherbe das Jochbein zerschneidet. Ihr

rotes Blut tropft in die rote
Brühe auf dem Boden.

Vage erinnere ich mich an
eine andere bedrohliche
Begebenheit mit meinem Vater:
Wir, meine Mutter, meine
Schwester und ich, haben uns
auf dem Bett im Schlafzimmer
zusammengekauert, uns
verborgen vor einer Gefahr.
Plötzlich wird die Tür
aufgestoßen, Licht fällt ins
dunkle Zimmer. Mein Vater

steht wankend, offenbar schwer
betrunken, im erleuchteten
Türrahmen und lallt etwas von
den «weißen Händchen»
meiner Mutter, von ihrem
«blauen Blut», von ihrer
«angeborenen
Geisteskrankheit». Sie drückt
uns, meine Schwester und
mich, mit beiden Armen an sich
und schreit: «Nicht die Kinder,
bitte nicht die Kinder! Schlag
mich, aber lass die Kinder in

Ruhe!» In der Ukraine hätte sie ihn verlassen, vor ihm fliehen, sich scheiden lassen können, aber in Deutschland hat sie keine Alternative, sie ist ihm ausgeliefert.

Meine kleine Schwester bleibt immer das zarte, stille, in sich gekehrte Kind, das sie von Anfang an gewesen ist. Sie behält das schwarze Haar, die blasse Haut und die blauen, etwas verschleierten Augen

meiner Mutter. Ich bin nicht gut auf sie zu sprechen, weil ich so oft auf sie aufpassen muss und nichts mit ihr anzufangen weiß. Einmal binde ich sie an einem Tischbein fest, um Ruhe vor ihr zu haben. Sie erträgt es klaglos, wie fast alles. Wenn es bei uns einmal eine seltene Delikatesse gibt, zum Beispiel ein paar Kirschen, komme ich zumeist in den doppelten Genuss. Ich verschlinge meine

Portion sofort, während meine Schwester lange mit den Augen isst. Sie nimmt die Kirschen jede einzeln in die Hand, betrachtet sie lange und versonnen von allen Seiten, ordnet sie vor sich auf dem Tisch zu rätselhaften Mustern an, vertauscht andächtig eine Kirsche gegen die andere, als würde sie Patienten legen, sie zögert den Genuss immer weiter hinaus, während sie

bereits wissen muss, wie das alles enden wird, weil es jedes Mal dasselbe ist. Ich muss meiner Schwester nichts wegnehmen, ich brauche sie nur zu bitten und eigentlich nicht einmal das. Sie gibt mir ganz von selbst die erste Kirsche, die zweite, die dritte, sie reicht mir jede mit einem huldvollen Lächeln, erst bei der letzten zögert sie. Wenigstens die eine würde sie gern essen,

eine würde ihr schon genügen,
aber sie kann ihr Eigentum
nicht verteidigen, es gelingt ihr
nicht. Allein ihr Wissen um
mein Begehren zwingt sie, mir
auch die letzte Kirsche zu
überreichen, mit einem
Ausdruck vollendeter Noblesse.

In mir ist ständig dieser
Hunger, dieser Mangel, den
meine Schwester nicht zu
kennen scheint. Vor allem
brennt in mir immer der Neid

auf die anderen Kinder, nicht nur die deutschen, sondern auch die aus den «Häusern». Ich hätte auch gern eine Mutter, die Bratkartoffeln braten und einen Kuchen backen kann, die Vorhänge für unser Fenster näht und nicht das Wechselgeld auf dem Ladentisch liegen lässt, weil es ihr peinlich ist, es anzunehmen. In der Schule werde ich ausgelacht, weil ich Löcher in

den Strümpfen habe und eine Fünf in Handarbeit. «So etwas ist doch kein richtiges Mädchen», sagt Fräulein Schorn, «da nutzen dir die Einsen in den anderen Fächern auch nichts.» Ein neuer Schandfleck auf mir: Ich bin nicht deutsch, ich lüge, ich stehle, und nun erfahre ich, dass ich auch kein richtiges Mädchen bin. Die deutschen Kinder haben Mütter, die

Kleider mit der Nähmaschine flicken und Pullover stricken können, meine Mutter kann nicht einmal einen Knopf annähen, von nichts hat sie weniger Ahnung als von Handarbeit. Sie kann mir nicht zeigen, wie ein Kreuzstich geht, wie man linke Maschen strickt und wie eine Strickliesl funktioniert. Offenbar habe ich auch ihre «weißen Händchen» geerbt, denn mir fallen ständig

die Maschen von der Nadel,
und ich muss alles wieder
auftrennen. Während die
anderen schon Socken stricken,
nadle ich immer noch an
meinen Topflappen herum.

Zum Anfang des Sommers hat
mein Vater seine Hühnerfarm
zu Ende gebaut. Auf dem
entfernten Grundstück an der
Regnitz gehen einhundert
weiße Hühner der Rasse
Leghorn spazieren und ein paar

gewichtige weiße Hähne mit fetten roten Kämmen. Der hölzerne Stall, der Ähnlichkeit mit den Valka-Baracken hat, besitzt zwei Klappen, die sich öffnen lassen, damit die Hühner auf schmalen Hühnerleitern ins Freie gelangen können. Der Schuppen des Aserbaidshans, in dem ein selbstgebautes Bett steht, ist nur ein abgetrennter Teil des Stalls mit einem kleinen

Fenster. Mein Vater hat auch einen Gemüsegarten angelegt, er hat mir gezeigt, wie man in einen jungen Kürbis seinen Namen ritzt, um dann den Sommer über zu beobachten, wie die Buchstaben mit dem Kürbis wachsen. Ein Schäferhund, den mein Vater Ada getauft hat, liegt an einer Kette vor seiner Hütte und leckt mir die nackten Füße.

Oft gehen wir gemeinsam zur

Farm, meine Mutter, meine Schwester und ich, weil wir meinem Vater bei der Arbeit helfen müssen. Auf dem weiten Weg zieht meine Mutter meine Schwester, die noch zu klein ist, um so weit zu gehen, auf einem Brett mit Handgriff und Rädern hinter sich her. Wir gehen und gehen, immer an der Regnitz entlang, es ist heiß, wir sind müde und durstig, aber der Weg nimmt kein Ende.

Einmal, als wir endlich
angekommen sind, bleibt meine
Mutter vor dem Tor stehen und
starrt auf die Holzschaukel, die
mein Vater für uns, meine
Schwester und mich, gebaut
hat. «In der Schaukel hängt ein
Skelett», sagt sie mit tonloser
Stimme. Ich kann nichts sehen,
aber meine Mutter steht
bewegungslos da, kreidebleich,
wie hypnotisiert von dem
hölzernen Gerüst mit dem

Schaukelbrett, das an zwei Seilen in der Luft baumelt.

Es ist die Zeit, in der sie nicht mehr viel spricht. Sie wird immer sonderbarer, immer abwesender, kündigt immer öfter an, dass sie ins Wasser gehen wird. Dabei war sie gerade noch so unbeschwert und vergnügt, nie zuvor hatte ich sie so erlebt. Sie hatte plötzlich angefangen, ihr langes schwarzes Haar zu bürsten und

neue Frisuren auszuprobieren,
oft stand sie einfach so vor dem
Spiegel und betrachtete sich
lange und verwundert, als hätte
sie vergessen, wie sie aussah,
oder als sähe sie sich zum
ersten Mal. Wenn sie den
deutschen Amtsarzt erwartete,
der seit seinem ersten Besuch
immer wieder zu uns kam,
immer tagsüber, während mein
Vater auf der Hühnerfarm war,
zog sie ihr geblühtes

schwarzes Kleid mit den
gerafften Rockschoßchen an
und steckte daran die
Salamanderbrosche fest, die
der Nürnberger Fabrikbesitzer
ihr geschenkt hatte. Sie machte
plötzlich Späße mit meiner
Schwester und mir und sang
wieder «Powij witre na
Wkrainu» und das Lied vom
hellblauen Tuch, mit dem der
singende Wind am Fluss spielt.
Manchmal stimmte sie «Na

sopkach Mandschurii» an, einen alten russischen Walzer, den sicher schon ihre Mutter gesungen hatte, und drehte sich im Takt dazu, blieb abrupt stehen und schaute auf ihre Füße, wieder verwundert, als verstünde sie nicht, was sie eben gemacht hatte, oder als müsste sie prüfen, ob die Füße da wirklich ihr gehörten.

Der junge Amtsarzt, der Wilfried hieß, war so groß, dass

ich meinen Kopf wie zu einem Kirchturm heben musste, wenn ich ihm ins Gesicht schauen wollte. Alles an ihm war hell, die Haare, der Anzug, die Augen hinter der Brille. Er brachte jedes Mal etwas mit, Orangen und Schokolade, ein dunkelblaues Fläschchen französisches Parfüm für meine Mutter, einmal eine Wanduhr, die seitdem bei uns in der Küche über dem Radio hing

und tickte. Er setzte sich auf einen unserer Caritasstühle und hörte meiner Mutter zu, die ihm von ihrem Leben erzählte. Wahrscheinlich war er der erste Deutsche, der ihr Fragen stellte, wahrscheinlich seit Ewigkeiten überhaupt der erste Mensch, der nach ihr fragte. Auch zu uns, meiner Schwester und mir, war ein Deutscher noch nie so nett gewesen. Er nannte uns

Schneeweißchen und Rosenrot,
er scherzte mit uns, setzte
meine kleine Schwester auf
sein Knie und macht mit ihr
Hoppe, hoppe, Reiter, was sie
sich mit Begeisterung gefallen
ließ. Irgendwann schickte
meine Mutter uns hinaus in den
Hof, wo wir spielen sollten,
oder ins andere Zimmer, weil
draußen schlechtes Wetter
war. Von dort hörte ich durch
die Tür irgendwelche halb

geflüsterten deutschen Worte,
die mal lauter, mal leiser
wurden, ohne dass ich sie
verstehen konnte, nur immer
wieder das erschrockene,
abwehrende «Nein! Nein!»
meiner Mutter. Und dann
wieder das Flüstern und das
Seufzen.

Irgendwann kam Wilfried
nicht wieder. Meine Mutter
sagte nie ein Wort dazu, sie
begannt nur erneut zu

verlöschen. Es war, als würde sie erfrieren, als würde ihr Körper schrumpfen. Sie schaute nicht mehr in den Spiegel, sie sang nicht mehr und hörte fast ganz zu sprechen auf.

Inzwischen war klar, dass die Geschäfte meines Vaters bei weitem nicht so liefen, wie er es sich vorgestellt hatte. Kein einziger Laden in der Stadt will die Eier von seiner Hühnerfarm

kaufen, niemand hat darauf gewartet, alle haben schon ihre festen Lieferanten. So eine Möglichkeit hatte er offenbar gar nicht bedacht, ganz abgesehen davon, dass seine Eier den deutschen Ladenbesitzern zu teuer sind. Er will sich ihre Frische bezahlen lassen, dabei sind unsere Eier alles andere als frisch, denn sie stapeln sich wochenlang bei uns im Keller,

weil niemand sie kauft. Die meisten Eier essen wir selbst, teilen sie mit dem Aserbaidchaner und seiner vielköpfigen Familie, ab und zu läutet jemand bei uns an der Tür, einer unserer Kunden aus den «Häusern», aber auch die kann man an einer Hand abzählen. Auch hier kaufen die meisten ihre Eier lieber in den deutschen Geschäften als bei uns.

Immerhin nimmt das große Hotel am Bahnhof meinem Vater hin und wieder ein paar Schlachthühner ab, wie er es sich erhofft hatte. Diesem Geschäft geht immer ein schauriges Schauspiel voraus. Mein Vater jagt die Hühner, die vor ihm davonlaufen, als wüssten sie schon, was er mit ihnen vorhat. Wenn er endlich eines gefangen hat, hackt er ihm mit einer Axt den Kopf ab.

Er muss das Huhn auch dann noch festhalten, wenn der abgeschlagene Kopf schon auf der Erde liegt, weil es immer noch zu entkommen versucht und wild mit den Flügeln schlägt. Einmal gelingt es einem von ihnen tatsächlich, sich loszureißen, es flattert ohne Kopf davon, fliegt noch ein Stück, Blut in der Luft verspritzend, bis es im Sinkflug im Gras aufschlägt und liegen

bleibt, hundert Meter entfernt von seinem Kopf.

Jeden Samstag nach der Schule muss ich Eier verkaufen gehen. Ich muss an den Türen der Deutschen klingeln und sagen: «Frische Eier von der Hühnerfarm.» In den Treppenhäusern ist es kühl und totenstill und wirklich so sauber, dass man vom Fußboden essen könnte. Durch geöffnete Türen erhasche ich

zum ersten Mal Innenansichten
deutscher Wohnungen,
Teppiche, Lampenschirme,
Gummibäume und andere
Dinge, die es bei uns nicht gibt.
Die deutschen Frauen haben
Dauerwellen, sie tragen
Schürzen und Hausschuhe, die
wir ebenfalls nicht kennen und
die zum Geheimnis der
deutschen Sauberkeit gehören
müssen. Nur – die meisten
wollen unsere Eier auch nicht

haben. «Welche Hühnerfarm?», fragen sie. «Wo ist die denn? Ach so, du kommst aus den <Häusern> ... Die Eier sind aber viel zu teuer, bei Wiemann kosten sie drei Pfennig weniger.» Ich schäme mich mit meinen teuren Eiern aus den «Häusern», am liebsten möchte ich sie den deutschen Frauen schenken und mich bei ihnen dafür bedanken, dass sie sie nehmen.

Allerdings trage ich selbst zu meiner Beschämung bei, indem ich auf den Preis, den mein Vater festlegt, immer ein bis zwei Pfennige draufschlage. Wenn ich an einem Samstagnachmittag, müde geworden von meinem schweren Korb, mit dem ich von Haus zu Haus getrottet bin, dreißig Eier verkauft habe, dann habe ich dreißig oder sogar sechzig Pfennig verdient.

Dafür bekomme ich einen
Granatsplitter beim Bäcker,
den Rest spare ich auf ein
Federmäppchen, ein richtiges
deutsches Federmäppchen, das
alle in meiner Klasse haben
außer mir. Einmal verdiene ich
so viel, dass ich heimlich ins
Kino gehen kann, in die
Nachmittagsvorstellung des
Films «Es wird Nacht in
Lambaréné», der von Albert
Schweitzers Urwaldhospital

handelt. Es ist der erste Film, den ich in meinem Leben sehe, noch Tage danach bin ich wie in Trance.

Auch ohne meine Betrügereien, so viel verstehe ich als Neunjährige bereits, ist die Hühnerfarm meines Vaters ein großer Reinform. Wir haben nicht mehr genug zu essen und müssen abends oft hungrig ins Bett. Vorübergehend scheint die Rettung noch einmal in

Form einer Heimarbeit zu kommen, die meine Mutter annimmt. Das, was diese Arbeit von ihr verlangt, kann sie gut. Jede Woche wird uns ein großes Paket mit Material gebracht, und dann sitzen wir, meine Mutter und ich, am Küchentisch und kleben Blumen, kleine blasse Rosen, die mit einem grünen Blatt auf einem Lochbrett trocknen müssen, bevor wir sie zu

Sträußchen von je zwölf Stück zusammenbinden. Wir tun kaum noch etwas anderes, als Blumen zu kleben, die Schule wird zur Nebensache für mich, ich gehe fast nicht mehr nach draußen, um mich mit den anderen Kindern in der uns geschenkten Wildnis bei den Kiesgruben und in den Flussauen herumzutreiben, ich sitze am Küchentisch und klebe, obwohl die Finger und

Augen brennen vom Leim. Wir kleben um die Wette, meine Mutter und ich, wir werden immer schneller, aber so viel wir auch kleben, wir verdienen damit nie mehr als einen Hungerlohn.

So geht es nicht weiter mit uns. Mein Vater fasst den Entschluss, es wieder mit seiner Stimme zu versuchen, und schließt sich einem Kosakenchor an, der das ganze

Jahr auf Tournee ist und
Konzertsäle und Kirchen in
ganz Europa füllt. Er übergibt
die Hühnerfarm mit der
drastisch geschrumpften
Hühnerzahl dem
Aserbaidshaner, packt einen
großen alten Pappkoffer, den er
sich mit Hilfe meiner Mutter bei
der Caritas besorgt hat, und
macht sich auf den Weg nach
Düsseldorf, wo sich die
Chorleitung befindet und wo

der Tourneebus wartet. Ich weiß nicht, ob sich unter den Ensemblemitgliedern tatsächlich Kosaken befunden haben oder ob der Name nur deshalb gewählt wurde, weil er in deutschen Ohren so romantisch klingt. Zum Chor gehörte jedenfalls Iwan Rebroff, der später durch seinen immensen Stimmumfang und als Verkörperung der russischen Seele berühmt

werden sollte, obwohl er mit Russland rein gar nichts zu tun hatte. Er war ein Deutscher, der weder Iwan noch Rebroff hieß, sondern Hans Rippert.

Das Leben, das mein Vater jetzt führt, ist für uns unvorstellbar. Fast jeden Tag ist er in einer anderen Stadt, schläft in Hotels und isst in Restaurants. Er schickt uns Geld und bunte Ansichtskarten: die schneebedeckten Alpen mit

winzigen Häuschen im Tal,
riesige holländische
Tulpenfelder, den Eiffelturm,
eine spanische
Flamencotänzerin, die
Kastagnetten in der Hand hält.
Mit den Ansichtskarten legt
meine Schwester ihre
rätselhaften Patiences auf dem
Fußboden, den wir schon lange
nicht mehr kehren. Meine
Mutter liest die Karten nicht,
und das Geld, das mein Vater

schickt, lässt sie achtlos auf dem Tisch liegen, meine Schwester und ich können uns nach Herzenslust daran bedienen. Wir kaufen uns enorme Mengen fränkischer Stadtwurst, Kirschlutscher und Eistörtchen und stopfen uns so damit voll, dass wir uns übergeben müssen. Früher musste ich abends immer zu Hause sein, wenn die Straßenlaternen angingen, jetzt

kümmert meine Mutter das nicht mehr. Ich gehe kaum noch in die Schule und stromere bis in die Dunkelheit draußen herum. Ab und zu geht meine Mutter noch zur Hühnerfarm, um die Eier zu holen, aber das tut sie nur noch, um den Schein zu wahren. Die Eier, die ich nicht mehr austragen gehe, türmen sich bei uns im Keller und verfaulen. Wenn ein Kunde aus

den «Häusern» klingelt, öffnet meine Mutter nicht, sie öffnet überhaupt niemandem mehr, sie scheint das Klingeln gar nicht zu hören. Als eine Nachbarin, die offenbar etwas von dem Unheil bei uns ahnt, uns einmal Kuchen vorbeibringt, verbietet meine Mutter uns, etwas davon zu essen. Der Kuchen sei vergiftet, sagt sie und wirft ihn in den Mülleimer.

Das Putzen haben wir
aufgegeben, nur manchmal
spüle ich ein paar Teller unter
dem Wasserhahn ab oder trage
den Müll zur Mülltonne im
Keller, alles andere versinkt im
Dreck, meine Schwester und
ich haben keine frische
Unterwäsche mehr. Es ist
schon Herbst, abends wird es
kühl in der Wohnung, aber wir
heizen nicht, uns fehlen Holz
und Kohlen.

Wenn wir, meine Schwester und ich, uns abends vor dem Schlafengehen hinknien, um unser Nachtgebet zu sprechen, wie wir es gewohnt sind, sagt unsere Mutter: «Es gibt keinen Gott», und verbietet uns das Beten. Am nächsten Tag bekreuzigt sie sich, fängt an zu weinen und befiehlt uns, doch wieder zu beten. Oft sieht sie Dinge, die ich nicht sehen kann – weiß gekleidete Nonnen,

die draußen vor dem Fenster vorbeigehen, sie sieht die Birken im Hof brennen, einmal eine Schlange, die sich ihr in unserer Küche nähert, sodass sie zurückweicht, sich mit dem Rücken gegen die Wand presst und schreit. Meistens sitzt sie auf einem Stuhl in der Küche und starrt vor sich hin. Es nutzt auch nichts mehr, sie zu rütteln, zu zwicken, an ihren Haaren zu reißen, sie lässt sich

alles gefallen und reagiert nicht mehr. «Mama, wann gehen wir ins Wasser?», frage ich einmal. Und da sagt sie endlich etwas, sie sagt: «Bald.»

Eines Tages werden ihre Augen plötzlich wieder lebendig, sie springt vom Stuhl auf, nimmt mein Springseil, schlingt es mir um den Hals und beginnt, mich damit zu würgen. Sie ist davon überzeugt, dass ich ein Kind

des Satans bin, das Böse, das sie in die Welt gesetzt hat. Sie muss mich töten, Gott hat es ihr befohlen. Ein anderes Mal zerrt sie mich unter dem Bett hervor, unter dem ich mich vor ihr versteckt habe, und hält mir ein Messer an den Hals. Ich schreie wie am Spieß, und sie lässt von mir ab.

Danach versuche ich, sie umzubringen. Ich lege ihr heimlich Nadeln ins Bett, damit

sie im Schlaf in sie eindringen und mit dem Blut in ihr Herz gelangen. Sie selbst hat mir erzählt, dass so etwas passieren kann, wenn man mit Nadeln spielt. Die ganze Nacht halte ich den Atem an, aber am nächsten Morgen steht meine Mutter auf wie immer. Von den Nadeln in ihrem Bett scheint sie gar nichts bemerkt zu haben.

Ich weiß, dass bei uns bald

etwas Schreckliches geschehen wird, aber ich bin allein mit diesem Wissen, ich kann es niemandem mitteilen, nirgends Alarm schlagen, nichts tun. Die ganze Zeit hoffe ich, dass jemand von selbst etwas merkt, aber es merkt niemand etwas. Wo mein Vater ist, weiß ich nicht, und es käme mir auch gar nicht in den Sinn, ausgerechnet ihn um Hilfe anzurufen.

Meine Mutter hat eine

russische Freundin, Maria Nikolajewna, die nicht in den «Häusern» wohnt, sondern mit ihrem deutschen Mann in einem eigenen Haus am Weingartsteig. Dort, in einem Zimmer mit Teppichen auf dem Boden und Gemälden an den Wänden, habe ich meine Mutter einmal Klavier spielen gehört – etwas so unsagbar Schönes und Trauriges, wie ich es noch nie zuvor vernommen

hatte. Auf dem Heimweg hielt meine Mutter meine Hand fest und sagte, es sei das Regentropfen-Prélude von Frédéric Chopin gewesen, einem polnischen Komponisten, der jung und arm gestorben sei. Zu dieser Maria Nikolajewna möchte ich laufen und sie um Hilfe bitten, aber ich weiß, dass ich das nicht darf. Eine Zeitlang haben meine Mutter und sie einander

regelmäßig besucht, aber dann hat Maria Nikolajewnas Mann diese Besuche verboten. Er musste auf den Ruf seiner Anwaltskanzlei achten und wollte deshalb nicht, dass seine Frau mit Leuten aus den «Häusern» verkehrt.

Als meine Mutter mich wieder einmal «Satanskind» nennt und so schüttelt, dass ich fast die Besinnung verliere, reiße ich mich los, stürze ins

Schlafzimmer und schließe die Tür von innen ab. Dann nehme ich unsere Schere und zerschneide in rasendem Hass sämtliche Kleider meiner Mutter, eins nach dem andern, alles, was ich von ihr im Schrank finde. Ich wüte so lange, bis kein einziges Kleidungsstück mehr übrig ist, bis sie nur noch das besitzt, was sie gerade am Körper trägt. Als mir bewusst wird, was ich

angerichtet habe, möchte ich am liebsten aus dem Fenster fliehen, aber draußen ist es schon dunkel, und es regnet. Irgendwann bleibt mir nichts anderes übrig, als die Tür wieder aufzuschließen. Ich stehe mit der Schere in der Hand da und warte auf das Eintreten meiner Mutter. Als sie endlich hereinkommt und den Haufen ihrer zerschnittenen Kleider auf dem

Fußboden sieht, stutzt sie, aber gleich darauf gleitet ein versonnenes Lächeln über ihr Gesicht. «Das hast du gut gemacht, mein Mädchen», sagt sie und streicht mir zärtlich über den Kopf, «das hast du sehr gut gemacht.»

Von diesem Moment an hört sie ganz zu sprechen auf. Ich bitte sie, ich flehe sie an, ich rüttle an ihr, aber sie sagt nichts mehr. Sie sitzt wieder da

mit ihrem erstarrten,
abwesenden Blick, der nichts
von dem verrät, was sie
irgendwo in einer anderen
Wirklichkeit sieht.

Schließlich kommt der zehnte
Oktober. Ich war an diesem Tag
in der Schule, wo niemand mich
auf mein ständiges Fehlen
anspricht, auch nicht die neue
Lehrerin, die mich offenbar gar
nicht mehr zu ihren Schülern
zählt. Ich komme nach Hause

und beginne nach alter
Gewohnheit zu plappern, ich
rede wie ein Wasserfall, rede
ohne Punkt und Komma, rede
auf Teufel komm raus, erzähle
meiner Mutter, dass wir am
nächsten Tag einen
Schulausflug zum Walberla
machen. Und da sagt sie auf
einmal etwas. «Du wirst morgen
nicht mitgehen», sagt sie. Nur
diese fünf Wörter, dann
verstummt sie wieder. Ich

erkläre ihr, dass ich mitgehen muss, dass das zur Schulpflicht gehört, ich heule, ich stampfe mit dem Fuß, «ich muss mitgehen», schreie ich, «alle gehen mit», aber sie hört mich nicht mehr.

Wütend laufe ich aus der Wohnung, schlage laut die Tür hinter mir zu. So war es immer. Immer war mir alles verboten, was in der Welt der deutschen Kinder eine

Selbstverständlichkeit war, was sie nicht nur durften, sondern sogar mussten. Immer hieß es: Wir sind keine Deutschen. Dass die Worte meiner Mutter diesmal kein Verbot sind, sondern eine Prophezeiung, kann ich nicht wissen. Du wirst morgen nicht mitgehen – die letzten Worte, die ich aus ihrem Mund gehört habe.

Ich komme spät nach Hause, noch später als sonst, es ist

schon neun Uhr, als ich den Schlüssel im Schlüsselloch unserer Wohnungstür umdrehe. Aber die Tür geht nicht auf. Ich drücke stärker, die Tür gibt ein wenig nach, und plötzlich höre ich meine kleine Schwester in jämmerliches Geschrei ausbrechen. Sie hat sich verbarrikadiert, unsere sämtlichen Stühle neben- und übereinander vor der

Wohnungstür aufgebaut, ihr Bollwerk. Ich drücke noch einmal gegen die Tür, mit lautem Gepolter fallen die Stühle zu Boden. Ich zwänge mich in unseren Flur und sehe sofort, dass meine Schwester krank ist. Ihre Augen glänzen fiebrig, ihr Gesicht, ihre Arme sind von roten Punkten übersät. So habe ich auch ausgesehen, als ich die Masern hatte.

Meine Mutter ist nicht zu Hause. Das passiert so spät zum ersten Mal. Wenn sie irgendwo hingeht, dann nur zur Hühnerfarm, um die Eier zu holen, aber von dort müsste sie längst zurück sein. Jetzt ist es auf dem Weg an der Regnitz so dunkel, dass man die Hand vor Augen nicht mehr sieht. Meine Schwester weiß nicht mehr, wann sie fortgegangen ist, sie fiebert und wirkt völlig

verwirrt. Wir sitzen am Küchentisch und warten. Es ist totenstill, man hört nur das Ticken der Wanduhr über dem Radio, die der Amtsarzt meiner Mutter geschenkt hat. Meine Augen sind auf den großen Zeiger geheftet, der jede Minute springt. Auf dem Kalender, der unter der Wanduhr hängt, ist das Datum des heutigen Tages angekreuzt.

Irgendwann gehe ich ins Schlafzimmer, um eine Decke für meine Schwester zu holen, die Schüttelfrost hat, und sofort sehe ich, was sich verändert hat. Seit jeher hing hier an der Wand der vergrößerte Abzug des Porträtfotos meiner Mutter, das sie mit dem ukrainischen Kopftuch zeigt und immer als besonderer Beleg ihrer Schönheit galt. Jetzt ist das Foto abgenommen, es liegt auf

dem Bett, in der Mitte durchgerissen.

Ich laufe hinüber zu Faridas Eltern und sage, dass meine Mutter verschwunden ist. Faridas Vater klingelt den deutschen Hausmeister aus dem Bett, der ein Telefon hat und die Polizei anruft. Faridas Mutter holt meine fiebernde Schwester aus unserer Wohnung und packt sie bei sich in ein Bett. Ich muss den zwei

Polizisten, die in einem Auto gekommen sind, den Weg zur Hühnerfarm zeigen. Zum ersten Mal sitze ich in einem Auto, schon deshalb ist es eine historische Fahrt für mich. Die Nacht ist kalt und klar, auf der dunklen Regnitz, an der wir entlangfahren, glitzert das Mondlicht.

Der Aserbaidshaner kommt aus seinem Verschlag, verschlafen, erschrocken vom

Anblick der Polizisten. Nein, er habe meine Mutter nicht gesehen, sie sei heute nicht da gewesen, sie sei in der letzten Zeit nicht oft gekommen. Ada winselt an ihrer Kette, ihre bernsteinfarbenen Augen sind das Einzige, was man in der Dunkelheit sieht. Der blöde Hahn kräht mitten in der Nacht.

«Meine Mutter ist in der Regnitz», sage ich zu den

Polizisten. Sie wechseln einen Blick und sagen: «Ach was, das ist doch Unsinn.» Aber auf der Rückfahrt richten sie den Scheinwerfer, den sie dabei haben, auf den Fluss und fahren ganz langsam am Ufer entlang. Ich habe schreckliche Angst, dass in dem Lichtkegel plötzlich meine Mutter auftaucht, tot am Ufer liegend. Aber man sieht nur das schwarze Wasser.

Den Rest der Nacht darf auch ich bei Farida schlafen, am nächsten Tag holt mich Maria Nikolajewna ab und nimmt mich mit zum Weingartsteig, in ihr Haus mit den Gemälden und dem Klavier, auf dem meine Mutter gespielt hat. Ich habe Angst vor ihrem deutschen Mann, bestimmt wird er böse, wenn er mich sieht, aber er schaut mich nur mit einem langen traurigen Blick durch

seine Brille an.

Immer wieder in den nächsten zwei Tagen macht Maria Nikolajewna Anstalten, mir etwas zu sagen, aber dann schüttelt sie den Kopf und fängt an zu weinen. «Ich kann nicht», schluchzt sie, «ich kann nicht. Deine Mutter ist nur weggefahren, zu Bekannten, sie kommt bald wieder.» Ich bin verwundert. Zu wem sollte meine Mutter gefahren sein?

Sie kennt doch niemanden.
Außerdem hätte sie ihre guten
Schuhe angezogen, aber die
stehen zu Hause im Flur.

Vom Weingartsteig ist es weit
bis zum Friedhof, aber ich bin
eine versierte Sprinterin. Ich
laufe, ohne ein einziges Mal
innezuhalten, vom einen Ende
der Stadt zum anderen, bis ich
keuchend vor dem Leichenhaus
stehe. Und da ist sie, meine
Mutter. Ich habe nicht gehofft,

sie nicht hinter dieser Scheibe zu sehen. Schon lange habe ich gewusst, dass ich eines Tages hier stehen und sie anschauen, dass aus dem bösen Spiel, das sie so oft mit mir gespielt hat, eines Tages Ernst werden würde. Jetzt hätte es keinen Sinn mehr, sie zu rütteln und zu zwicken, jetzt könnte ich ihr kein Lächeln mehr entlocken, ich könnte nichts mehr ausrichten gegen ihren Tod.

Immer hat mich die Vorstellung verfolgt, dass die Toten hinter dieser Scheibe in Wirklichkeit Scheintote sind, die sich nicht bemerkbar machen können, obwohl sie alles hören und fühlen, aber meine Mutter fühlt nichts mehr, das weiß ich. Jetzt ist sie wirklich tot.

Wie froh muss sie sein, dass es so ist, denke ich, dass sie nun nichts mehr fühlt vom Leben, das sie so furchtbar

gequält hat. Oder – wäre sie im letzten Moment doch noch ans Ufer zurückgeschwommen, wenn sie hätte schwimmen können? Ist sie im letzten Moment doch gegen ihren Willen gestorben? Aus irgendeinem Grund erschreckt mich am meisten der Gedanke an das oktoberkalte Wasser. Wahrscheinlich, so denke ich, ist sie gar nicht ertrunken, wahrscheinlich ist ihr zu

kleines, schwaches Herz schon
vorher stehengeblieben,
zersprungen, während sie in
das kalte Wasser
hineingelaufen ist.

Mit dem aufgelösten
schwarzen Haar auf dem
weißen Sargkissen sieht sie
fremd aus, wie das
Schneewittchen aus dem
deutschen Märchenbuch. An
ihrer rechten Wange hat sie
oben, unter dem Auge, einen

blauen Fleck. Woran hat sie sich gestoßen im Wasser? Man hatte ihre Hände über der Sargdecke gefaltet wie die der beiden anderen Toten, die an diesem Tag im Leichenhaus aufgebahrt sind, aber ihr hat man kein Kreuz zwischen die Hände gesteckt. Vor ihrem Sarg stehen auch keine Kränze und Blumen. Sie liegt da ganz schmucklos, ganz für sich, an einem anderen Ort als die

beiden Toten neben ihr.

Erst später erfahre ich, dass man ihren grauen Mantel mit den abgeschabten Samtstulpen, ihr letztes Kleidungsstück aus der Ukraine, am Ufer des Flusses gefunden hat, nur ein paar hundert Meter weiter ihren leblosen Körper, von der Strömung angespült. Den Mantel hat sie ausgezogen, akkurat zusammengefaltet und ins Gras gelegt. Die Stelle hatte

sie wahrscheinlich schon lange
vorher ausgesucht, vielleicht an
dem Tag, an dem sie den
zehnten Oktober im
Wandkalender ankreuzte. Das
waren die Zeichen, die sie
hinterlassen hat: das Kreuz im
Kalender, das zerrissene Foto
und den Mantel am Ufer.
Warum hatte sie ihn
ausgezogen? Hatte sie nicht
gewusst, dass sein Gewicht ihr
beim Untergehen geholfen

hätte?

Zum Zeitpunkt ihres Todes gab es auf dem alten, parkähnlichen Friedhof der Stadt keine freien Grabplätze mehr, und ein neuer Friedhof wurde gerade erst angelegt. Heute wirkt dieser Friedhof wie eine Eigenheimkolonie mit hübschen Vorgärten, damals war er eine Baustelle. Noch lange stand der Grabstein mit der russischen Inschrift in

einer von Baggern und Planierraupen durchpflügten Wüste. Inzwischen existiert das Grab nicht mehr. Es existiert nichts mehr von ihr außer ein paar alten Schwarzweißfotos, einer seitenverkehrten Kopie ihrer Heiratsurkunde und einer Ikone, die sie einst aus der Ukraine mitgebracht hat. Vermutlich ein Stück aus dem Familienbesitz, das durch Zufall den Enteignungen entgangen

war.

Ich schaue sie lange an hinter der Scheibe, bis es dunkelt, bis das Friedhofstor abgeschlossen wird und ich gehen muss. Ihr Gesicht ist fern und verschlossen, es verrät nichts von den Umständen ihres Sterbens, nichts davon, warum sie uns, meine Schwester und mich, doch nicht mitgenommen hat, warum sie am Ende allein gegangen ist.

Dank

Ich danke allen, die dazu beigetragen haben, dass dieses Buch entstehen konnte. An erster Stelle Igor Tasiz, der mich auf meiner Suche so unermüdlich und sachkundig unterstützt hat.

Darüber hinaus gilt mein Dank Oleg Dobrozrakow, Aleksej und Dmitrij

Dobrozrakow, Ljudmila

Dobrozrakowa, Tatjana

Anochina, Jewgenia

Iwaschtschenko, Irina Jakuba,

Jelena Sujetina, Dmitri

Morozow, Olga Timofejewa,

Roman Lewtschenko, Jelena

Levina, Maria Pirgo, Swetlana

Lichatschowa, Tatjana

Matytsina, Dr. Tim Schanetzky,

Alex Köhler, Barbara Heinze,

Bettina von Kleist, Dr. Elke

Liebs-Etkind, Gabriele Röwer,

Anne Friebe von der
Gedenkstätte für Zwangsarbeit
in Leipzig. Ein besonderer
Dank geht an Volker Strauß.

Nicht zuletzt danke ich
meinen Vorfahren aus der
Ukraine, die an diesem Buch
mitgeschrieben haben: Matilda
De Martino und Jakow
Iwaschtschenko, Lidia und
Sergej Iwaschtschenko, Epifan
Iwaschtschenko und Anna von
Ehrenstreit, Valentina

Ostoslawskaja, Olga
Tschelpanowa und Georgi
Tschelpanow, Natalia
Martynowitsch, Jelena
Perkowskaja, Leonid
Iwaschtschenko, Teresa Pacelli
und Giuseppe De Martino,
Angelina, Valentino, Federico
und Antonio De Martino,
Marusja und Wolodja
Pitschachtschi, Ledja Sujetina,
Eleonora Zhubranskaja. Zu
ganz besonderem Dank bin ich

meiner Tante Lidia
Iwaschtschenko verpflichtet,
die mir mit ihrem
Lebensbericht ein Geschenk
von unschätzbarem Wert
gemacht hat.

Berlin, im Herbst 2016

Quellenverzeichnis

S. 116: Anna Achmatowa:
Requiem (Auszug), in:
Russische Lyrik, hrsg. von Efim
Etkind. Übersetzt von Ludolf
Müller. München (Piper Verlag)
1981.

S. 155f.: Georgij Iwanow: Ohne
Titel, in: Russische Lyrik, hrsg.

von Efim Etkind. Übersetzt von
Kay Borowsky. München (Piper
Verlag) 1981.

S. 251-253: Franz Fühmann:
Jedem sein Stalingrad, in: Franz
Fühmann, Autorisierte
Werkausgabe in acht Bänden,
Band 3. Rostock (Hinstorff
Verlag) 1993.

S. 278: [Notat eines Beamten
des damaligen Auswärtigen

Amtes], in: Ulrich Herbert,
Geschichte der Ausländerpolitik
in Deutschland. Saisonarbeiter,
Zwangsarbeiter, Gastarbeiter,
Flüchtlinge. München (C.H.
Beck) 2008.

S. 279f.: [Bericht eines
russischen Zwangsarbeiters,
der in einem Betrieb in Leipzig
eingesetzt war], in:
Hörf Aufnahme, Stiftung
«Erinnerung, Verantwortung,

Zukunft», Berlin.

S. 289f.: [Aussage eines Mitarbeiters der ATG im Nürnberger Flick-Prozess], in: RG 242, National Archives Collection of Foreign Records Seized, M 891-33 (Auszug).

S. 290: [Aussage der Ankläger im Nürnberger Flick-Prozess], in: Th. Ramge, Totaler Krieg, totaler Profit, in: DIE ZEIT,

Nr. 34 vom 12.08.2004.

Fotonachweis

Die Fotos im Buch stammen aus dem Privatarhiv der Autorin.

S. 9 Jewgenia Iwaschtschenko (1920–1956) mit ihrer Mutter Matilda Iosifowna De Martino (1877–1963); etwa 1938.

S. 55 Jakow Iwaschtschenko
(1864–1937), Jewgenias Vater,
mit seinen Schwestern Jelena,
Valentina und Natalia; etwa
1915–1920.

S. 104 Sergej Jakowlewitsch
Iwaschtschenko (1915–1984),
Jewgenias Bruder, mit Cousinen
am Ufer des Dnjepr; etwa 1927.

S. 159 Die Geschwister Sergej,
Jewgenia und Lidia; etwa 1928.

S. 199 Lidia Iwaschtschenko
(1911-2001), Jewgenias
Schwester; etwa 1935.

S. 245 Jewgenia mit Kopftuch;
etwa 1943/44.

S. 295 Jewgenias Grab,
dahinter die beiden Töchter mit
ihrem Vater; 1957.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt
Verlag, Reinbek bei Hamburg,
März 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt
Verlag GmbH, Reinbek bei
Hamburg

Dieses Werk ist
urheberrechtlich geschützt,

jede Verwertung bedarf der
Genehmigung des Verlages.
Umschlaggestaltung Anzinger
und Rasp, München
Schrift DejaVu Copyright ©
2003 by Bitstream, Inc. All
Rights Reserved.
Bitstream Vera is a trademark
of Bitstream, Inc.
Abhängig vom eingesetzten
Lesegerät kann es zu
unterschiedlichen
Darstellungen

des vom Verlag freigegebenen
Textes kommen.

ISBN Printausgabe 978-3-498-
07389-3 (1. Auflage 2017)

ISBN E-Book 978-3-644-
00056-8

www.rowohlt.de

Hinweis: Die Seitenzahlen im
Quellenverzeichnis und im
Fotonachweis beziehen sich auf
die Printausgabe.

Verbinden Sie sich mit uns!

Neues zu unseren Büchern und Autoren finden Sie auf www.rowohlt.de.

Werden Sie Fan auf [Facebook](#) und lernen Sie uns und unsere Autoren näher kennen.

Folgen Sie uns auf Twitter und verpassen Sie keine wichtigen Neuigkeiten mehr.

Unsere Buchtrailer und Autoren-Interviews finden Sie auf YouTube.

Abonnieren Sie unseren Instagram-Account.

rowohlt



Besuchen Sie unsere Buchboutique!

BUCHBOUTIQUE

AUSGESTATTET VON  rowohlt

Die Buchboutique ist ein Treffpunkt für Buchliebhaberinnen. Hier gibt es viel zu entdecken: wunderbare Liebesromane, spannende Krimis und

Ratgeber. Bei uns finden Sie jeden Monat neuen Lesestoff, und mit ein bisschen Glück warten attraktive Gewinne auf Sie.

Tauschen Sie sich mit Ihren Mitleserinnen aus und **schreiben Sie uns hier Ihre Meinung.**